

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badischer Volks-Kalender**

1918

[urn:nbn:de:bsz:31-336908](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336908)

**OZB**

833, 9.  
1918





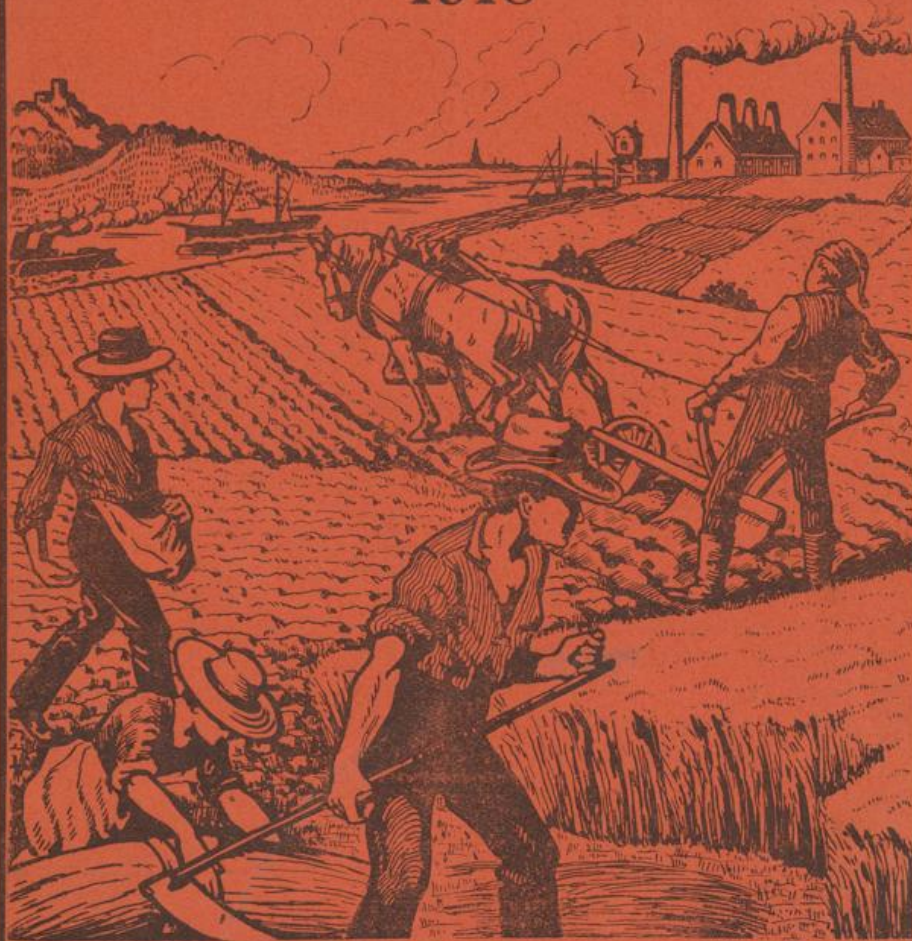


9. Jahrgang.

OZ B 833, 9. 1918

Preis 50 Pfg.

# Badischer Volks-Kalender 1918



Verlag des Landesvorstandes der Sozialdemokratischen Partei Badens.  
Druck der Mannheimer Aktiendruckerei A.-G., Mannheim.



# Adressenverzeichnis.

## Parteivorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands:

- Vorsitzender: Fr. Ebert, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3.  
Telephon: Amt Moritzplatz 14740/41.  
Kassierer: O. Braun, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3.  
Telephon: Amt Moritzplatz 14740/41.  
Adresse für alle Zuschriften: W. Pfannkuch, Berlin SW. 68,  
Lindenstraße 3. Telephon: Amt Moritzplatz 14740/41.

## Kontrollkommission:

- Fritz Brühne, Frankfurt a. M., Bleidenstraße 33.

## Jugend-Zentralstelle:

- Fr. Ebert, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3.

## Zentralbildungsausschuss:

- H. Schulz, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3.

## Deutscher Landarbeiterverband:

- Georg Schmidt, Berlin SO. 16, Michaelkirchplatz 1 II.

## Landesvorstand der Sozialdemokratischen Partei Badens:

- Vorsitzender: Ant. Geiß, Mannheim, S 1, 15.  
Sekretär: Karl Hahn, Mannheim, R 3, 14 II.  
Telephon Nr. 1974.

## Kreis-Sekretariate:

9. Kreis: Oskar Trinks, Karlsruhe.  
11. Kreis: Georg Strobel, Mannheim, R 3, 14 II.  
12. Kreis: Emil Maier, Heidelberg, Kirchstraße 22.

## Arbeiter-Sekretariate:

- Mannheim: Sekretär: Rich. Böttger, „Gewerkschafts-  
haus“, F 4, 8/9. Telephon 2483.  
Karlsruhe: Wilhelmstraße 47. Telephon 2090.  
Pforzheim: Sekretär: Arthur Dietrich, Gymnasiums-  
straße 24 I.  
Freiburg: Sekretär: Phil. Markloff, Predigerstraße 3.  
Heidelberg: Sekretär: Chr. Stoc, i. B.: H. Vogt,  
Augustinergasse.

## Vorsitzende der sozialdemokr. Reichstagswahlkreisvereine:

1. Kreis: Otto Korm, Singen a. S., Ekkehardstraße.
2. " Matthias Faust, Billingen, Brigachstr. 10.
3. " Adolf Müller, Gemeinderat, Schopfheim.
4. " Ernst Kösch, Landtagsabgeordneter, Lörrach.
5. " i. B.: Friedr. Haug, Freiburg, Zähringerstr. 62.
6. " Gustav Richter, Stadtrat, Lahr.
7. " Peter Haberer, Offenburg, Gerberstraße 3.
8. " D. Meller, Raßau, Mitterstraße 13.
9. " Fr. Weber, Landtagsabg., Durlach, Auerstr. 52.
10. " Friedr. Sigmund, Karlsruhe, Hebelstraße 11.  
Telephon Nr. 2707. (Anruf nur zwischen 12 bis 1  
Uhr mittags möglich.)
11. " Richard Böttger, Mannheim, F 4, 8/9.
12. " Chr. Stoc, Heidelberg, Augustinergasse.
13. " i. B.: Wilhelm Staiber, Bruchsal, Talstr. 13.
14. " i. B.: Johann Kemmer, Grünzfeld.

## Leiter der Agitationsstellen:

1. Kreis: Georg Reinbold, Singen a. S., Waldstraße 42.
2. " M. Faust, Billingen, Brigachstraße 10.
4. " Fr. Breitenfeld, Lörrach, Spitalstraße 53.
5. " i. B.: Kreisvorstand, Freiburg i. Br., Prediger-  
straße 3.

## Beachtenswerte Adressen

einer Anzahl sozialpolitischer Anstalten und Behörden, mit welchen sich Arbeiter häufiger zur Wahrung ihrer Interessen in Verbindung zu setzen haben:

### Badische Fabrikinspektion:

Karlsruhe: Leopoldstraße 7. Sprechstunde während der üblichen Büreaufstunden.

### Berufsgenossenschaften:

- Deutsche Buchdrucker-Berufsgenossenschaft, Sektion IV in Stuttgart.  
Steinbruchs-Berufsgenossenschaft, Sektion II in Karlsruhe, Waldstraße 44.  
Berufsgenossenschaft der Feinmechanik und Elektrotechnik, Sektion VIII in Karlsruhe, Leopoldstr. 45.  
Südd. Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaft, Sektion IV in Mannheim, Luisenring 10.  
Südd. Edelmetall- und Unedelmetall-Berufsgenossenschaft, Sektion III in Pforzheim, Zerkenerstr. 1.  
Töpferei-Berufsgenossenschaft, Sektion VIII in Freiburg i. Br.  
Berufsgenossenschaft der Chemischen Industrie, Sektion VI in Mannheim, Luisenring 15.  
Berufsgenossenschaft der Gas- u. Wasserwerke, Sektion VIII in Mannheim, K 7, 1.  
Südd. Textil-Berufsgenossenschaft, Sektion IV in Freiburg i. Br., Glümerstr. 17.  
Seiden-Berufsgenossenschaft, Sektion II in Freiburg i. Br., Glümerstr. 17.  
Papiermacher-Berufsgenossenschaft, Sektion III in Freiburg i. Br., Glümerstr. 17.  
Papier-Verarbeitungs-Berufsgenossenschaft, Sektion VII in Lahr.  
Südwestdeutsche Holz-Berufsgenossenschaft, Sektion II in Karlsruhe, Gartenstr. 39.  
Müllerei-Berufsgenossenschaft, Sektion XII in Mannheim, Luisenring 15.  
Brauerei- und Mälzerei-Berufsgenossenschaft, Sektion II in Karlsruhe, Leopoldstr. 45.  
Berufsgenossenschaft der Schornsteinfeger, Sektion XII in Freiburg i. Br., Gyonstr. 13.  
Südwestl. Baugewerks-Berufsgenossenschaft, Sektion I in Mannheim, Luisenring 14. Sektion II in Karlsruhe, Leopoldstr. 45. Sektion III in Freiburg i. Br., Franziskanerstr. 3.  
Lagerer-Berufsgenossenschaft, Sektion VII in Mannheim, O 6, 1.  
Fuhrwerks-Berufsgenossenschaft, Sektion XXXII in Mannheim, U 1, 23.  
Westdeutsche Binnenschiffahrts-Berufsgenossenschaft, Sektion I in Mannheim, Luisenring 15.  
Badische landwirtschaftliche Berufsgenossenschaft in Karlsruhe, Kriegstr. 47 b.  
Nahrungsmittel-Industrie-Berufsgenossenschaft Mannheim, Augusta-Anlage 24.

### Ober-Versicherungsamter:

- Karlsruhe, Nördliche Bildapromenade 1.  
Mannheim, L 2, 11 II.  
Freiburg, Verlängerte Kaiserstraße.  
Konstanz.  
Das Schiedsgericht für den Betrieb der Bad. Staats-Eisenbahnen und Salinen befindet sich in Karlsruhe, Erbprinzenstraße 15.

### Landesversicherungsanstalt Baden:

Karlsruhe, Kaiserallee 8.

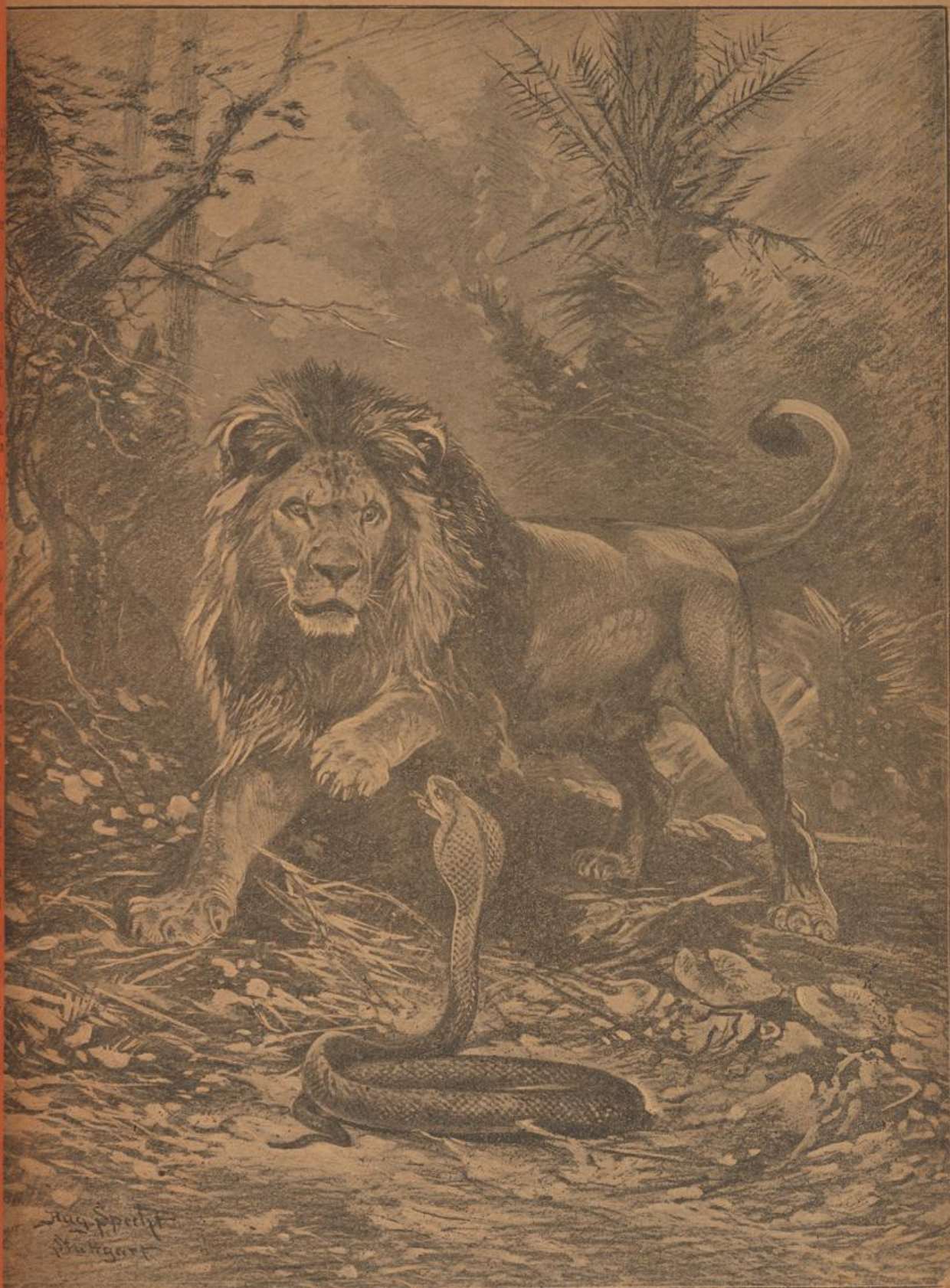
### Landesversicherungsamt:

Karlsruhe, Schlossplatz 19.

### Reichsversicherungsanstalt für Angestellte:

Direktorium Berlin, Wilmersdorf, Hohenzollerndamm.





### Kraft und List

Nach einem gleichnamigen Gedicht Rudolf Lavants, gezeichnet von August Specht.



# Kraft und List.

Von Rudolf Lavant.

So war es recht, mein edler, stolzer Leu,  
Denn furchtlos war und trotzig deine Haltung  
Im ersten Akt des Kampfes mit der Schlange! —  
Als sie weit auf den gift'gen Rachen riß  
Und, gierig züngelnd, aus den kleinen Augen  
Voll wilder Tücke das erforne Opfer  
Anfunkelte, da bannte sie dich nicht,  
Denn nur dem Namen nach kennst du die Furcht.  
Wohl zucktest du im ersten Augenblick  
Zusammen, doch vor Ueberraschung nur,  
Denn Tros und Kampflust war die zweite Regung  
Und jeden Muskel, jede Sehne spanntest  
Du unwillkürlich für den Riesenkampf  
Auf Tod und Leben. Der Verhassten Blick  
Ist an dem deinen hilflos abgeprallt,  
Wie am Gemäuer ein verirrter Pfeil.  
Du maßest sie mit einem finstern Blick  
Voll Ekel, Haß und gründlicher Verachtung,  
Und regungslos, als ob ein Erzgebild  
Man in der Wildnis Mitte aufgestellt,  
Sahst ihrem Angriff ruhig du entgegen.  
Sie kannte dich; sie hatte oft versucht,  
In ihre mäch'tgen Ringe zu verstricken

Den edlen Gegner und ihn tot zu drücken  
In fürchterlicher Pressung. Nie gelang's  
Und die Erin'rung an die alten Kämpfe  
Schien schwankend sie zu machen und verzagt.  
Sie zauderte, dann aber schoß sie zu,  
Als müsse diesmal ihren gift'gen Zahn  
Ins Fleisch sie schlagen ihrem stolzen Feind,  
Urpötzlich lähmend seine Lebenskraft,  
Um dann allmählich in des Leibes Ringen  
Die Knochen zu zerbrechen. Eitler Wahn!  
Ein Hieb der Pranke traf des Scheufals Haupt  
Und wie vom Blitz getroffen fuhr die Wunde  
In wildem Schmerz in ihr Versteck zurück.  
Du hast sie hübsch zerfest; sie wird gedenken  
An diesen Tag — doch sei auf deiner Hut!  
Sie ist nicht tot, ob noch so gut getroffen,  
Und wiegst du dich in falsche Sicherheit,  
So läuffst du nach dem Kampfe noch Gefahr,  
Daß sie urpötzlich auf dich niederschießt.  
Zu ihrem alten Hasse kommt die Wut,  
Der bitt're Schmerz ob ihrer Niederlage;  
Falsch ist die Schlange, tückisch und verbissen  
Und unverföhnlich. Löwe, hüte dich!





OZB 833, 9. 1918

# Badischer Volks = Kalender

für das Jahr



## Inhalts - Verzeichnis :

	Seite		Seite
Kalendarium . . . . .	4—17	Die dritte Kriegstagung des badischen Landtags . . . . .	51
Wie Joggeli eine Frau sucht . . . . .	19	Statistisches . . . . .	54
Bilder vom Kriege . . . . .	23	Hauswirtschaftliches . . . . .	57
Johann Jacoby . . . . .	34	Gesundheitspflege . . . . .	58
Hat der Krieg Einfluß auf die Witterung . . . . .	38	Senkersgeschichten . . . . .	60
Mazedonischer Salat . . . . .	39	Post-Tarif . . . . .	62
Die Schwammerlsupp'n . . . . .	42	Verzeichnis der Messen und Märkte in Baden . . . . .	63
Der Sozialismus der Kirchenväter . . . . .	44	Humoristisches . . . . .	46, 53, 56, 59
Das dritte Kriegsjahr . . . . .	47	Gedichte.	



Verlag des Landesvorstandes der Sozialdemokratischen Partei Badens.  
Druck der Mannheimer Aktiendruckerei A.-S., Mannheim.



Kalender der Israeliten für das Jahr 5678/5679.

1918	5678	
Januar 14.	Schebat 1.	
Februar 13.	Nisar 1.	
" 25.	" 13.	Fasten-Esther
" 26.	" 14.	Purim
" 27.	" 15.	Schuschon-Purim
März 14.	Nisan 1.	
" 28.	" 15.	Passahaufang*
" 29.	" 16.	Zweites Fest*
April 3.	" 21.	Siebentes Fest*
" 4.	" 22.	Achtes Fest*
" 13.	Ijar 1.	
" 30.	" 18.	Lag-Beomer
Mai 12.	Sivan 1.	
" 17.	" 6.	Wochenfest*
" 18.	" 7.	Zweites Fest*
Juni 11.	Thamuz 1.	
" 27.	" 17.	Fasten, Tempeleroberung
Juli 10.	Ab 1.	
" 18.	" 9.	Fasten, Tempelverbrennung
August 9.	Elul 1.	
	<b>5679</b>	
September 7.	Tischri 1.	Neujahrstfest*
" 8.	" 2.	Zweites Fest*
" 9.	" 3.	Fasten-Gedaliah
" 16.	" 10.	Versöhnungsfest*
" 21.	" 15.	Laubhüttenfest*
" 22.	" 16.	Zweites Fest*
" 27.	" 21.	Palmenfest
" 28.	" 22.	Laubhüttenende*
" 29.	" 23.	Geseßsfreunde*
Oktober 7.	Marcheschwan 1.	
November 5.	Kislev 1.	
" 29.	" 25.	Tempelweihe
Dezember 4.	Tebeth 1.	
" 13.	" 10.	Fasten, Belag, Jerusalems

Die mit \* bezeichneten Feste werden streng gefeiert.

Die vier Jahreszeiten.

Der Frühl ing beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widlers den 21. März, 11 Uhr vormittags. Frühlings Tag- und Nachtgleiche.

Der Sommer beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses den 22. Juni, 7 Uhr vormittags. Sommerjonnentwende; längster Tag, kürzeste Nacht.

Der Herbst beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage den 23. September, 10 Uhr abends. Herbstes Tag- und Nachtgleiche.

Der Winter beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks den 22. Dezember, 5 Uhr nachmittags. Winterjonnentwende; kürzester Tag, längste Nacht.

Wie die Feste fallen von 1919 bis 1925.

Jahr	Aschermittw.	Ostern	Himmelfahrt	Pfingsten
1919	5. März	20. April	29. Mai	8. Juni
1920	18. Februar	4. "	13. "	23. Mai
1921	9. "	27. März	5. "	15. "
1922	1. März	16. April	25. "	4. Juni
1923	14. Februar	1. "	10. "	20. Mai
1924	5. März	20. "	29. "	8. Juni
1925	25. Februar	12. "	21. "	31. Mai

Allgemeine bürgerliche Feiertage.

Allgemeine bürgerliche Feiertage, an denen Rechts- und gerichtliche Geschäfte stille stehen, sind außer den Sonntagen folgende: Neujahr, Karfreitag, Ostermontag, Christi Himmelfahrtstag, Pfingstmontag, Fronleichnamstag, Peter und Paul, Maria Himmelfahrtstag, Weihnachten.

Das Jahr 1918 ist

seit Beginn unserer Zeitrechnung	das 1918
Erkaffung der Welt nach der Zeitrechnung der griechisch-katholischen Kirche	7426
Erkaffung der Welt nach jüd. Zeitrechnung	5679
Entstehung der Erde nach Berechnungen der Naturforscher ungefähr das	4,000,000,000
Erbauung der Pyramiden	3245
der Hermannschlacht im Teutoburger Walde	2006
Einführung des julianischen Kalenders	1963
der Zerstörung Jerusalems	1848
der Zeitrechnung der Mohammedaner	1395
Erfindung des Geschüßes und Pulvers	538
Erfindung der Buchdruckerkunst	478
Entdeckung Amerikas	426
der Reformation Luthers	401
Einführung des gregorianischen Kalenders	386
Erfindung der Fernrohre	309
Verdammung des durch Galliläi verteidigten copernicanischen Weltsystems	285
Erfindung der Pendeluhrn	261
Erfindung der Dampfmaschine durch Watt.	220
Einführung des elektromagnetischen Druck-telegraphen	81
Einführung des verbesserten Kalenders	218
der ersten französischen Revolution	129
Einführung der Schutzplatten	123
Erfindung der Steinohlen-Gasbeleuchtung	111
der ersten Eisenbahn in Deutschland	83
der deutschen März-Revolution	70
Begründung der deutschen Sozialdemokratie	55
Neuerichtung des Deutschen Reiches	47
Einführung des Telephons	41
Erfindung der drahtlosen Telegraphie	22

Sichtbarkeit der Planeten.

Neptun ist in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckt worden. Er ist am weitesten von der Sonne entfernt, erscheint als ein Stern achter Größe und ist daher dem bloßen Auge unsichtbar.

Uranus wurde am 13. März 1781 von Herschel entdeckt. Er erscheint als Stern sechster Größe und ist nur unter sehr günstigen Umständen für ein scharfes Auge sichtbar. Der Planet wird von vier Monden begleitet.

Saturn war schon im Altertum bekannt. Er erscheint als Stern zweiter Größe in rötlichem Licht und ruhigem Glanz. Die Zeit der bequemsten Sichtbarkeit fällt in die Wintermonate zu Anfang und Ende des Jahres. Anfang Februar steht er um Mitternacht herum hoch im Meridian und ist von Mitte Januar bis Mitte März die ganze Nacht hindurch sichtbar. Von da an nimmt die Dauer der Sichtbarkeit schnell ab. Mitte April beträgt sie kaum noch 7 Stunden. Anfang Juni geht er bereits um Mitternacht unter und ist dann nur noch 2 Stunden sichtbar und gegen Ende Juni verschwindet er ganz in den Strahlen der Sonne. Gegen Ende August erscheint er wieder kurz vor Tagesanbruch am nordöstlichen Himmel. Anfang November geht er um Mitternacht auf und ist dann etwa 6 Stunden sichtbar. Am Ende des Jahres beträgt die Dauer der Sichtbarkeit wieder 11 Stunden. — Dem Monde scheinbar nahe kommt der Planet zur Zeit seiner Sichtbarkeit am 27. Januar, 23. Februar, 22. März, 19. April, 16. Mai, 3. September, 1. und 28. Oktober, 25. November und 22. Dezember. Am 5. September steht er nahe der Venus, etwas nördlich von ihr.

Jupiter glänzt in ruhigem gelblichen Licht. Die Zeit der besten Sichtbarkeit des Planeten fällt in die Wintermonate, zu Anfang und Ende des Jahres. Anfangs ist er in den Abendstunden am Himmel etwa 12 Stunden lang zu sehen, doch nimmt die Dauer der Sichtbarkeit bei seiner scheinbaren Annäherung an die Sonne ziemlich schnell ab, so daß er Mitte März nur noch 4 Stunden zu sehen ist und in der zweiten Hälfte des Mai ganz unsichtbar wird. Gegen Mitte Juli erscheint er



wieder auf kurze Zeit des Morgens im Nordosten; gegen Ende August geht er schon vor Mitternacht auf und ist dann wieder 4 Stunden lang sichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit nimmt fortwährend schnell zu und von Mitte Dezember an glänzt der Planet die ganze Nacht hindurch am Himmel. — In die scheinbare Nähe des Mondes kommt Jupiter zur Zeit seiner Sichtbarkeit am 22. Januar, 18. Februar, 17. März, 14. April, 12. Mai, 3. und 31. August, 28. September, 25. Oktober, 21. November und 19. Dezember. Am 27. Juli nähert er sich der Venus bis auf nahezu eine Vollmondsbreite und steht dann nördlich von dieser.

Mars erscheint dem bloßen Auge in auffallend rotem Licht. Der Planet ist zwar das ganze Jahr hindurch sichtbar, unter günstigeren Umständen indessen nur etwa bis in die ersten Wochen des Mai. Anfang März steht er die längste Zeit, etwa 10½ Stunden, am nördlichen Himmel, zu Anfang Mai ist er nur noch 6½ Stunden lang sichtbar und von Beginn des Sommers bis zum Ende des Jahres bleibt die Dauer der Sichtbarkeit wegen seines immer südlicher werdenden Standes auf die Grenzen zwischen 1½ und ½ Stunde beschränkt. — In die scheinbare Nähe des Mondes kommt der Planet an folgenden Tagen: 4. Januar, 1. und 28. Februar, 26. März, 22. April, 19. Mai, 16. Juni, 15. Juli, 13. August, 10. September, 9. Oktober, 7. November und 6. Dezember.

Venus — Morgen- und Abendstern — erscheint wegen ihres blendend weißen Lichtes als der schönste Stern am Himmel; zur Zeit ihres größten Glanzes kann sie, wenn man nur ihre Stellung genau kennt, sogar bei Tage mit bloßem Auge gesehen werden. Anfänglich ist er 3 Stunden als Abendstern sichtbar, kommt aber am 10. Februar in die untere Konjunktion zur Sonne und wird daher um diese Zeit als Abendstern unsichtbar, da er aber jetzt nördlicher als die Sonne steht, kann er schon einige Tage vorher zugleich als Morgenstern gesehen werden. Als solcher ist er den ganzen März hindurch reichlich eine Stunde lang sichtbar. Am 21. April erreicht er zwar seine größte westliche Elongation, nimmt aber einen südlicheren Stand zur Sonne an, so daß die Dauer seiner Sichtbarkeit zu Anfang Mai sich bis zu nahe einer halben Stunde verringert. Später nimmt diese wieder zu bis auf zwei Stunden zu Anfang August, um dann stetig abzunehmen bis in die ersten Tage des November. Zu dieser Zeit wird der Planet ganz unsichtbar, da er am 24. November die obere Konjunktion zur Sonne erreicht. — Dem Monde scheinbar nahe kommt Venus am 15. Januar, 11. Februar, 10. März, 8. April, 7. Mai, 6. Juni, 5. Juli, 4. August, 3. September, 4. Oktober und 3. November.

Merkur zeichnet sich unter den Planeten durch seinen funkelnden Glanz aus. Die Sichtbarkeit währt immer nur kurze Zeit, weil sie bei seiner geringen Entfernung von der Sonne immer in die helle Dämmerung fällt. Der Planet kann in diesem Jahre am besten zu folgenden Zeiten gesehen werden: Mitte Januar des Morgens im Südosten nahezu eine halbe Stunde, gegen Ende März und in der ersten Hälfte des April bis annähernd eine Stunde des Abends am westlichen Himmel, in den letzten zwei Dritteln des September bis zu ¾ Stunden des Morgens im Osten und in der letzten Woche des Dezember gleichfalls des Morgens tief am südöstlichen Himmel bis zu einer halben Stunde. Der schmale Mondschiel steht der Planet zur Zeit seiner Sichtbarkeit nahe am 11. Januar, 12. April und 31. Dezember.

#### Die Finsternisse des Jahres 1918.

Im Jahre 1918 werden zwei Sonnenfinsternisse und eine Mondfinsternis stattfinden. In unseren Gegenden wird keine von ihnen sichtbar sein.

Die erste Sonnenfinsternis findet statt in der Nacht vom 8. zum 9. Juni und ist eine totale. Sie beginnt in der westlichen Hälfte des Stillen Ozeans um 8 Uhr 29 Minuten abends des 8. Juni, erstreckt sich dann über die nordöstliche Hälfte Asiens, das nördliche Norwegen, die nördlichen Polargegenden, Nord- und Mittelamerika und endet um 1 Uhr 46 Minuten morgens des

9. Juni im Golf von Tehuantepec. Die schmale Zone der totalen Verfinsternung geht mitten durch die Vereinigten Staaten in nordwestlich-südöstlicher Richtung. Die totale Finsternis dauert von 9 Uhr 32 Minuten abends bis 12 Uhr 43 Minuten morgens.

Die Mondfinsternis ereignet sich in den letzten Vormittagsstunden des 24. Juni. Sie ist eine partielle von geringem Umfang, da nur etwa ein Siebtel des Monddurchmessers bedeckt wird, und dauert von 10 Uhr 46 Minuten vormittags bis 10 Minuten nach der Mittagstunde. Die Finsternis wird sichtbar in der westlichen Hälfte von Südamerika, in Nordamerika mit Ausnahme des nordöstlichen Teils, im Stillen Ozean, in Australien, auf den Sunda-Inseln außer Sumatra und in Japan.

Die zweite Sonnenfinsternis ist eine ringförmige und findet am 3. Dezember statt. Sie beginnt als partielle Finsternis im östlichen Teile des Stillen Ozeans um 1 Uhr 21 Minuten nachmittags, erstreckt sich über Südamerika mit Ausnahme der nördlichen Küstländer, die südliche Hälfte des Atlantischen Ozeans und das südwestliche Afrika. Sie endet um 7 Uhr 22 Minuten abends im östlichen Teil des Atlantischen Ozeans. Die Zone der ringförmigen Verfinsternung, die von 2 Uhr 29 Minuten bis 6 Uhr 15 Minuten nachmittags dauert, durchquert die Staaten Chile und Argentinien.

#### Mondphasen.

- Neumond
- ☾ Erstes Viertel
- ☽ Vollmond
- ☾ Letztes Viertel

#### Umlaufzeit, Entfernung und Größe der Planeten.

Die Sonne ist 1 253 000 mal größer und 333 470 mal schwerer als die Erde. Der Mond läuft in 27 Tagen 8 Stunden um die Erde, ist 384 000 Kilometer von ihr entfernt und 50 mal kleiner und 1/81 so schwer als diese. Der Durchmesser der Erde beträgt 12 756 Kilometer, ihre mittlere Entfernung von der Sonne 149, die kleinste Entfernung 146½ und die größte 151½ Millionen Kilometer.

Namen der Planeten	Umlaufzeit um die Sonne			Entfernung von der Sonne in Millionen Kilometern	Größenverhältnis zur Erde
	Jahr.	Tage	Std.		
☿ Merkur . .	—	88	20	58	19 mal kleiner
♀ Venus . . .	—	224	17	108	um 1/10 kleiner
♂ Mars . . .	1	921	17	227	7 mal kleiner
♃ Jupiter . .	11	814	20	775	1289 mal größer
♄ Saturn . . .	29	186	23	1424	654 mal größer
♅ Uranus . . .	84	5	20	2864	87 mal größer
♆ Neptun . . .	164	285	—	4487	105 mal größer

Zwischen Mars und Jupiter bewegen sich kleine Planeten, von denen bis jetzt über 650 bekannt sind, und deren Umlaufzeit zwischen 1½ und 12 Jahren liegt.

#### Umlaufzeit und Entfernung derjenigen periodischen Kometen, deren Umlaufzeit unter 100 Jahren liegt und deren Wiederkehr beobachtet wurde.

Name des Astronomen, nach welchem der Komet benannt wird	Zuletzt beobachtete Wiederkehr in die Sonnennähe	Umlaufzeit um die Sonne	Kleinste Entfernung von der Sonne in Millionen Kilometern	Größte Entfernung von der Sonne in Millionen Kilometern	Wiederkehr n. Ende 1917
Tempel . .	Mai 1915	5,3 Jahre	207	697	1920
Winncke . .	August 1915	5,8 „	132	832	1921
Perrine . .	November 1909	6,4 „	165	866	1923
Tempel . .	Mai 1879	6,5 „	309	730	1918
Viola . . .	September 1852	6,7 „	131	927	—
d'Arrest . .	September 1910	6,7 „	198	860	1924
Brooks . .	Januar 1911	7,1 „	292	808	1918
Faye . . .	November 1910	7,4 „	246	885	1918
Pons-Brooks	Januar 1884	71,6 „	115	5017	1955
Olbers . . .	Oktober 1887	72,6 „	179	5010	1960
Halley . . .	April 1910	76,1 „	102	5248	1986



Das Leben gleicht, ge en die Ewigkeit, Dem schnellen Gauche, welcher den Sterbenden Entfließt; mit ihm entflieht die Seele, Die der Unendlichkeit ewig nach römt.



Du bist auf dieser Welt nur Gast Auf eine kurze Zahl von Tagen. Wird dir's so schwer, dich also zu betragen, Daß du nicht andern Gästen wirft zur Last?

1918	Protestanten	Katholiken	
1. W.	Besch. Christi	Besch. Christi	
D 1	Neujahr	Neujahr	
M 2	Abel, Seth	Macarius	
D 3	Enoch, Daniel	Genovefa	
F 4	Methusalem	Titus	
S 5	Simeon	Telesphorus	
2. W.	S. n. Neuj.	S. n. Neuj.	
S 6	Epyphantas	St. 3 Könige	
M 7	Melchior	Lucian	
D 8	Balthasar	Severinus	
M 9	Kaspar	Julian	
D 10	Paul. Eins.	Agathon	
F 11	Erhard	Hyginus	
S 12	Reinhold	Arcadius	
3. W.	1. n. Epiph.	1. n. Epiph.	
S 13	Hilarius	Gottfried	
M 14	Felix	Felix	
D 15	Habakuk	Maurus	
M 16	Marcellus	Marcellus	
D 17	Antonius	Antonius	
F 18	Prisca	Petri Stuhf.	
S 19	Ferdinand	Kanut	
4. W.	2. n. Epiph.	2. n. Epiph.	
S 20	Fab. Seb.	Fab. Sebast.	
M 21	Agnes	Agnes	
D 22	Vincentius	Vincentius	
M 23	Emerentiana	Emerentiana	
D 24	Timotheus	Timotheus	
F 25	Pauli Befehr.	Pauli Befehr.	
S 26	Polycarpus	Polycarpus	
5. W.	Septuagesimä	Septuagesimä	
S 27	Joh. Chryf.	Joh. Chryf.	
M 28	Karl	Karl d. Große	
D 29	Samuel	Frz. v. Sales	
M 30	Abelgunde	Martina	
D 31	Valerius	Petri Nolasc.	

Mondweage.	
( den 5. Januar 1	Uhr nachmittags; ☉
d. 12. Januar 12 Uhr	mitternacht; ☽ den
19. Januar 4 Uhr	nachmittags; ☽ den
27. Januar 4 Uhr	morgens.
Planeten.	
Merkur sichtbar	in den drei letzten
in den drei letzten	Wochen des Monats
des Morgens im	Südosten bis nahe
1/2 Stunde.	
Venus ist anfangs	3 1/2, zuletzt nur noch
5/4 Stunde als Abend-	stern sichtbar; am 5.
ds. Monats im größ-	ten Glanz.
Mars geht in den	späten Abendstunden
auf und ist 8 bis 9	Stunden lang sicht-
bar.	
Jupiter sichtbar	anfangs 12, Ende
des Mon. noch 9 1/2	Stunden.
Saturn geht ziem-	lich früh am Abend
auf und ist von Mitte	des Monats an die
ganze Nacht hindurch	sichtbar.
Hundertj. Kalender.	
Jan. trocken u. ge-	linde, doch mitunter
auch starker Frost und	Schnee.

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonne:		Mond:		Tageslänge	Dämmerung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
4.	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
8.13	8.13	3.57	Morg.	10.33	7 44	47
12.	8.09	4.08	7.40	3.46	7 59	43
20.	8.02	4.20	10.47	1.41	8 18	45
28.	7.52	4.35	6.33	7.55	8 43	44

Am 1. Januar Sonne in Erdnähe.

Zwei Seingesehrte.

Zwei Wandrer zogen hinaus zum Tor, zur herrlichen Alpenwelt empor. Der eine ging, weil's Mode lust, den andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die zwei, da rückt die ganze Sippe herbei, da wirbelt's von Fragen ohne Zahl: „Was habt Ihr gesehn? Erzählt einmal!“

Der eine drauf mit Gähnen spricht: „Was wir gesehn? Viel Seltnes nicht! Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain, und blauen Himmel und Sonnenschein!“

Der andre lächelnd dasselbe spricht, doch leuchtenden Blick, mit verklärtem Gesicht: „Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain, und blauen Himmel und Sonnenschein!“  
Anastasius Grün.

„Jede Revolution löst die alte Gesellschaft auf, insofern ist sie sozial. Jede Revolution stürzt die alte Gewalt, insofern ist sie politisch. . . Die früheren Revolutionen bedurften der weitgeschichtlichen Rück-erinnerungen, um sich über ihren eigenen Inhalt zu betäuben. Die Revolution des 19. Jahrhunderts muß die Toten ihre Toten begraben lassen, um bei ihrem eigenen Inhalt anzukommen. Dort ging die Phrase über den Inhalt, hier geht der Inhalt über die Phrase hinaus.“  
Karl Marx, „18. Brumaire“.

„Sag mir, worauf die Bösen sinnen?“  
Andern den Tag zu verderben,  
Sich den Tag zu gewinnen,  
Das, meinen sie, heisse erwerben.

Seiters.

Der Unterschied. Kinder, die während der Kriegszeit geboren sind, nennt man Kriegskinder. Daß zwischen Kriegskindern und Kriegskindern Unterschiede gemacht werden, habe ich bis jetzt nicht gewußt. Neulich sehe ich auf der Straße einen ungefähr anderthalbjährigen allerliebsten paus- bäckigen Jungen in seinem Wägelchen sitzen. Ich schüttle es und sage zu ihm: „Du bist ein edler Kriegskind!“ — „Ne“, sagte da das mit der Ob- hut des Knaben vertraute junge Mädchen, eine Un- schuld vom Lande, „das ist kein Kriegskind, der stammt von einer richtig getrauten Herrschaft!“

Vos hast. Drauer (prahlend): „... Der be- rühmte Flieger nimmt stets eine Flasche meines Bieres mit, wenn er aufsteigt.“ — Konturrent: „Ja, er wird halt herausgebracht haben, daß es das leichteste Bier ist.“

Maßstab. „Donner und Doria! — Erst ver- bietet mir der Doktor Lehmann das Bier — und dann schickt er mir eine Rechnung, als ob er's mir erlaubt hätte!“

Im Schützengraben. „Moanst d', daß ma' bei der Hitz 'n Helm abnim derst?“ — „I scho, i hab mei Glah'n selbaran streich'n lass'n!“



Und hat die Welt die weh  
 getan,  
 So greif sie frisch von  
 neuem an,  
 Bis zu, trotz Sturz und  
 Wunden,  
 Im Kampf sie überwunden.



Das Unglück ist ein Sturm,  
 Das Glück ein Sonnenblick,  
 Ertrage, wenn du kannst,  
 Das Unglück wie das Glück.

1918	Protestanten	Katholiken	(L)
F 1	Brigitta	Ignatius	M
S 2	Mar. Rein.	Mar. Magt.	M
6. W.	Sexagesimä	Sexagesimä	
S 3	Blasius	Blasius	S
M 4	Beronica	Andreas Corf.	S
D 5	Agatha	Agatha	S
M 6	Dorothea	Dorothea	S
D 7	Richard	Konrad	S
F 8	Salomon	Joh. v. Matha	S
S 9	Apollonia	Apollonia	S
7. W.	Septuagesimä	Septuagesimä	
S 10	Renata	Scholastica	S
M 11	Euphrosina	Desiderius	S
D 12	Fastnacht	Fastnacht	S
M 13	Aschermitt.	Aschermitt.	S
D 14	Valentinus	Valentinus	S
F 15	Formosus	Faustinus	S
S 16	Juliana	Juliana	S
8. W.	Invokavit	Invokavit	
S 17	Constantia	Donatus	S
M 18	Concordia	Simeon	S
D 19	Susanna	Gabinus	S
M 20	Quatember	Quatember	S
D 21	Eleonora	Eleonora	S
F 22	Petri Stuhl.	Petri Stuhl.	S
S 23	Reinhard	Serenus	S
9. W.	Reminiscere	Reminiscere	
S 24	Matthias	Matthias	S
M 25	Victorinus	Walpurga	S
D 26	Nestor	Alexander	S
M 27	Hektor	Leander	S
D 28	Justus	Romanus	S



**Mondwechsel.**  
 ( d. 4. Febr. 9 Uhr  
 vorm.; d. 11. Febr.  
 11 Uhr vorm.; d. 18.  
 Febr. 2 Uhr morg.;  
 d. 25. Febr. 11 Uhr  
 abends.

**Planeten.**  
 Merkur unsichtb.  
 Venus verschwin-  
 det am 9. ds. Monats  
 als Abendstern, wird  
 aber dafür als Mor-  
 genstern sichtbar, am  
 Ende d. Mon. über 1  
 Stunde lang.  
 Mars geht früh am  
 Abend auf, die Dauer  
 der Sichtbar. nimmt  
 daher zu bis auf 10 1/2  
 Stund. am Ende d. M.  
 Jupiter, die Dauer  
 der Sichtbar. nimmt  
 ab bis auf 7 Stund.  
 am Ende d. M., wo  
 der Planet bei Son-  
 nenuntergang bereits  
 hoch i. Meridian steht.  
 Saturn ist wäh-  
 rend des ganzen Mo-  
 nats die ganze Nacht  
 hindurch sichtbar.

**Hundertj. Kalender.**  
 Febr. im Anfang  
 trocken und kalt, vom  
 13. bis zum 20. Schnee  
 und kalter Wind da-  
 nach gelinde und ab-  
 wechselnd bis zu Ende.



Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnen-		Mond-		Tages- länge	Dämme- rung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	7.41	4.48	1.24	9.56	9 07	42
12.	7.26	5.03	7.25	7.03	9 37	42
20.	7.10	5.19	11.48	4.01	10 09	40
28.	6.53	5.33	8.53	7.03	10 40	40

Alle vier Jahre erfolgt ein Schaltjahr, erstmals wieder im Jahre 1920, in dem der Monat Februar einen Tag mehr als in den Gemeinjahre zählt.

**Die Mütter.**

Und alle geben sie umher  
 mit diesem tiefverschlossenen Weh im Blick,  
 als hätt' das Leben keine Hoffnung mehr.  
 Der wilde Sturm zerschlug das bischen Glück,  
 das ihres Daseins Inhalt war . . .  
 Nun stehen sie, jeden Trostes bar,  
 und schauen ihren schweren Weg zurück.  
 Nur manchmal zuckt ein Strahl aus fernem Land  
 und um die Stirne huscht ein leises Leuchten,  
 da, wo der Mutterblick die Kinder fand.  
 Ihr habt die Zukunft noch verzaget nicht!  
 Und ob sich jetzt auch eure Augen feuchten,  
 weil euch erlosch das liebste Angesicht, —  
 den Kindern dürft ihr alle Liebe geben:  
 der Vater starb nicht, dessen Kinder leben!  
 Clara Bohm = Schuch.

„Die große Ursache der Revolutionen ist die,  
 daß die Verfassungen stille stehen, während die  
 Völker fortschreiten.“  
 Macaulay.

„... Ebensovienig war ich ein Freund herrischer  
 Mächtig. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß  
 irgend eine große Revolution nie Schuld des Vol-  
 kes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind  
 ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwäh-  
 rend gerecht und wach sind . . . und sich nicht solange  
 fräuben, bis das Notwendige von unten her er-  
 zwingen wird.“  
 Goethe zu Erdmann, 4. 1. 1804.

Von Jahren zu Jahren  
 Muß man viel Fremdes erfahren;  
 Du trachte, wie du lebst und leibst,  
 Daß du nur immer derselbe bleibst.

**Heiteres.**

Unangenehm. „Sagen Sie, Frau Major,  
 wie machen Sie es, daß Sie einen langweiligen  
 Besuch rasch losbringen?“ — „D, da ist unser  
 Bursche schon informiert; der hat eine Liste, und  
 wenn jemand von diesen Leuten kommt, muß er  
 herein kommen und melden, es sei jemand hier,  
 der mich dringend zu sprechen wünsche.“ — „Groß-  
 artig, Frau Major, das werde . . .“ — Im selben  
 Augenblick tritt der Bursche ein und meldet: „Bitt  
 schön, Frau Major möchten dringend hinaus-  
 kommen!“

Im Eifer. „Dent bloß, Gulalia, an diese Kar-  
 riere von dem Schimmelbach; eben lese ich, daß er  
 zum Kommerzienrat ernannt worden ist.“ — „Nicht  
 wahr, Artur, das ist doch der, dem ich seinerzeit  
 den Korb gab?“ — „Ja, natürlich, es ist einfach  
 fabelhaft, was der Mensch für ein Glück im Leben  
 hat!“

Zarter Wink. Kapitän (zu einer durch ihre  
 Redseligkeit unangenehm auffallenden Damen-  
 gesellschaft): „Gestatten mir die Damen, darauf  
 aufmerksam zu machen, daß wir jetzt den Stillen  
 Ozean befahren!“



Ein jeder muß sich wehren,  
wie er kann,  
Vom Knaben auf, so wird's  
zulezt ein Mann.



Selig, wem die Tränen rinnen,  
Dicht wie Regentropfen  
fallen,  
Ungeweinte Tränen sind  
Wohl die schmerzlichsten  
von allen.

1918	Protestanten	Katholiken	(2)
F 1	Albinus	Albinus	☾
S 2	Luisa	Simplicius	☾
10. W.	Deust	Deust	
S 3	Kunigunde	Kunigunde	☾
M 4	Adrianus	Adrianus	☾
D 5	Friedrich	Friedrich	☾
M 6	Fridolin	Viktor	☾
D 7	Felicitas	Thomas v. Na.	☾
F 8	Philemon	Joh. de Deo	☾
S 9	Prudentius	Franziska	☾
11. W.	Vätare	Vätare	
S 10	Henriette	40 Märtyrer	☾
M 11	Rosina	Eulogius	☾
D 12	Gregor	Gregor d. Gr.	☾
M 13	Ernst	Euphrosina	☾
D 14	Zacharias	Mathilde	☾
F 15	Isabella	Isabella	☾
S 16	Cyriacus	Heribert	☾
12. W.	Judica	Judica	
S 17	Gertrud	Gertrud	☾
M 18	Alexander	Cyrius	☾
D 19	Joseph	Joseph	☾
M 20	Hubert	Joachim	☾
D 21	Benedictus	Benedictus	☾
F 22	Kasimir	Oktavian	☾
S 23	Eberhard	Otto	☾
13. W.	Palmarum	Palmarum	
S 24	Gabriel	Gabriel	☾
M 25	Maria Verf.	Maria Verf.	☾
D 26	Emanuel	Ludgerus	☾
M 27	Rupert	Rupert	☾
D 28	Gründonn.	Gründonn.	☾
F 29	Karfreitag	Karfreitag	☾
S 30	Guido	Quirinus	☾
14. W.	Osterfest	Osterfest	
S 31	Ostermontag	Ostermontag	☾

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonne-		Mond-		Tages- länge	Dämme- rung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
4.	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
12.	6.44	5.41	12.19	8.29	10 57	39
20.	6.26	5.56	5.46	5.55	11 30	39
28.	6.07	6.10	10.46	2.42	12 08	39
	5.48	6.24	7.51	5.27	12 38	40

Am 21. März Frühlingsanfang; Tag und Nacht gleich.

### Mondwechsel.

( d. 6. März 2 Uhr  
morg.; ☾ d. 12. März  
9 Uhr abends; ☽ d. 19.  
März 3 Uhr nachm.;  
☽ d. 27. März 5 Uhr  
nachmittags.

### Planet.

Merkur, sichtb. in  
d. letzten Woche d. M.  
ab. im Westen 1/2 Std.  
Venus ist wahr-  
des ganz. Mon. über  
1 Stunde lang als  
Morgenstern sichtb.;  
am 16. d. M. wieder  
im größten Glanz.  
Mars steht am 15.  
d. M. in Opposit. mit  
d. Sonne u. wird dah.  
bald nach Anfang des  
Mon. die ganze Nacht  
hindurch sichtbar.  
Jupiter geht End.  
des Mon. um Mitter-  
nacht unter u. ist dann  
nur noch 4 1/2 Stund.  
des Abends sichtbar.  
Saturn ist gegen  
Mitte d. M. die ganze  
Nacht sichtbar, später  
geht er vor Tagesan-  
bruch unter, ist aber  
a. Ende d. M. noch 8 1/4  
Stund. lang zu sehen.

### Hundertj. Kalender.

März fängt an mit  
kaltem Winde, danach  
einige Tage warm,  
vom 9. bis 20. ab-  
wechselnd Regen und  
kühles Wetter. Den  
21. trocken, vom 22.  
bis zu Ende kalter  
Regen und Schnee.

### Wir sind doch Menschen!

Was willst du, Haß, noch auf dem Erdenfeld,  
Zertrittst den Segen unter deinen frechen Schritten?  
Du fangst die Lebensströme aus der Welt,  
Um die die Freien schwer gestritten.  
Geh — geh hinweg aus unsrer Mitten!  
Denn alle sind wir Menschen.

Wie haßt der Völler Mitleid du verstört!  
Von ihren Stirnen heiser bleckt das grimme Drohen.  
So sind, die Brüder waren, großbetört,  
Daß sie abtrünnig allem wahrhaft Hohen.  
Geh — deiner Tafeln Sprüche uns verrohen!  
Wir sind doch alle Menschen.

Geh, geh hinweg! Du hast nur falschen Ruhm —  
Nun genug! Dem: unreif ist die Welt, das Glück  
zu fassen:  
Ein Ablicht. Weitab vom wahren Menschentum,  
Wird die Vernunft uns immer irren lassen.  
Laßt — laßt uns Liebe suchen, wo wir haßen!  
Denn alle sind wir Menschen.

Arnold Frank.

„Denn du, mein Volk, bist der wahre Kaiser,  
der wahre Herr der Lande — dein Wille ist souve-  
rän und viel legitimer als jenes Spiel, das sich  
auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andere  
Gewähr als die Salbadereien geschorener Gaukler,  
— dein Wille, mein Volk, ist die alleinig rech-  
tmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Fes-  
selt darniederliegst, so steigt doch am Ende dein  
gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine  
neue Zeit beginnt...“

Heinrich Heine, „Staten“.

Ein Mann, der Tränen streng entvöht,  
Mag sich ein Held erscheinen;  
Doch wenn's im Innern weht und dröhnt,  
Geb ihm ein Gott — zu weinen.

### Weiteres.

Schwacher Trost. „Da kannst dich freuen,  
daß du der siebente Sohn bist. Sieben ist eine  
Glückszahl, die dir noch Gutes bringen wird.“ —  
„Was jetzt hat sie mir aber nur die alten Kleider  
meiner sechs Brüder gebracht!“

Mal was andres! Die Mutter steht am  
Bett, um mit der kleinen Anna zu beten. Die Kleine  
faltet die Hände und sagt:

„Tier und Menschen schließen feste,  
Selbst der Hausprophete schwieg,  
Als ein Schwarm geschwänzter Gänse  
Von den nächsten Dächern fleg.“

„Aber Kind,“ sagte die Mutter, „was sagst du denn  
da? Das ist doch kein Gebet.“ — „Ach Mutti,“  
meinte die Kleine ernsthaft, „der liebe Gott mag  
doch auch mal was andres hören!“

Kohlrüben. Wie ich heute morgen das  
Haus verlasse, steht drunten die Portiersfrau mit  
einer Nachbarin in eifriger Unterhaltung. Ich höre  
nur die Worte: „Wissen Se, Frau Friße, ich heb  
jezt sechsundneunzig Pfund Kohlrüben im Kella.  
Zeh' lönn' ma det Leben genießen.“ (Simpliz.)



Zähle nicht die bängigen Stunden,  
Die des Lebens Nacht entfleigen,  
Zähle nur, wenn sie entschwinden  
Wie viel Sterne sie dir zeigen!



Wenn das Herz sich aus-  
geweint,  
Wenn die Sonne wieder  
scheint,  
Wird die Welt auch schön  
und rein,  
Und der Haß verschwunden  
sein.

1918	Protestanten	Katholiken	(2)
M 1	Ostermontag	Ostermontag	☾
D 2	Theodosa	Frz. v. Paula	☾
M 3	Christian	Richard	☾
D 4	Ambrosius C	Isidorus	☾
F 5	Maginus	Vinc. Ferrer	☾
S 6	Sixtus	Cölestinus	☾
15. W.	Quasimodog.	Weiher S.	
S 7	Cölestin	Hermann	☾
M 8	Heilmann	Albert	☾
D 9	Vogislaus	Mar. Cleoph.	☾
M 10	Ezechiel	Ezechiel	☾
D 11	Hermann	Leo d. Große	☾
F 12	Zulius	Zulius	☾
S 13	Justinus	Hermenegild	☾
16. W.	Mis. Dom.	Mis. Dom.	
S 14	Liburtius	Liburtius	☾
M 15	Olympiades	Anastasia	☾
D 16	Carifus	Drigo	☾
M 17	Rudolph	Anicetus	☾
D 18	Florentin	Cleutherius	☾
F 19	Hermogenes	Berner	☾
S 20	Sulpitius	Victor	☾
17. W.	Jubilate	Jubilate	
S 21	Adolf	Anselmus	☾
M 22	Lothar	Soter u. Caj.	☾
D 23	Georg	Georg	☾
M 24	Albert	Adalbert	☾
D 25	Marcus Ev.	Marcus Ev.	☾
F 26	Cletus	Cletus	☾
S 27	Anastafus	Anastafus	☾
18. W.	Cantate	Cantate	
S 28	Therese	Vitalis	☾
M 29	Sibylla	Petrus M.	☾
D 30	Zofua	Kathar. v. S.	☾

**Wendwechsel.**  
(d. 4. April 3 Uhr nachm.; d. 11. April 6 Uhr morg.; d. 18. April 5 Uhr morg.; d. 26. April 9 Uhr vormittags.)

**Planeten.**  
Merkur ist in den ersten Tagen d. Mon. nahezu 1 Stunde am Abend sichtbar, von Mitte d. M. an nimmt die Dauer der Sichtbarkeit schnell ab; im 3. Drittel d. Mon. wieder unsichtbar.  
Venus ist 1 bis 3/4 Stdn. als Morgenstern sichtbar.  
Mars bleibt in diesem Mon. andauernd die ganze Nacht hindurch sichtbar.  
Jupiter, die Dauer der Sichtbar. nimmt ab bis zu 1 1/2 Stund. am Ende d. Monats.  
Saturn, die Dauer der Sichtbar. nimmt schnell ab bis auf 5 1/4 Stunden am Ende des Monats.

**Hundertj. Kalender.**  
April, anf. einige Tage warm, vom 10. bis zu Ende abwechselnd Sonnenschein, Regen, Schneegestöb. und rauhe Winde.

**An meine Frau!**  
(Von der wöhltnischen Front.)

Einst wird dies alles vergangen sein  
Und wie ein böser Traum —  
Wir liegen wieder im Sonnenschein  
Unter dem blühenden Baum.  
Ich hör' einen Bruder „Mich dürstet!“ schrein  
Und kann nicht zu ihm gehn!  
Wir üben das bitterste Herzeleid,  
Was Mensch dem Menschen tut,  
Wir tragen alle auf unserm Kleid  
Ein fremdes, dunkles Blut.  
Einst wird dies alles vergangen sein!  
Und wenn es dann geschieht,  
So wird es eine Sage sein  
Und ein unsterblich' Lieb.  
— Alfred Prokop.

„Es hat immer, solange die Welt besteht, Reiche und Arme gegeben, predigen uns die Moralphilister. Gut, so wollen wir einmal einige Abwechslung in die Weltgeschichte bringen.“  
Ludwig Börne.

„Die tieferen Fragen der Revolution betreffen weder Formen noch Personen, weder die Einführung einer Republik, noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlfsein des Volkes.“  
Heine an Laube, 1833.

Bist undankbar, so hast nicht recht,  
Bist du dankbar, so geht dir's schlecht;  
Den rechten Weg wirst nie vermissen,  
Handle nur nach Gefühl und Gewissen.

**Seiteres.**

Lieber Simplizissimus! Der Hauptmann, der einer schwäbischen Kompagnie ungedienter Landsturmleute das Kriegs-Abc beizubringen hat, ist schon ein alter Herr. Aber er war ehemals aktiv und ist dem Kasernenhofen noch nicht völlig entwöhnt. Als er am Abend vor der Besichtigung im Kasernenhof Lauffchritt üben läßt, entfällt einem Rekruten der Helm. Im Spritzen greift der Mann nach dem entrollenden Kopfstück und fällt es aufs Haupt — natürlich verfehrt. Kaum steht die Kompagnie, da brüllt der Herr Hauptmann: „Heiligs Bügeleise, da steht ja einer verfehrt im Glied, lehrt!“ — Der also Angebauchte fährt herum wie ein geölter Blix, aber der Hauptmann ist nicht zufrieden. „Heiligs Bügeleise,“ schreit er, „der Kerl hat ja den Hintern vorne!“

Das stimmt. „Haben Sie gehört, der Meyer ist an einer Alkoholvergiftung gestorben?“ — „Ach was, — ebenso gut kann man am Wasser sterben!“ — „Wieso?“ — „Na, wenn man ertrinkt!“  
Kein Urteil übereilen! „So, Sie sind also seit Beginn des Krieges im Felde, wie gefällt es Ihnen denn?“ — „Ja, du mein, da läßt sich so die ersten paar Jahr' nix G'wiss'es sagen.“

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnens-		Mond-		Tageslänge	Dämmerung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	5.32	6.36	1.57	9.55	13 04	40
12.	5.13	6.50	5.19	9.13	13 37	41
20.	4.56	7.04	1.12	2.80	14 08	42
28.	4.59	7.18	10.11	5.09	14 39	43



Hohheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel!  
Eines Weltgebieters stolzen Scheitel  
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab  
Deckt mit seiner Dunkelheit das Grab.



Hell Gesticht bei bösen Dingen,  
Und bei frohen still und ernst —  
Und gar viel wirst du vollbringen,  
Wenn du dies beizeiten lernst.

1918	Protestanten	Katholiken	(D)
M 1	Phil. Jacobus	Phil. Jacob.	☾
D 2	Sigismund	Athanasius	☾
F 3	†-Erfindg. C	†-Erfindung	☾
S 4	Florian	Monica	☾
19. W.	<b>Kogate</b>	<b>Kogate</b>	
S 5	Gotthard	Pius V.	☾
M 6	Dietrich	Joh. v. d. Pf.	☾
D 7	Gottfried	Stanislaus	☾
M 8	Stanislaus	Nich. Ersch.	☾
D 9	Himmelfahrt	Himmelfahrt	☾
F 10	Gordian	Antoninus	☾
S 11	Mamertus	Mamertus	☾
20. W.	<b>Grandi</b>	<b>Grandi</b>	
S 12	Pankratius	Pankratius	☾
M 13	Servatius	Servatius	☾
D 14	Christian	Bonifacius	☾
M 15	Sophia	Sophia	☾
D 16	Honoratus	Joh. v. Nep.	☾
F 17	Johst	Ubalduß	☾
S 18	Erich	Benantius	☾
21. W.	<b>Pfingstfest</b>	<b>Pfingstfest</b>	
S 19	Pfingstsonnt.	Pfingstsonnt.	☾
M 20	Pfingstmont.	Pfingstmont.	☾
D 21	Prudens	Felix	☾
M 22	Quatember	Quatember	☾
D 23	Desiderius	Desiderius	☾
F 24	Esther	Johanna	☾
S 25	Urban	Urban	☾
22. W.	<b>Trinitatis</b>	<b>Fest d. h. Dr.</b>	
S 26	Eduard	Phil. Neri	☾
M 27	Ludolph	Beda	☾
D 28	Wilhelm	Wilhelm	☾
M 29	Maximilian	Maximin	☾
D 30	Fronleichn.	Fronleichn.	☾
F 31	Petronilla	Petronilla	☾

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnens-		Mond-		Tageslänge	Dämmerung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	4.27	7.28	1.28	11.27	15 01	46
12.	4.12	7.41	5.15	10.21	15 29	48
20.	4.00	7.53	2 21	1.24	15 53	51
28.	3.50	8.04	10.34	5.39	16 14	54

**Völkerrfrieden.**

Mit Blut, o Männer! stillt das Blut man nicht.  
Es wissen alle, die im Kampf ergrauten,  
wie gleich dem Samen, der die Scholle bricht,  
aus blutgetränktem Erdreich zum Gesechte  
zweifältig auferstehn die finstern Mächte!

Laßt uns der Völker Jammer einmal enden,  
und statt zu rächen unseres Feindes Tat,  
laßt uns sein Herz zu besserer Einsicht wenden,  
ein heil'ges Bündnis trübe Staat an Staat.  
Das Reich des ew'gen Friedens laßt uns schaffen,  
die Welt bezwingen mit der Liebe Waffen!  
F. V. W i d m a n n.

„Die Dichter werden ein Zeitalter sehen, welches alle anderen so übertreffen wird, wie das Gold alle anderen Metalle. Dann werden die Philosophen jene vollkommene, von ihnen beschriebene Republik sehen, die auf Erden noch nicht existiert hat.“  
C a m p a n e l l a, 1618.

„Nein, der Sohn des Glenden und Armen ist nicht da, bloß um ein Rad zu treiben, dessen Gang einen stolzen Bürger emporhebt!“  
P e s t a l o z z i.

Halte dich im stillen rein,  
Und laß es um dich wettern;  
Je mehr du fühlst, ein Mensch zu sein,  
Desto ähnlicher bist du den Göttern.

**Heiteres.**

Aus der Mädchenklasse. Den kleinen Mädchen soll in der Grammatikstunde der Begriff von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft beigebracht werden. — Lehrerin: „Heute sagst du: Ich bin ein Kind. Wie sagst du, wenn du groß bist?“ — Die kleine Hanna antwortet ohne Zögern: „Ich habe ein Kind!...“

Bewois. „Nein, nein, lieber Freund, den Verdacht gegen Ihren Kassierer kann ich nicht teilen. Der Mann macht einen sehr ehrlichen Eindruck — treibt seinen Aufwand, lebt allerdings anständig.“ — „Ja, das ist ja eben, was ihn mir so verdächtig macht. Mit dem Gehalt, das ich ihm zahle, kann er absolut nicht anständig leben!“

Vielfagend. In einer mitteldeutschen Stadt befindet sich ein Bankgeschäft mit zwei Zugängen, einem von der Straße und einem zweiten von der Promenade durch den Garten. Dieser Zugang war nicht offiziell. Ein Schild an der Tür besagte vielmehr: „Kein Durchgang!“ Als das Schild nicht beachtet wurde, ließ die Bank ein zweites, größeres anbringen mit folgender Inschrift: „Das Durchgehen ist nur den Mitglieder der Direktion gestattet.“

Eine edle Seele. Buchhalter: „Heute sind's fünfundzwanzig Jahre, daß ich unter Ihrem Herrn Vater als Lehrling in dies Geschäft eintrat.“ — Prinzipal: „Schade, daß er nicht mehr lebt, er würde Ihnen ein schönes Geschenk machen, Herr Meyer!“



Schmerzt dich in tiefster  
Brust  
Das herbe Wort: „Du  
mußt!“  
So macht dich eins nur  
still.  
Das stolze Wort: „Ich will!“



Was ist auf Erden wahr-  
haft dein?  
Was kannst du geben,  
kannst du schenken?  
Eins nur — an jene, die  
dich kränken,  
Ein volles, herzliches Bei-  
zeih'n! —

<b>1918</b>	<b>Protestanten</b>	<b>Katholiken</b>	
S 1	Nikomedes	Juventius	
<b>23. W.</b>	<b>1. S. n. Trin.</b>	<b>2. S. n. Pf.</b>	
S 2	Marquard	Erasmus	
M 3	Erasmus	Clothilde	
D 4	Ulrike	Quirinus	
M 5	Bonifacius	Bonifacius	
D 6	Benignus	Norbertus	
F 7	Lucretia	Robert	
S 8	Medardus	Medardus	
<b>24. W.</b>	<b>2. S. n. Trin.</b>	<b>3. S. n. Pf.</b>	
S 9	Barnim	Felicianus	
M 10	Onuphrius	Margaretha	
D 11	Barnabas	Barnabas	
M 12	Claudina	Vasildes	
D 13	Lobias	Anton v. Pad.	
F 14	Modestus	Vasilius	
S 15	Vitus	Vitus	
<b>25. W.</b>	<b>3. S. n. Trin.</b>	<b>4. S. n. Pf.</b>	
S 16	Justina	Benno	
M 17	Boltmar	Moloph	
D 18	Paulina	Marcus u. M.	
M 19	Gerv. u. Prot.	Gerv. u. Prot.	
D 20	Raphael	Silberius	
F 21	Jakobina	Mosfius	
S 22	Achatius	Paulinus	
<b>26. W.</b>	<b>4. S. n. Trin.</b>	<b>5. S. n. Pf.</b>	
S 23	Vasilius	Edeltraud	
D 24	Joh. d. L.	Joh. d. Länf.	
M 25	Elogius	Prosper	
M 26	Jeremias	Joh. u. Paul	
D 27	Siebenschl.	Ladisläus	
F 28	Leo	Leo II., Papst	
S 29	Peter u. Paul	Peter u. Paul	
<b>27. W.</b>	<b>5. S. n. Tr.</b>	<b>6. S. n. Pf.</b>	
S 30	Pauli Ged.	Pauli Ged.	

**Mondwechsel.**

( d. 2. Juni 5 Uhr  
morg.; ☉ d. 8. Juni  
11 Uhr abends; ) d.  
16. Juni 11 Uhr nachm.;  
☾ d. 24. Juni 12 Uhr  
mittag.

**Planeten.**

Merkur bleibt un-  
sichtbar.  
Venus, die Dauer  
der Sichtbarf. nimmt  
zu bis auf 1 1/2 Stun-  
den am Ende des  
Monats.  
Mars geht in der  
letzten Woche d. M.  
schon vor Mitternacht  
unter u. ist am Ende d.  
M. nur noch 3/4 Stdn.  
des Abends am süd-  
westlichen Himmel zu  
sehen.

Jupiter kommt  
am 15. ds. Monats in  
Konjunktion mit der  
Sonne u. bleibt daher  
unsichtbar.

Saturn geht in  
den ersten Tagen des  
Monats schon vor  
Mitternacht unter u.  
wird mit Ende des  
Monats ganz un-  
sichtbar.

**Hundertj. Kalender.**

Juni fährt mit  
trock., schöner Witte-  
rung fort, mitunter  
Gewitter mit starkem  
Regen.

**Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.**

Datum	Sonnen-		Mond-		Tages- länge	Dämme- rung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
4.	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. W.	Min.
12.	8.44	8.13	12.55	2.53	16 29	55
20.	8.39	8.20	7.23	10.37	16 41	57
28.	8.39	8.24	4.40	12.41	16 45	58
	8.41	8.24	10.22	8.33	16 43	58

**Die Arbeiter an ihre Brüder.**

Wir schürfen in den Erden  
Die Feuer Tag und Nacht,  
Am Webstuhl, an den Pressen  
Steht unsre Friedenswacht.

Wir schürfen in dem Qualme  
Der Gruben nach Metall,  
Den Segen goldner Halme  
Dankt uns der Erdenball.

Doch wenn das Korn gedroschen,  
Dann heißt es: Stroh als Lohn,  
Dann heißt's: Fähr uns den Groschen,  
Den Taler dem Patron.

Georg Herwegh.

„Nur die Lumpen sind Revolutionäre! Natür-  
lich, mit einem schweren Geldsack auf dem Buckel  
kannst du keine hohen Sprünge machen.“  
Ludwig Feuerbach.

„Das künftige Europa wird ein Europa des  
Friedens, der Arbeit, der Eintracht und des guten  
Willens sein. Es wird lernen und wissen. Es  
wird dem stolzen Ziele entgegengehen: Der Mensch,  
welcher weiß, was er will, und will, was er kann.“  
Viktor Hugo.

Will einer sich gewöhnen,  
So set's zum Guten, zum Schönen.  
Man tue nur das Rechte,  
Am Ende duckt, am Ende dient der Schlechte.

**Seiteres.**

Ganz richtig. Mit meinem halbwüchsigem  
oder drittelwüchsigem Sohn ging ich einst über  
Land. Ich versuchte, ihm darzulegen, wie jeder  
Mensch von seinem Fach und Beruf aus die Welt  
anders sieht. „Weißt du: der Maler sieht in der  
Landschaft die Farben und Flächen; dem Musiker  
klingt es allüberall aus Wald und Feld; der Geo-  
loge sieht die Schichtungen des Bodens!...“ Unter-  
dessen machte mein Junge ein so verständnisloses  
Gesicht, daß ich in Verger und Hitze geriet und mir  
alle Mühe gab, ihn auf den Sinn und Kern dessen  
zu bringen, was ich meinte. „Paß auf: der Bota-  
niker sieht die Pflanzen, das Militär die Terrain-  
schwierigkeiten, der Deconom die wirtschaftlichen  
Verhältnisse...“ Ohne eine Miene zu verziehen,  
setzte der kleine Hörer fort: „Und der Beamte sieht  
gar nichts.“

Vor Gericht: Richter: „Sie haben also im  
Streit mit dem Zeugen diesem mit einem Bier-  
seidel auf den Kopf geschlagen, und zwar so, daß  
das Seidel in hundert Stücke zersprang. Ist das  
wahr?“ — Angeklagter: „Der weech ich nich, Herr  
Richter — jezählt habe id die Stücken nich.“

Aus der Zeit. Es fällt mir auf, daß alle  
Jungen den kleinen Arnulf Berger so geringschätzig  
behandeln. Ich frage einen nach dem Grunde.  
„Ach,“ sagt er naserrümpfend, „dessen Vater ist ja  
nicht Soldat!“

Am 22. Juni Sommeranfang; längster Tag.



Sucht dich die Freude,  
grüße sie,  
Sie schmückt das Erden-  
leben,  
Gib Raum ihr und vergiß  
es nie,  
Daß Flügel ihr gegeben.



Um so ig einst zu sterben,  
Denkt bei allem nur ans  
Ende,  
Doch wollt ihr, ein Läch-  
l'ger, leben,  
So erwägt und prüft den  
Anfang,  
Denn das Ende kommt  
von selber.

<b>1918</b>	<b>Protestanten</b>	<b>Katholiken</b>	
M 1	Theobald	Theobald	
D 2	Maria Heimf.	Mar. Heimf.	
M 3	Kornelius	Hyacinth	
D 4	Ulrich	Ulrich	
F 5	Anselmus	Numerianus	
S 6	Jesaias	Jesaias	
<b>28. B.</b>	<b>6. S. n. Zr.</b>	<b>7. S. n. Pf.</b>	
S 7	Demetrius	Willibald	
M 8	Kilian	Kilian	
D 9	Cyrillus	Cyrillus	
M 10	Sieben Brüd.	Sieben Brüd.	
D 11	Pius	Pius	
F 12	Heinrich	Joh. Gualbert	
S 13	Margaretha	Margaretha	
<b>29. B.</b>	<b>7. S. n. Zr.</b>	<b>8. S. n. Pf.</b>	
S 14	Bonaventura	Bonaventura	
M 15	Apostel Paul.	Apostel Paul.	
D 16	Walter	Mar. v. Berge	
M 17	Alegius	Alegius	
D 18	Karolina	Friedericus	
F 19	Ruth	Bin. v. Paula	
S 20	Elias	Elias	
<b>30. B.</b>	<b>8. S. n. Zr.</b>	<b>9. S. n. Pf.</b>	
S 21	Daniel	Brayedes	
M 22	Maria Magd.	Maria Magd.	
D 23	Albertina	Apollinaris	
M 24	Christine	Christine	
D 25	Jakobus	Jakobus	
F 26	Anna	Anna	
S 27	Berthold	Pantaleon	
<b>31. B.</b>	<b>9. S. n. Zr.</b>	<b>10. S. n. Pf.</b>	
S 28	Innocenz	Innocenz	
M 29	Martha	Martha	
D 30	Beatrix	Abdon	
M 31	Germanus	Ignaz Loyola	

**Mondwechsel.**  
 (d. 1. Juli 10 Uhr vormittags; ☉ den 8. Juli 9 Uhr vormittags; ☽ den 16. Juli 7 Uhr vormittags; ☿ den 23. Juli 10 Uhr abends; ♃ den 30. Juli 2 Uhr nachmittags.

**Planeten.**  
 Merkur bleibt unsichtbar.  
 Venus ist 1½ bis 2 Stunden lang als Morgenstern sichtbar.  
 Mars, die Dauer der Sichtbarkeit des Abends am westlichen Himmel nimmt währ. des Mon. ab bis auf ½ Stunde.  
 Jupiter wird gegen Mitte des Mon. wieder auf kurze Zeit des Morg. im Nordosten sichtbar, am Ende d. Mon. bereits 1½ Stunden.  
 Saturn bleibt unsichtbar.

**Hundertj. Kalender.**  
 Juli fängt mit großer Hitze an, wobei einige Gewitter sind, darauf wird es etwas kühl bis zum 20., dann heiß bis zu Ende.

**Schlechter Trost.**  
 Du wirst ein schöner Leben schauen,  
und ewig, ewig bleibt es dein;  
man wird dir goldne Schlösser bauen,  
nur — mußt du erst gestorben sein!

Du wirst bis zu den Sternen dringen,  
und stellen dich in ihre Reih'n,  
von Welten dich zu Welten schwingen,  
nur — mußt du erst gestorben sein.

Du wirst, ein freier Brutus, wanken  
mit Brutussen noch im Verein,  
all deine Ketten werden fallen,  
nur — mußt du erst gestorben sein.

Wenn Sünder in der Hölle braten,  
so gehst du zum Himmel ein;  
du wirst geküßt und nicht verraten,  
nur — mußt du erst gestorben sein.

Ob ihm der Ost die Segel blähe,  
was hilft's dem morschen, ledern Kahn?  
Was hilft dem Fink die Sonnennähe,  
den tot ein Adler trägt hinan?  
Georg Herwegh.

„Die kapitalistische Gesellschaft selbst ist am Wert einer raschen Zerstörung ihrer Grundlagen. Sie untergräbt sich durch ein in sich selbst unheilbares System des ziellosen Erwerbs- und Konkurrenzkrieges. Sie zerstört sich durch das liberale Recht. ... Die steigende Not des Lebens, die Massenarmut und die Konzentration des Proletariats in Städten, Werkstätten und Armeen werden die Arbeiterbewegung zum hundertsten Male wieder erwecken, wenn sie neunundneunzigmal niedergeschlagen sein wird.“  
 Schäffle, „Bau und Leben“.

Wie einer denkt, ist einerlei,  
Was einer tut, ist zweierlei;  
Nacht er's gut, so ist es recht,  
Gerät es nicht, so bleibt es schlecht.

**Weiteres.**  
 Ein Rechtsanwalt steht als Gemeiner im Feld. Eines Tages kommt der Herr Oberleutnant an ihn herangeritten und beehrt ihn mit folgender Ansprache: „Mein lieber Soundso, von heute ab sind Sie zum Gefreiten befördert, nicht etwa, damit Sie sich nur nichts einbilden, mit Rücksicht auf Ihre militärischen Leistungen, sondern nur, um Ihnen einen Ihrer Zivilstellung entsprechenden militärischen Rang zu verleihen.“  
 Ein kleines Mißverständnis. Ein sächsischer Oberleutnant, der allerdings körperlich nicht gerade eine Größe genannt werden kann, befindet beim Verlassen seines Quartiers seinem gleichfalls sächsischen Burschen: „Gib den Blumen im Zimmer frisches Wasser und schneide eine Hand breit die Stiele ab!“ Bei der Rückkunft findet er den ob solchen Befehls immer noch erschauten Burschen, wie dieser von jedem Bein der Stiele eine Hand breit abfährt. Befehl ist Befehl!

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnen-		Mond-		Tages- länge	Dämme- rung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	3.45	8.23	12.17	4.41	16 38	56
12.	3.52	8.17	8.43	8.36	16 25	55
20.	4.02	8.09	5.34	12.20	16 07	53
28.	4.14	7.58	9.29	10.26	15 44	50



Der Welt mehr geben, als sie uns gibt,  
Die Welt mehr lieben, als sie uns liebt,  
Nie um den Beifall der Menge werden,  
Nacht ruhig leben und fellig sterben.



Einer tuts mit dem Verstand,  
Und der andere mit der Hand;  
Was man tut, womit man's tut,  
Ist gleichviel — nur werd' es gut!

1918	Protestanten	Katholiken	(C)
D 1	Petri Kettenf.	Petri Kettenf.	☾
F 2	Gustav	Portiuncula	☾
S 3	August	Stephan Erf.	☾
<b>32. W.</b>	<b>10. S. n. Tr.</b>	<b>11. S. n. Pf.</b>	
S 4	Perpetua	Dominicus	☾
M 5	Dominicus	Maria Schnee	☾
D 6	Verkl. Chr. ☉	Verkl. Christi	☾
M 7	Donatus	Rajetanus	☾
D 8	Ladislauß	Cyriacus	☾
F 9	Romanus	Romanus	☾
S 10	Laurentius	Laurentius	☾
<b>33. W.</b>	<b>11. S. n. Tr.</b>	<b>12. S. n. Pf.</b>	
S 11	Titus	Tiburtius	☾
M 12	Klara	Klara	☾
D 13	Hildebrand	Hippolytus	☾
M 14	Eusebius ☾	Eusebius	☾
D 15	Maria Himmf.	Maria Himmf.	☾
F 16	Ifaat	Rochus	☾
S 17	Bertram	Liberatus	☾
<b>34. W.</b>	<b>12. S. n. Tr.</b>	<b>13. S. n. Pf.</b>	
S 18	Emilia	Helena	☾
M 19	Sebald	Sebald	☾
D 20	Bernhard	Bernhard	☾
M 21	Anastasiuß	Anastasiuß	☾
D 22	Oswald ☽	Timotheus	☾
F 23	Zachäus	Philipp Benit.	☾
S 24	Bartholom.	Bartholom.	☾
<b>35. W.</b>	<b>13. S. n. Tr.</b>	<b>14. S. n. Pf.</b>	
S 25	Ludwig	Ludwig	☾
M 26	Frenaus	Zephyrinus	☾
D 27	Gebhard	Rufus	☾
M 28	Augustinus ☾	Augustinus	☾
D 29	Joh. Enth.	Joh. Enth.	☾
F 30	Benjamin	Rosa	☾
S 31	Rebecka	Raimund	☾

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnen-		Mond-		Tageslänge	Dämmerung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	4.24	7.46	1.42	6.12	15	22
12.	4.37	7.31	10.59	8.50	14	53
20.	4.51	7.15	6.05	2.23	14	24
28.	5.04	6.58	9.41	1.32	13	54

Dein Wohl im Wohl des Ganzen.

Gleichgültiger, du willst dich um dein Eigenes nur kümmern? Um dein Haus und Weib und Kind? Der Mensch hat kaum ein Eigentum, woran nicht fremde Hand unsichtbar liegt. — Drum: kümmern dich um Vaterland und Menschen, nimm teil mit Mund und Hand an allem Nahen, nimm teil mit Herz und Sinn an fernem Guten, was Edle rings bereiten — auch für dich! Laß nichts verderben, sonst verdirbst du mit; laß keinen Sklave sein, sonst bist du's mit! Laß keinen schlecht sein, sonst verdirbt er dich. Und denken alle so wie du: dann kann der Schlechte keinen Plagen, — auch dich nicht! Und kann die Menschheit frei das Rechte tun: Kommt alles, was sie tut, auch dir zugut, und deinen Enkeln allen; denn auf immer wird das erworben, was der Geist erwirbt.  
Leopold Schefer.

„Im Jahre 1848 hat der Kampf des Menschen gegen die bestehende Gesellschaft begonnen, die im Chaos sich befindet... Unsere bestehende Gesellschaft ist ohne Erkenntnis, ohne Bewußtsein ihrer Aufgabe, sie erfüllt sie nicht. Der Kampf des Menschen gegen diese Gesellschaft hat begonnen. Dieser Kampf ist der heiligste, der erhabenste, der je gekämpft wurde, denn er ist der Kampf des Bewußtseins gegen den Zufall, des Geistes gegen die Geistlosigkeit, der Sittlichkeit gegen das Böse, der Kraft gegen die Schwäche: Es ist der Kampf um unsere Bestimmung, unser Recht und unser Glück.“  
Richard Wagner, 1849.

In's Sichere willst du dich betten!  
Ich liebe mir inneren Streit:  
Denn wenn wir die Zweifel nicht hätten,  
Wo wäre denn frohe Gewißheit?

Seiteres.

Schlechter Geschäftsgang. Eine Frau wird auf dem Rathaus um Unterstützung vorstellig und klagt: „Ach, die schlechten Zeiten! Das Geschäft geht gar nicht recht, es sind ja keine Männer da.“ — „Sie haben wohl eine Wirtschaft oder einen Zigarrenladen?“ — „Nein, ich bin Hebamme!“  
Ein kluger Richter. Es waren einmal zwei Frauen in eines Webers Haus, und wollten striden: die eine war reich, die andere arm. Diese zwei Frauen wurden umeins um einen Knäuel Garn: jede sprach, er gehöre ihr. Sie kamen miteinander vor den Schultheißen und verflagten sich. Der Schultheiß wollte die Wahrheit erfahren und rief die reiche auf die Seite und fragte sie heimlich: Worauf habt ihr euer Garn gewunden? Sie sprach: Auf ein weiß Nähnlein. Er fragte die arme auch, worauf sie ihr Garn gewunden hätte. Da sprach sie: Auf ein klein Steinlein. Da gebot der Schultheiß, man sollte das Garn abwinden. Als das geschah, da war es der armen Frau, denn es war auf ein klein Steinlein gewunden.  
Gedanken eines alten Semesters. Das ganze Leben ist ein Steigen und Fallen. Man steigt ins Examen und fällt — durch.



Der Mensch gleich einer  
Blume ist,  
Die in der schönen Früh-  
lingsfrucht  
Des Morgens in der Blüte  
siehet,  
Des Abends hinsinkt und  
vergehet.



Sei stark, dich selbst zu  
zwingen,  
Sei schnell, um Hülfe zu  
bringen,  
Sei treu im Tugendstreben,  
Sei mild, dem Feinde zu  
vergeben.

1918	Protestanten	Katholiken	( 2 )
<b>36. W.</b>	<b>14. S. n. Zr.</b>	<b>15. S. n. Pf.</b>	
S 1	Aegidius	Aegidius	☾
M 2	Rahel, Lea	Schuzengel.	☾
D 3	Manfuetus	Manfuetus	☾
M 4	Moses	Rosalia	☾
D 5	Nathanael	Laurentius	☾
F 6	Magnus	Magnus	☾
S 7	Regina	Regina	☾
<b>37. W.</b>	<b>15. S. n. Zr.</b>	<b>16. S. n. Pf.</b>	
S 8	Maria Geb.	Maria Geb.	☾
M 9	Bruno	Gorgonius	☾
D 10	Sosthenes	Nikolaus v. I.	☾
M 11	Gerhard	Protus	☾
D 12	Ottifre	Guido	☾
F 13	Christlieb	Maternus	☾
S 14	Kreuz-Grh.	Kreuz-Grh.	☾
<b>38. W.</b>	<b>16. S. n. Zr.</b>	<b>17. S. n. Pf.</b>	
S 15	Constantia	Nikomedes	☾
M 16	Euphemia	Corn. u. Cyp.	☾
D 17	Lambertus	Lambertus	☾
M 18	Quatember	Quatember	☾
D 19	Januarius	Januarius	☾
F 20	Friederike	Eustachius	☾
S 21	Matthäus Ev.	Matth. Ev.	☾
<b>39. W.</b>	<b>17. S. n. Zr.</b>	<b>18. S. n. Pf.</b>	
S 22	Moriz	Moriz	☾
M 23	Joel	Thella	☾
D 24	Joh. Empf.	Joh. Empf.	☾
M 25	Kleophas	Kleophas	☾
D 26	Cyprianus	Cyprianus	☾
F 27	Kosm. u. D.	Kosm. u. Dam.	☾
S 28	Benzeslaus	Benzeslaus	☾
<b>40. W.</b>	<b>18. S. n. Zr.</b>	<b>19. S. n. Pf.</b>	
S 29	Michaelis	Michaelis	☾
M 30	Hieronymus	Hieronymus	☾

**Mondwechsel.**

☾ d. 5. Sept. 12 Uhr  
mittag; ☽ d. 13. Sept.  
4 Uhr nachm.; ☽ d. 20.  
Sept. 2 Uhr nachm.;  
☾ d. 27. Sept. 6 Uhr  
morgens.

**Planeten.**

Merkur vom 9. d.  
Mon. an sichtbar des  
Morgens im Osten,  
Mitte d. M. <sup>3</sup>/<sub>4</sub> Std.,  
spät nimmt die Dauer  
der Sichtbar. wieder  
schnell ab.

Venus ist Ende d.  
Monats nur 1 Stun-  
de als Morgenstern  
sichtbar.

Mars ist auch dies.  
Monat hindurch noch  
<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunde lang des  
Abends sichtbar.

Jupiter, d. Dauer  
der Sichtbar. nimmt  
weiter zu bis <sup>6</sup>/<sub>4</sub> Std.  
am Ende des Monats.

Saturn ist zu An-  
fang d. M. wieder <sup>1</sup>/<sub>2</sub>  
Stunde des Morgens  
im Nordosten sichtbar,  
die Dauer der Sicht-  
barkeit nimmt i. Laufe  
d. M. zu bis auf 3 Std.

**Hundertj. Kalender.**

Sept. fängt an mit  
schönem Wetter und  
dauert bis zum 12.,  
wo einige kühle und  
nasse Tage einfallen,  
doch danach wieder  
warm bis zu Ende.

**Die menschliche Gesellschaft.**

Wenn du verkörpert wärest zu einem Weibe,  
Mit allen deinen Sätungen und Rechten,  
Die das Lebendig-Freie schamlos knechten,  
Damit dem Toten diese Welt verbleibe;

Die gottverflucht in höllischem Getreibe,  
Die Sünden selbst erzeugen, die sie ächten,  
Und auf das Rad den Reformator flechten,  
Daß er die alten Ketten nicht zerreiße:

Da dürfte dir das Schlimmste deiner Glieder  
Red, wie es wollte, in die Augen schauen,  
Du müßtest ganz gewiß vor ihm erröten!

Der Räuber braucht die Faust nur hin und wieder,  
Der Mörder treibt sein Werk nicht ohne Grauen,  
Du hast das Amt, zu rauben und zu töden.

Friedrich Hebbel.

„Die Todesverachtung, womit die französischen  
Arbeiter geschothen haben, sollte uns eigentlich nur  
deshalb in Verwunderung setzen, weil sie keines-  
wegs aus einem religiösen Bewußtsein entspringt,  
und seinen Halt findet in dem Glauben an ein Jen-  
seits, wo man den Lohn dafür bekommt, daß man  
hier auf Erden fürs Vaterland gestorben ist. Eben-  
sogroß wie die Tapferkeit, ich möchte auch sagen,  
ebenso uneigennützig war die Ehrlichkeit, wodurch  
jene armen Leute in Kittel und Lumpen sich aus-  
zeichnen. Die Reichen waren nicht wenig dar-  
über erstaunt, daß die armen Hungerleider, die  
während drei Tagen in Paris herrschten, sich doch  
nie an fremdem Eigentum vergriffen.“

S. Heine in „Lutetia“, 1848.

Die Bösen soll man nimmer scheuten,  
Sie werden zur Seite der Guten gelten;  
Die Guten aber werden wissen,  
Vor wem sie sich sorglich hüten müssen.

**Weiteres.**

Des Rätsels Lösung. Frau Schulze:  
„Da mögen Sie reden was Sie wollen, Streit und  
Zank kommt schließlich bei jedem Ehepaar mal  
vor.“ — Frau Müller: „Sagen Sie das nicht, ich  
kenne eine Frau, die hat seit einem Jahr kein böses  
Wort zu ihrem Mann gesprochen.“ — Frau Schulze:  
„So? Wie geht denn das zu?“ — Frau Müller:  
„Ja, der Mann ist nämlich seit einem Jahre im  
Felde.“

Kindermund. Klein-Willi (zu einer auf  
Besuch anwesenden Verwandten): „Sag' mal,  
Tante, — du müßt wohl furchtbar viel Senf  
kaufen?“ — Dame: „Aber Jungchen, — wie kommt  
du denn darauf?“ — Willi: „Na, Papa sagte doch  
gestern, du müßtest zu allem deinen Senf dazu-  
geben!“

Ein Straßzettel. Ich sah mich heute ge-  
nötigt, Ihren Sohn Hans Albert exemplarisch zu  
bestrafen, da er in der Zwischenpause ein Stück  
aus den Pyrenäen herausgerissen und die Balkan-  
staaten mit Tinte begossen hat.

Ergebnis  
Heinze, Geographielehrer.

Zafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnen-		Mond-		Tages- länge	Dämme- rung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	5.16	6.42	4.15	5.49	13 26	41
12.	5.29	6.23	1.07	8.55	12 54	40
20.	5.42	6.04	5 35	5.31	12 22	39
28.	5.56	5.45	11.46	2.46	11 49	39

Am 23. September Herbstanfang; Tag und Nacht gleich.



Nimmer kannst du Garben binden  
Ohne daß dir Korn entfällt,  
Denn es sollen's Arme finden,  
Und sich freuen dieser Welt.



Ueber ein Ding wird viel  
geplaudert,  
Viel beraten und lange ge-  
zaudert,  
Und endlich gibt ein böses  
„Muß“  
Der Sache widrig den Be-  
schluß.

1918	Protestanten	Katholiken	(L)
D 1	Remigius	Remigius	☿
M 2	Boltrab	Leodegar	♁
D 3	Erwald	Candidus	♂
F 4	Franz	Franz	♂
S 5	Fides	Placidus	♂
41. W.	19. S. n. Zr.	20. S. n. Pf.	
S 6	Charitas	Rosenfranzl.	♂
M 7	Spez	Marcus P.	♁
D 8	Ephraim	Brigitta	♁
M 9	Dionysius	Dionysius	♁
D 10	Amalia	Franz Borgia	♁
F 11	Burchard	Burchard	♁
S 12	Ehrenfried	Mazimilian	♁
42. W.	20. S. n. Zr.	21. S. n. Pf.	
S 13	Koloman	Eduard	♁
M 14	Wilhelmine	Kalixtus	♁
D 15	Hedwig	Theresia	♁
M 16	Gallus	Gallus	♁
D 17	Florentin	Hedwig	♁
F 18	Lufas	Lufas Gv.	♁
S 19	Ptolemäus	Pet. v. Alcant.	♁
43. W.	21. S. n. Zr.	22. S. n. Pf.	
S 20	Wendelin	Wendelin	♁
M 21	Ursula	Ursula	♁
D 22	Kordula	Kordula	♁
M 23	Severinus	Joh. v. Capist.	♁
D 24	Salome	Raphael	♁
F 25	Abelheid	Crispin	♁
S 26	Amandus	Evaristus	♁
44. W.	22. S. n. Zr.	23. S. n. Pf.	
S 27	Sabina	Sabina	♁
M 28	Simon, Juda	Simon, Juda	♁
D 29	Engelhard	Narcissus	♁
M 30	Hartmann	Serapion	♁
D 31	Reform.-Feiertag	Wolfgang	♁

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnen-		Mond-		Tages- länge	Dämme- rung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	6.06	5.31	5.30	4.45	11 25	39
12.	6.20	5.12	1.25	9.43	10 52	39
20.	6.34	4.55	4.43	7.20	10 21	40
28.	6.49	4.38	Morg.	2.01	9 49	41

Im Herbst.

Der Wald wird kalt, die Blätter fallen,  
Wie öd' und still der Raum!  
Die Bächlein nur gehn durch die Buchenhallen  
Und rauschend wie im Traum,  
Und Abendglocken schallen  
Fern von des Waldes Saum.

Was wollt ihr mich so wild verlocken  
In dieser Einsamkeit?

Wie in der Heimat klingen diese Glocken  
Aus stiller Kinderzeit —  
Ich wende mich erschrocken,  
Ach, was mich liebt, ist weit!

So brecht hervor nur, alte Lieder,  
Und brecht das Herz mir ab!  
Noch einmal grüß' ich aus der Ferne wieder,  
Was ich nur Liebes hab'.  
Mich aber zieht es nieder  
Vor Wehmut wie ins Grab.

Sichendorff.

„Unter allen Träumen ist der törichtste der, sich die Verhältnisse vereinzelt zu denken. Der Traum eines Philisters, der auf die Ewigkeit unserer Zustände hauptsächlich aus der Regelmäßigkeit schließt, mit der er mittags auf dem Tische seine Suppe findet, ist ein Ergebnis passiver Gedankenlosigkeit, während die Träume eines Plato, Thomas Morus und der neueren Kommunisten doch wenigstens durch Gedanken hervorgerufen sind, die in der Menschheit niemals aussterben... Die bestehende Wirtschaftsordnung ist mit nichts als die letzte und höchste Stufe sozialer Produktionsgemeinschaft anzusehen.“  
Friedr. Albert Lange.

Du sehnst dich, weit hinaus zu wandern,  
Bereitest dich zu raschem Flug;  
Dir selbst sei treu und treu den andern,  
Dann ist die Enge weit genug.

Seiters.

Auf der Straßenbahn. Schaffner: „Sie können hier aber nicht rauchen!“ — Fahrgast: „Das sagen meine Freunde auch.“ — „Ich meine, Sie sollen nicht rauchen!“ — „Das hat mir auch der Arzt gesagt.“ — „Verstehen Sie mich doch recht! Sie dürfen nicht rauchen.“ — „Das sagt meine Frau auch immer.“

Liebe Jugend! Folgende Drohung hörte ich in Berlin bei einem Kinderfreit: „Wenn meine Mutter mir nicht gesagt hätte, ich solle mich gut mit dir vertragen, weil deine Mutter uns Kartoffeln verkauft, dann solltest du mal sehen, was du für eine Ohrfeige bekommst! Aber geschenkt ist sie nicht: Nach dem Frieden kriegst du sie!“

Aus der Schule. Lehrer (Gewinnung und Verarbeitung des Eisens besprechend): „Man unterscheidet verschiedene Arten von Stahl, z. B. Bessmertahl, Nidelstahl.“ (Zu einem Schüler, der den Finger emporhebt): „Nun, Flaps, kannst du mir noch einen nennen?“ — Schüler: „Den Diebstahl!“



Versteh nichts, mein  
säunig Herz,  
Auf eine bessere Zeit!  
Aus Zeitverlust folgt Neu'  
und Schmerz,  
Auf Trägheit Traurigkeit.



Jedes findet seine Stelle,  
Jedem wies er seine Bahn,  
Auch die kleinste Lebens-  
welle  
Langt am sichern Ufer an.

1918	Protestanten	Katholiken	(S)
F 1	Aller Heiligen	Aller Heilig.	☾
S 2	Aller Seelen	Aller Seelen	☾
45. W.	23. S. n. Trin.	24. S. n. Pf.	
S 3	Gottlieb	Hubertus	☾
M 4	Charlotte	Carl Borrom.	☾
D 5	Erich	Emmerich	☾
M 6	Leonhard	Leonhard	☾
D 7	Erdmann	Engelbert	☾
F 8	Claudius	4 gefr. Märt.	☾
S 9	Theodor	Theodor	☾
46. W.	24. S. n. Trin.	25. S. n. Pf.	
S 10	Mart. Luther	Andr. Avell.	☾
M 11	Martin, B.	Martin, B.	☾
D 12	Ruinibert	Martin, B.	☾
M 13	Eugen	Stanislaus K.	☾
D 14	Levinus	Zucundus	☾
F 15	Leopold	Leopold	☾
S 16	Ottomar	Edmund	☾
47. W.	25. S. n. Trin.	26. S. n. Pf.	
S 17	Hugo	Gregor Th.	☾
M 18	Gottschall	Otto	☾
D 19	Elisabeth	Elisabeth	☾
M 20	Allg. Bußtag	Felix v. Bal.	☾
D 21	Maria Opfer	Maria Opfer	☾
F 22	Ernestine	Cäcilia	☾
S 23	Klemens	Klemens	☾
48. W.	26. S. n. Trin.	27. S. n. Pf.	
S 24	Totenfest	Chrysogonus	☾
M 25	Katharina	Katharina	☾
D 26	Konrad	Konrad	☾
M 27	Loth	Virgilius	☾
D 28	Günther	Sosthenes	☾
F 29	Noah	Saturnin	☾
S 30	Andreas	Andreas	☾

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnen-		Mond-		Tages- länge	Dämme- rung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	7.02	4.25	7.47	4.20	9 23	42
12.	7.17	4.11	1.15	Morg.	8 54	43
20.	7.31	3.59	6.02	9.51	8 28	44
28.	7.45	3.51	2.17	1.15	8 06	46

### An Michel.

Willst du deinen Juntern behagen,  
so mußt du dich also betragen:  
Im Frieden stets wacker dich plagen,  
im Kriege stets wacker dich schlagen,  
viel tragen und vielem entsagen,  
nichts wagen und nie was abschlagen,  
nie fragen, versagen, noch klagen,  
beim Geldgeben niemals vertragen,  
und all deine Wünsche vertragen:  
Dann — hast du nichts weiter zu sagen.

Adolf Glasbrenner.

„Aber zum ersten Male in der Weltgeschichte haben die Arbeiter — die Quelle alles Reichthums und aller Zivilisation — die Gelegenheit, sich zu bilden und zu organisieren und eine Stimme in der Regierung zu erhalten. Sobald sie sich ihrer Macht bewußt werden und zur Einigkeit über ihre Ziele gelangen, wird der Anbruch einer neuen Ära beginnen... Die Ausführung ihrer Ziele wird erst den wahren Individualismus herstellen, der unter den gegenwärtigen Umständen nicht existieren kann... Zum ersten Male in der Menschheitsgeschichte sind die Arbeiter bestrebt, der internationalen Verheerung ein Ende zu machen: die Völker aller Länder werden Brüder und würdigen die Jugenden, die jedem von ihnen angeboren sind... Es bleibt nur das Volk, von dem die Zukunft der Menschheit abhängt.“

Afr. Ruffel Wallace im „Clairon“, 1904.

Sage mir, mit wem du sprichst  
Dir genehm, gemüthlich ist;  
Ohne mir den Kopf zu brechen,  
Weiß ich deutlich, wie du bist.

### Weiteres.

Vorsicht. Vater (zum Sohn, der sich über die Brüstung der Galerie legt): „Junge, nimm dich in acht, daß du nicht ins Partett fällst. Da toset es zwei Mark mehr.“

Die stolze Feldwebelin. „Zott, wenn ich so sehe, wie mein Mann die Inzogenen die höhere militärische Bildung beibringt, ich tausche mit keiner Universitätsprofessorsjattin!“

Herausgeschlüpft. Lehrer (nach vorhergegangener Erklärung): „Es gibt also fünf Sinne, Hans. Welcher Sinn ist dir z. B. der liebste?“ — Schüler (schnell): „Der Unsinn, Herr Lehrer!“

Wahres Geschichtchen. Auf einer Fahrt in stockfinsterner Nacht stürzt der Wagen mit seinen Begleitern in einen Graben, wobei Soldat Lustig seine Perücke verliert. Ein Geheimniß, das er bis jetzt sorgfältig gehütet hatte. Sein Kamerad erwischt nun beim Umbertreten im Finstern den blauen Schüssel und ruft dabei aus: „Mensch, hast du aber ein großes Loch in der Hose!“ (Jugend.)

Nache ist süß. Ausstretende Köchin (beim Abschied): „Das will ich Ihnen doch noch sagen, Madame: Der Küchenschlüssel öffnet auch die Kellerthür! Leben Sie wohl!“



Predige Weisheit lang und breit —  
 Wer folgt ihren Pfaden?  
 Auf Erden wird kein  
 Mensch geachtet,  
 Außer durch eignen  
 Schaden.



Raum ist mir genug ge-  
 blieben:  
 Raum zu Schlössern in der  
 Luft,  
 Hier im Herzen Raum zum  
 Lieben,  
 In der Erde Raum zur  
 Gruft.

1918	Protestanten	Katholiken	(L)
<b>49. W.</b>	<b>1. Advent</b>	<b>1. Advent</b>	
S 1	Arnold	Eligius	
M 2	Randibud	Bibiana	
D 3	Raffian	Franz Xaver	
M 4	Barbara	Barbara	
D 5	Abigail	Sabbas	
F 6	Nikolaus	Nikolaus	
S 7	Antonia	Ambrosius	
<b>50. W.</b>	<b>2. Advent</b>	<b>2. Advent</b>	
S 8	Maria Empf.	Maria Empf.	
M 9	Joachim	Leoladia	
D 10	Judith	Melchisedes	
M 11	Baldemar	Damasus	
D 12	Epimachus	Epimachus	
F 13	Lucia	Lucia	
S 14	Israel	Nikolaus	
<b>51. W.</b>	<b>3. Advent</b>	<b>3. Advent</b>	
S 15	Johanna	Eusebius	
M 16	Ananias	Adelheid	
D 17	Lazarus	Lazarus	
M 18	Quatember	Quatember	
D 19	Manasse	Nemesius	
F 20	Abraham	Ammon	
S 21	Thomas	Thomas	
<b>52. W.</b>	<b>4. Advent</b>	<b>4. Advent</b>	
S 22	Beata	Flavian	
M 23	Ignatius	Viktoria	
D 24	Adam, Eva	Adam, Eva	
M 25	Christtag	Christtag	
D 26	2. Weihn.-L.	Stephanus	
F 27	Johannes Ev.	Johann. Evg.	
S 28	Unsch. Kindl.	Unsch. Kindl.	
<b>53. W.</b>	<b>S. n. Weihn.</b>	<b>S. n. Weihn.</b>	
S 29	Jonathan	Thomas, B.	
M 30	David	David	
D 31	Silvester	Silvester	

**Mondwechsel.**

Es d. 3. Dez. 4 Uhr nachm.; ) d. 11. Dez. 4 Uhr morg.; ☽ d. 17. Dez. 8 Uhr abends; ☾ d. 25. Dez. 8 Uhr vormittags.

**Planeten.**

Merkur sichtbar in der letzten Woche des Monats morgens im Südosten bis zu 1/2 Stunde gegen Ende des Monats.

Venus bleibt unsichtbar.

Mars ist während fast des ganzen Monats noch 1/4 Stunden am südwestlichen Abendhimmel sichtbar.

Jupiter nähert sich seiner Opposition zur Sonne und ist daher von Mitte des Monats an die ganze Nacht hindurch sichtbar.

Saturn, d. Dauer der Sichtbarkeit, nimmt zu bis auf 10 1/2 Stunden am Ende des Monats.

**Hundertj. Kalender.**

Dez. fängt an mit mildem Wetter bis zum 6., darauf tritt Regenwetter ein, mitunter schneit es, welches abwechselnd bis aus Ende anhält.

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnen-		Mond-		Tageslänge	Dämmerung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	7.53	3.46	8.37	4.27	7 53	46
12.	8.03	3.44	12.23	12.59	7 41	48
20.	8.10	3.45	7.19	9.41	7 35	48
28.	8.18	3.49	3.23	12.23	7 36	48

**Trost.**

Es kann die Ehre dieser Welt  
 Dir keine Ehre geben,  
 Was dich in Wahrheit liebt und hält,  
 Muß in dir selber leben.

Wenn's deinem Innersten gebricht  
 An echten Stolzes Stütze,  
 Ob dann die Welt dir Beifall spricht,  
 Ist all' dir wenig nütze.

Das flüchtige Lob, des Tages Ruhm  
 Magst du dem Eitlen gönnen;  
 Das aber sei dein Heiligtum:  
 Vor dir bestehen können.

„Eine wirklich revolutionäre Bewegung, eine solche, die auf einem wahrhaft neuen Gedankenprinzip steht, ist, wie sich der tiefere Denker zu seinem Troste aus der Geschichte zu beweisen vermag, noch niemals untergegangen, mindestens nicht auf die Dauer.“ Ferdinand Lassalle.

„Ohne Mörtel erbaut ist die Mauer, die trennt von der Freiheit; reißt einen Ziegel heraus, seht, wie der Plunder zerfällt!“ G. G. Büchner.

„Du, Kräftiger, sei nicht so still,  
 Wenn auch sich andere scheuen.“  
 Wer den Teufel erschrecken will,  
 Der muß laut schreien.

**Seiteres.**

— In der Instruktionssunde befehrt der Unteroffizier seine Kanoniere über ihr Verhalten außer Dienst und außerhalb der Kaserne. Zum Schluß stellt er seine Fragen: „Zum Beispiel, Kanonier Bialled, was tust du, wenn du siehst, daß dein Vorgesetzter von irgendwelchen Kerlen verhöhnt wird?“ — Bialled erwidert: „Herr Unteroffizier, ich griefe ihn!“

— „Wie haben Sie es nur fertiggebracht, Angeklagter, all die gestohlenen Sachen fortzuschleppen?“ — „Wenn ich's Ihnen auch sagen täte, Herr Gerichtshof, Sie kriegen's doch nicht fertig.“

— „Sagen Sie,“ fragte die reiche Frau Proben einen Bekannten, „man liest doch jetzt so viel von dem Dichter Hebbel, könnte ich den nicht einmal zum Souper bitten?“ — „Nein, gnädige Frau, Hebbel hat etwas getan, was ihn aus jeder Gesellschaft ausschließt!“ — „Ach, nein! Was denn?“ — „Er starb vor fünfzig Jahren.“

Ein einsichtsvoller Mensch. „An wat hat a jesagt, det se ihm diesmal vier Wochen uffjehrunnt ham?“ — „Kinda“ — hat a jesagt — „wenn allet uffschlägt — warum soll bloß det Jesängnis nich uffschlagen!“

— Meinem Freund Karl sprach ich mein tiefstes Beileid aus, anlässlich des Todes seines Onkels. — Als ich mich erkundigte, ob derselbe auch etwas hinterlassen hatte, antwortete er mir: „Nein, rein gar nichts! — sogar seine Brotkarten hat er noch aufgebraucht!“



# Pflug und Schwert.

Einst war ein Graf, so geht die Mär,  
der fühlte, daß er sterbe;  
die beiden Söhne rief er her,  
zu teilen Hab und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert  
rief da der alte Degen;  
das brachten ihm die Söhne wert,  
da gab er seinen Segen:

„Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß,  
du sollst das Schwert behalten,  
die Berge mit dem stolzen Schloß,  
und aller Ehren walten.

Doch dir, nicht minder liebes Kind,  
dir sei der Pflug gegeben:  
im Tal, wo stille Hütten sind,  
dort magst du friedlich leben.“

So starb der lebensmüde Greis,  
als er sein Gut vergeben;  
die Söhne hielten sein Geheiß  
treu durch das ganze Leben. —

Doch sprich, was ward denn aus dem Stahl,  
dem Schloß und aus dem Krieger?  
was ward denn aus dem stillen Tal,  
was aus dem schwächern Pflüger? —

• O, fragt nicht nach der Sage Ziel!  
euch kündens rings die Gauen:  
der Berg ist wüßt, das Schloß zerfiel,  
das Schwert ist längst zerhauen.

Doch liegt das Tal voll Herrlichkeit  
im lichten Sonnenschimmer;  
da wächst und reift es weit und breit;  
man ehrt den Pflug noch immer.

Wolfgang Müller.





## Wie Joggeli eine Frau sucht.

Ein ländliches Bild aus dem Volksleben der Schweiz von Jeremias Gotthelf.

Im Bernbiet, aber ich sage nicht wo, liegt ein Bauernhof an sonnigem Rain. Birn- und Apfelbäume, mächtig wie Eichen, umkränzen ihn; Aeschen von Kirschbäumen laufen vor ihm aus nach allen Seiten, und fast so weit am Hügel das Auge reicht, breitet sich um denselben aus ein wunderschöner grüner Teppich, kostbarer als ihn ein König hat: hunderttausendpfündige Matten.

Unterm breiten Dache sprudelt ein prächtiger Brunnen; vor den blanken Fenstern stehen einige Blumenstöcke, und ums ganze Haus herum ist es lauter Sonntag, d. h. aufgeräumt und sauber; kein Strohhalm liegt herum, kein Spänschen ist zu sehen. Auf schöner grüner Wank sitzt ein schöner, brauner Bursche, schaut nachdenklich hinaus in die dunklen Wälder, die am senkseitigen Hügel liegen, und langsam, schwermüthig setzt zuweilen ein Tabakswöllchen aus seiner fast erlöschenden Pfeife.

Es ist Joggeli, der reiche, ledige Besitzer des schönen Hofes. Seine Mutter ist ihm längst gestorben, die so trefflich ihm die Wirtschaft gelehrt, ihm so lieb gewesen war, daß er gar nicht heiraten wollte, obgleich ihm die Mutter alle Tage zusprach, eine Frau zu nehmen. Rechte Mütter haben nicht gern ledige Kinder, denken sich die Söhne nicht gern als alte Sänder.

Jetzt führen ihm Mägde die Haushaltung und schlecht wenig. Seit seine Mutter gestorben war, legten seine Stübner nicht mehr; wenigstens bekam er wenig Eier zu Gesicht; die Kühe gaben schlechtere Milch; er konnte immer weniger Butter verkaufen, und die Schweine fahen ihn aus ihrem Troge hervor mit vermeinten Augen an, flaugend über schlechtes Fressen, und doch hatte er nie so oft Storn für sie fassen müssen.

Noch nie war so wenig gemacht, gesponnen worden; er brauchte immer mehr Tagesthner, und doch hatten die Mägde nie noch über so viele Arbeit sich beklagt, und nie so wenig Zeit gehabt, das zu tun, was er befahl. Die Ermahnungen der alten Mutter süßten ihm immer mehr auf; er dachte immer ernstlicher ans Weiben, und je mehr er daran dachte, desto mehr graute es ihm davor.

Joggeli war nicht etwa so ein Hausbödd, der nie von Hause weglam, die Mädchen nie anreden, höchstens ansehen durfte, sie nur vom Hörensagen kannte. Er war ein lustiger Bursche; in der weiten Umgegend kannte er alle Dirnen, und wenn irgendwo ein hübsches, reiches Mädchen unterwiefen wurde, so war er meist der erste unter dessen Fenster. Aber fernern ist noch nicht heiraten, und das war, was ihm Kummer machte, und eben deswegen, wie er meinte, weil er die Mädchen nur zu gut kannte.

Es sei nicht alles Gold, was glänze, und die Mädchen zeigen den Burschen gewöhnlich nur das Glänzerde, pfegte er zu sagen, und das zu sehen, was nicht glänze, werde meist erst dem Ehemann zu teil. Dieses zu beweisen, wußte er Beispiele von Exempeln anzuführen, daß einem fast schwarz vor den Augen wurde. Er wußte wohl, sagte er, zu einer reichen und hübschen Frau zu kommen; aber er wolle auch eine feine, fromme, fleißige; denn was hülfen ihm Schönheit und Geld, wenn Zantfucht dabei sei und Aupsucht und wie die Suchten alle heißen mögen? Ein zantfuchtig Mädchen gebe eine alte Here, sagte er; einem kupsfichtigen saure alle Milch im Keller und es kriegt zuletzt ein Gesicht, gegen welches ein altes Judentrös ein Prachtstück sei. Von einem geizigen Mädchen wolle er gar nicht reden; das werde ja zuletzt ein Geschöpf, gegen das der alte Drache auf der Ghsnauflub ein purer Engel sei. Nun sei aber das das Verflämterke, daß man nie recht wissen könne, ob man eine Here, ein alt Judentrös, oder den alten Drachen selbst ins Haus kriegt; denn alle diese Greuel seien meist schon im Mädchen eingepuppt hinter glatter Mädchenhaut verborgen, und gar oft mache das Mädchen vor dem Hause und hinter dem Hause und besonders im Wirtshause das zärtlichste

Gesicht, dem im Hause der Drache fußlang aus den Augen sehe, und seine Krallen schon im Untenhasen und in der Tischdrücke habe. Sobald ein Mannsgesicht über die Klüchentür hineinsche, fahre der Drache in seine Höhle, und während das Mädchen holdselig lächle, wege der Drache seine Krallen und denke: Warte nur, bis ich dich habe, dann will ich dich! Auf das Verichten von anderen Leuten könne man sich auch nicht verlassen, am allerwenigsten einer, der heiraten wolle. Von allen Seiten werde er angelogen. Man bezahle Leute, welche das Mädchen bis in den Himmel erbeben sollten, und bezahle wiederum Leute, die es auszumachen hätten, als ob es in keinen Schuh gut wäre, und man mit ihm ein Vschüttloch veräisten könne. Da möchte er doch wissen, wer so eine feine Nase hätte, daß er immer richtig unterscheiden könne, ob die Leute bezahlt seien um zu schellen, oder bezahlt zu loben, oder gar nicht bezahlt. Nun möchte er wohl eine Frau, allein so hineintrappen und einen Schuh voll herausnehmen, das doch auch nicht. Wie das aber zu vermeiden sei, es auszusinnen, habe ihn schon oft fast wirbelnintig gemacht.

Wenn Joggeli, der doch zu Kilt gehen, und aus Pflanzplätzen und allerlei sonst immerhin in etwas auf die Tüchtigkeit eines Mädchens schließen konnte, in solcher Verlegenheit war, in welcher muß da nicht ein Stadtherr sein, der die Stadtmädchen nur an Wällen, in Soiren, in der Komödie oder in einem Konzert sieht, der, er mag es machen wie er will, nur ihre Sonntagsgesichter erblickt, keine Arbeit von ihnen zu Gesicht bekommt, ja, selten mehr ihre Hände ohne Handschube? —

Guter Rat ist meist sehr teuer; indessen kommt er auch über Nacht umsonst. Eines Morgens zwischen Neuert und Ernte, wo Bauerntöchter meist zu Hause waren, einige am Strümpfestopfen sich versuchten, andere dem Weber spulten, die dritten im Garten grupeten oder um's Haus herum fisekten, sagte er seinen Leuten: er wolle ins Luzernerbiet, um ein Hof aus. Dort seien weniger Tage im Jahre als hier, jeder Tag wenigstens zwei Stunden kürzer; daher werde weniger Geld verdient, daher alle Sachen dort wohlfeiler als bei uns; und wenn er schon acht Tage lang nicht wiederkomme, so sollten sie nicht Angst haben um ihn.

Joggeli ging fort; doch sah man zur selben Zeit im Luzernerbiet keinen Joggeli, der nach Rosen gefragt hätte. Aber zur selben Zeit sah man durch das Bernbiet einen Kesselflicker ziehen, den man vorher und nachher nie wahrgenommen hat, und von dem man noch immer reden hört, obgleich seither wenigstens fünfzig Jahre verflossen sind. Es war ein langer Bursche mit ruhigem Gesicht, der das Handwerk noch nicht lange getrieben haben konnte; denn er war gar langsam dabei und ungeschickt dazu, und wenn ein nur leicht verwickelter Fall vorkam, so wußte er sich nicht zu helfen.

Am meisten fiel bei ihm auf, daß er keine Regel hatte in seinen Forderungen und keine Ordnung im Arbeitstuchen. Er übersprang ganze Reihen Häuser, fragte bei keinem einzigen nach verlöcherien Frauen oder zerbrochenen Klackeln; er strich ohne stillzusehen durch ganze Dörfer. Wiederum konnte er vor einem Hause, einem Hofe einen ganzen Tag leiern, ohne daß man eigentlich wußte, was er tat. Er stobte in der Küche herum, schnautete alles aus, war jedermann im Wege und ging am Ende abends nicht einmal fort, sondern forderte noch ein Nachtlager. Er hatte alle Augenblicke etwas nötig, strich, um es zu fordern, den Töchtern des Hauses oder den Mägden nach, suchte mit ihnen zu wortwechseln, sie zu versäumen, und wo er über Nacht blieb, da erlaubte er sich gar unziemliche Dinge, und trieb es so weit, daß man fast glauben mußte, er versuche, wieviel es erleiden möge, ehe man Schlage kriegt. Auch ließ er schon gehetzte



Kacheln aus der Hand fallen, daß sie in tausend Stücke sprangen, forderte unerschämten Lohn, brannte über die Menge der gemachten Arbeit — kurz, er war der widerwärtigste Bengel, der je das Land durchstrichen hatte.

Deswegen auch wurde er von manchem Hause weggejagt mit Kluchen und Schelken. Ertaubete Bauern behien ihm die Hunde nach und drohten mit Seinen und Steden; erboste Bauerntöchter warfen ihm Kachelstücke nach, gaben ihm Titel, mit denen man einen Hund hätte rändig machen können, und schnitten ihm Gesichter, neben welchen der geschundene Kopf einer Kröte ein anmutig Luegen war. Zu diesem allem lachte der Kerl nur, gab spöttische Antworten, nannte die Bauern Mutterstüßler, die Töchter Ziberligränne, und wenn man ihm den geforderten Lohn nicht geben wollte, so sagte er wohl: Er begehre gar nichts; einem solchen Lumpenbüßli, der seiner Tochter nur ludrige Strumpfbündel vermöge und knöpsig Haarschnüre, sei er noch imstande, ein paar Kreuzer zu schenken. Man kann denken, was ihm dann alles nachfuhr auf solches Reden hin; aber als ob er das gerade so wollte, ging er lachend von dannen.

Hätte der Kesselflicker in unserer Zeit gelebt, und hätte er auch schreiben gekonnt, so würde er wahrscheinlich die Welt mit Reisebildern oder Wandersfahrten beschenkt haben.

So hatte er am dritten Tag seiner Wanderung ein großes Haus, das am Ende eines Dorfes lag, erreicht in vollem Laufe. Eine schwarze Wolke schwebte am Horizont und sandte flimmernden Regen herab in reichem Gusse. Kaum hatte er sich geschüttelt unter breitem Dache, und seine leichte Boutique abgestellt, so kamen durch das Gras unter den Bäumen her andere Gestalten hergerannt mit Hauen auf den Schultern; Fürtlicher die Mädchen über die Köpfe, die Schuhe in den Händen die Burschen, alles dem breiten Dache zu: es war das Gesinde, welches zum Hause gehörte, und Erdäpfel gebadet hatte. Hinter ihnen drein sprang etwas unbehilflich eine zimperliche Gestalt, besser angezogen als die andern, aber eben nicht zu solchem Weiltlauf eingerichtet. Als sie ankam, schämerten bereits Anechte und Mägde miteinander, und ein dralles Mädchen schlug Sami, dem Kessler, das nasse Fürtuch um den Kopf. Da zog Kößl, das zuletzt angelangte Mädchen, die Tochter des Hauses, ein gar schiefes Gesicht, warf Stüßli, dem drallen Mädchen, seine Hane und sein Fürtuch zu, hieß ihm beides absetzt tun und tat selbst zimperlich unter den andern, und trippelte mit allerlei Gebärden um die Knechte herum, und übte den eigenen Augenaufschlag und das Winken durch die Augenecken, welche beide zu Stadt und Land wohl bekannt sind. Endlich kam die Mutter unter die Thür, eine lange, hagere Frau mit spitzer Nase, und hieß die Tochter, statt da außen zu galben, sich trocken anzuziehen; sie wisse ja wohl, wie sie eine Leide sei, nichts erleiden möge, und gleich auf dem Schragen liege.

Bei dieser Frau meldete sich auch der Bursche um Arbeit. Er erhielt zur Antwort: daß er warten müsse bis nach dem Essen; man hätte jetzt nicht Zeit, ihm die Sachen zusammen zu suchen. Bescheidenlich fragte er, ob er nicht mitessen könne; er wolle sich gern vom Lohne abziehen lassen dafür. Man wolle ihm etwas für use geben, hieß es. Er setzte sich vor die Küchentür; aber lange ging es, bis das Essen aufgetragen wurde, und noch länger, bis er etwas trug. Bald fehlte eine Kachel, bald eine Kelle beim Anrichten; bald schrie die Frau: „Stüßli, weißt du, wo der Waschlumpen ist?“ und bald: „Kößl, wo hast du den Schlagore?“ Und als sie schon alle bei Tische saßen, denn bald einz in die Küche, bald einz in den Keller; denn bald fehlte Milch auf dem Tisch, dann war kein Brot vorhanden. Endlich brachte man auch ihm etwas heraus, das eine Suppe sein sollte, aber ausfiel wie schmuckiges Wasser, in dem ein Mehlack ausgeschwenkt worden, ein aschgraues Gemüse, welches ehemals Schmitze gewesen, in himmelblauer Brühe schwimmend, und dazu ein Stücklein Brot, das von einem alten Wollhut, der

lange in einem Krüschkasten gelegen, abgeschnitten schien. Er merkte sich das Essen wohl, aber aß es nicht, sah dagegen, wie Kößl, als nur noch die Mutter in der Küche war, für sich köcherlete, und endlich ein verstrupftes Eiertäschchen zum Vorschein brachte und ins hintere Stübchen speidierte, wie es sich darauf eine Zeitlang im Keller aufhielt, und mit einem verdächtigen Weingeruch heraufkam. Als alle wieder in die nassen Erdäpfel gegangen, fogar die Mutter, der Vater aber, ein ehrlicher Schürpi, irgendwo auf dem Ohr lag, sah er, wie Kößl, wahrscheinlich mit einem Restchen des Eiertäschchens, in den Futtergang ging, wo der Kessler Futter rüßete für die Kasse. Als die Promenade zu Ende war, setzte sich Kößl zu ihm auf die Bank, bohrte an einer Lismette mit ungewaschenen Fingern, und frägelte ihn allerlei aus, tat wie ein Meisterlos, und hörte ohne Zuden alle Dinge, sie mochten sein wie sie wollten, die der Kesselflicker zu sagen beliebte.

Und dieses Kößl war das gleiche Mädchen, das so nett und aufgeputzt an Märkten und Musterungen erschien, so sittsam tat, so mäßig sich betrug, vor einem Schluß Wein sich schüttelte, und vor jedem Blick eines Burschen sich verbergen zu wollen schien. Mit Gewalt mühte man es zum Tanzen zwingen, mit Gewalt zum Essen, mit Gewalt zum Reden; aber es hieß, dabei sei es gar werksam, gehe immer mit dem Volk aufs Feld und sei ohne allen Stolz und Hochmut. Aber je mehr er Kößl ansah, desto mehr mißfiel es ihm und alles um ihn herum. Nicht nur die Finger waren schmutzig, sondern alles an ihm; ums Haus herum war es unaufgeräumt, in der Küche keine Ordnung; zu allen Kacheln, welche er hesten sollte, fehlten Stücke. Es sah da bei ihm, sich offenbar gehen lassend, weil es ihn ohne Bedeutung meinte, und da war von Sittsamkeit nichts zu sehen; es hatte ein besiedetes Inneres, Lust an wüsten Dingen, und stellte sich recht eigentlich dar als ein gemeines Ding, das nicht gern arbeitete, das dabei sich alles erlaubt glaubte, wenn es nur im Wirtschause und auf der StraÙe sich anständig gebärdete. Es klagte nebenbei so recht zimperlich über das Arbeiten, wie ihm das erleide sei, Kopfweh und Krämpfe mache, und ein schönes Buch ihm das Liebste sei. Dazu schien es noch bössartig, stüßte die Kase, neckte den Hund und jagte die Tauben unter dem Dache weg. Es hätte in diesem läßernen, läßigen, langweiligen Ding niemand das schmutze, stille, ehrbare Mädchen erkannt, dem man recht gern nachsah beim Tanze oder still stand, wenn man es bei einem Krämer seine Einkäufe machen sah. Dullsam, solange sie allein waren, fing es, sobald am Abend das Haus sich wieder füllte, mit dem Kesselflicker zu zanken an, gab ihm schönde Worte, und fibrie alle seine Arbeit aus. Da begann auch der Kesselflicker sein Spiel, höhnte das Töchterchen, hielt ihm den Kessler vor, den Eiertäsch, sein sauberes Pösmen, wo immer ein Leisch auf der Nadel sei und einer unter derselben, bis das Feuer ins Dach stieg, das Mädchen heulend Vater und Mutter klagte, der Vater fluchte, die Mutter schimpfte, der Ringel bellte, die Kase miaute, alles lärnte, was da lärmern konnte — da zog der Kesselflicker lachend fürdaß.

Am Abend eines anderen Tages schleppte er seine Bürde müde einem großen Hause zu, das in der Nebengasse eines Dorfes stand. Das Dach des Hauses war schlecht, der Misthaufen aber groß; viel Holz lag darum herum, aber nicht geordnet; ein Schweinstall stek an den andern, einige Fürtlicher und Hemden hingen am Gartenzaun; schwarz und rauchicht war es um die Hausstür, voll Löcher der aus Lehm gestampfte Schoof. Eine fluchende Stimme drang aus der Küche und donnerte mit einem unsichtbaren jemand, der wahrscheinlich etwas zerbrochen hatte, und ihr nach kam ein stämmiges Mädchen, mit rot angegauertem Gesicht, ungekämmt seit vergangenem Michelstag, zwei Säumelchtern in den Armen, in denen Adern schwoilen wie freuzerige Seile, und auf Füßen, die letzten Samstag gewachsen worden, seither zweimal den Schweinen gemistet hatten und so breit waren, daß man die verbubelten Schuhe an denselben bequem als



Kuchenschiffeln hätte gebrauchen können. Dieses Mädchen war in vollem Zorn, traf die Schweine beim Ausputzen ihres Troges mit dem schmutzigen Besen auf ihre Küffel, daß sie trachten, fluchte mit ihnen, wie kein Stalbhändler es ärger hätte tun können, und schlug ihnen das Fressen in den Trog, daß es weit umherspritzte. Darauf die Hände nur notdürftig im Brunnentroge schwenkend, rief es zum Essen, und hervor kamen allerlei Gestalten, die wenigstens ihre Hände waschend, wie es doch bei jedem ehrbaren Bauernhause Sitte ist, und die es taten, taten es, als schonten sie dem, was sie aus den Ställen an den Händen mitgebracht. Es war ein weißes, unordentliches Essen, an welchem der Kehler teilzunehmen konnte, unter dem Beding, umsonst zu hestien, was er, während die anderen rüsteten, zu hestien imstande sei. Robe Späße, Joten, wurden alsobald flüchtig; man schien damit das schlechte Essen würzen zu wollen. Marei, die Tochter, nahm herzlich Teil daran, ohne irgend die geringste Scham, hatte aber nebenbei immer noch Zeit, Vater und Mutter zu widerreden: dem ersteren zu sagen, wann er zum letzten Male voll heimgekommen sei, und der letzteren vorzuhalten, sie hätte in den letzten drei Wochen nicht zwei Strangen Garn gesponnen; dann auch die Mägde zu schelten, und den Knechten wüßt zu sagen, wenn sie an den zu beschneidenden Mädchen die Hände zu did machen. Freilich mußte sie sich auch gefallen lassen, derbe Antworten zu hören, und besonders von den Knechten Worte anzunehmen, die doch sonst kein ehrbares Mädchen sich sagen läßt von Knechten; aber wie man tut, so hat man's auch!

Sein Lager war ihm im Stall angewiesen. Der war schmutzig, wie die Ställe darin, die Läger zu kurz und er in beständiger Gefahr, von einer Kuh mit ihrem Heimgelächte begossen zu werden. Im Hause war noch lange Lärm; es schien ihm auch nachts keine Ordnung da zu sein, und alle zu machen, was jedem beliebe. Er war aber zu müde, zu g'wundern. Am Morgen ward frühe Appell geschlagen, niemand mehr Ruhe gegönnt; es drehte das Volk vor fünfse sich ums Haus herum; aber niemand tat doch eigentlich was Rechtes. Man mußte halt auf sein, damit es hieße: in dem und dem Hause gebe der Tanz schon vor fünfse los, und 's Marei sei immer die erste und die letzte. Aber vor halb achte konnte man doch nicht 's Morgen essen, und zwar eine Suppe ohne Schmalz und ohne Brot, und Kraut, so lang, so hart, so trocken, daß man sich lange besinnen mußte, ob das, was man hinunterchlucke, Gesehstücken seien oder wirkliche Krautstengel, und dazu machte die Marei Augen, mit denen man einen Hasenpfeffer hätte animachen können.

Dem Kehler erleidete es bald da; am Kraut hatte er sich satt gegessen, und an der Tochter, diesem unsauberen Werkthier, satt gesehen. Daber, als sie ihm eine Milchschale zum Hestien brachte, sagte er ihr: diese werde sie doch nicht wollen hestien lassen? sie säuerle ja, wie ein Sauertrautfaß, in welchem dreijähriges Sauerkraut gewesen sei; wenn sie ihr Milchgeschirr nicht sauberer halte, so werde sie die Milch nicht lange gut haben, und nicht viel süße Unsen machen. Poß Wetter! da ging's los: die Kachelstücke flogen ihm ins Gesicht, und als die verschossen waren, riß sie ihre Schube von den Füßen, schlug auf ihn los, wie der Drescher auf das Korn in der Tenne, und er hatte nie so Gille gehabt, sich wegzumachen, wenn er nicht geprügelt sein oder allen Ernstes sich wehren wollte.

Da löbne auch einer einen Schub voll herausnehmen, dachte der Bursche bei sich, als er das Haus im Rücken hatte. Das erstere Mädchen sei berüht als gar sittsam, manierlich, daß jedem Haus wohl anstehen würde, dieses aber als eine rechte Werklader, als eine angegebende Bäuerin, wie es zu Berg und Thal keine geben werde, hätte die schönsten Schweine, wüßt mit den Schweinehändlern am besten zu märien, dürfe alles selbst anrühren, und der sei ein Stücklicher, der es erhaschen könne. Nun habe er sei ein Stücklicher, und es schaudere ihn, wenn er eins oder das andere haben müßte, und wenn er nur ein Kessel-

stücker wäre. Und es sei doch gut, dachte er, daß so ein Kesselstücker überall hingucken könne, wo sonst niemand hinsehe, und daß man sich nicht vor ihm in Acht nehme, und das Sonntagsgesicht vornehme, wenn so einer im Hause sei, wie man es zu tun pflege, wenn Dorf komme oder wenn man 's Dorf gehe.

Gar auf Märkten und an Musterungen sei lauter Zug und Trug, nicht nur auf dem Stühmärt, sondern auch in Gast- und Tanzstuben, und wer da am meisten aufgezäumt erscheine und geschledet bis 's'hinderst, die sei zu Hause nicht selten die wüßteste Koske, die es geben könne, und komme daher, daß man nicht wüßt, was hinten, was vornen sein solle. Wer Marei und Köstl auf einem Märtri gesehen, der hätte geglaubt, sie ständen jedem Bauernhause wohl an; wer sie aber zu Hause sehe, der müsse sagen, daß sie zu einem Bauernhof pachten, wie Haare in die Suppe, wie Wanzen in ein Bett, wie Essig zu einer gestoßenen Nidel. „Ja,“ dachte er bei sich selbst: „wahr ist wahr, und mit den Mädchen ist es, nicht zusammengezählt und euer Ehren vorbehalten, wie mit den Kühen: was man auf dem Markt kauft, ist gewöhnlich dabem nur halb soviel wert, mit dem Unterschied, daß man von den einen wieder loskommen kann, wenn man Kaufszahl, von den anderen dann meist weder Geld noch Teufser einem helfen.“

Er war recht schwermütig geworden und alle Arbeit war ihm verleidet. Er setzte sich in ein Wirtshaus und tagdiebte da, spielte den Hundel, tat als ob er kein Geld hätte, wollte seinen Kehlertram verkaufen, fand aber keinen Käufer. Die Wirtstochter fesselte ihn auch nicht. Ihre Pantöffelchen gefielen ihm nicht; sie steckte ihm ihren Daumen zu tief ins Kraut, welches sie ihm auftrug, machte ihm ein gar zu mißvergünstigt Gesicht, wenn sie einmal aufstehen mußte, und gneipfte manchmal so bedenklich durch die Stube, als ob sie an jedem Fuß fünf Hühneraugen hätte.

Zeitig ging er zu Bett, brach früh auf, da eben die Sonne so klar und frisch zu scheinen begann. Da ward ihm wieder froh und leicht im Gemüt, und er beschloß, weiter zu wandern mit seinem Kehlertram, den ihm niemand hatte ablaufen wollen.

Einem Fußwege nach zog er einem schönen Bauernhofs zu; lustig umflatterten ihn früh erwachte Vögelin; abgefallene unreife Kirschen knitterten unter seinen Füßen; Spaz'n jagten sich auf den hohen Bohnensteden; zwei Burchen mähten, und zutrauliche Hühner pickten hinter ihnen auf den frisch gemähten Fleden die Wärrer auf. Blaut war das Haus; hell glitzerten die Fenster; ein freundlicher Garten lag vor demselben, und wohlbesorgte Blumen spendeten freigebig ihre reichen Düfte. Ein schlankes, großes Mädchen, mit reinem Haar, reinem Hand und Händen, saß auf der Türschwelle, schnitt Brot ein, und hatte ein lustig prasselnd Feuer in der Küche, doch nicht das halbe Feuer draußen auf der Feuerplatte, sondern alles drinnen im Loch, wie es sich gehört. Raub und trogig frug er nach Arbeit. Wo Weibervolk sei, da sei immer etwas zu hestien oder zu stücken, sagte er bei. Das Mädchen antwortete: wenn er warten wolle, bis es angerichtet, so habe es ihm Arbeit genug. Da mußte er wohl viel Zeit versäumen, antwortete er, wenn er jedem Ziehsteden abwarten wolle, bis es ihm sich schide. Das sei doch keine Manier, sagte das Mädchen, gleich so aufzubegehren, und wolle er nicht warten, so könne er gehen. Wollte er aber Bestand brauchen, so könne er seinethalben mit ihnen 's Morgen essen; während der Zeit wolle es ihm Arbeit rüsten. Der Kehler blieb nicht ungern da; das Ganze hatte so eine Art, daß es ihn heimleiete. Er zog daher seine Pfeifen in etwas ein, stellte seine Drude ab, und setzte sich zu dem Volk an den Tisch. Es hatte alles ein reinlich Ansehen und das Volk tat manierlich, betete mit Andacht, und aus dem ganzen Benehmen sah man, daß da Gott und Meister'eute geehrt würden. Die Suppe war eben nicht überflüssig dick, aber gut, der Brei brän-



lete nicht, die Milch war nur leichtlich abgeblasen, das Brot nicht ohne Roggen, aber kistig und nicht hundert-jährig.

Er sah noch nicht lange am Tische, so ließ er ein mächtiges halbes Brot in eine Milchschale fallen, daß die Schale in Scherben ging und rings am Tische alles mit Milch überspritzt wurde. Sie und da hörte man ein Kraftwort, aber halb verdrückt; eine vorlaute Magd hieß ihn den ungastlichsten Hund, den sie noch gesehen. Anna Marelli aber, die Tochter, verzog keine Miene, hieß jene Magd mit ihr in den Keller kommen, und bald stand andere Milch und anderes Brot auf dem Tisch. Statt sich zu entschuldigen, stichelte der Kehler: im Länderbrot esse man weißeres Brot, dort würde solches nicht einmal von d'Gottswilligen-Leuten gegessen; niemand antwortete ihm darauf.

Er pflanzte sich mit seiner Arbeit neben der Küchentür auf, von welchem Standpunkt aus er die Arbeit in Küche und Garten beobachten konnte. Er sah, wie Anna Marelli das Großmücketti (die Mutter war gestorben) an die Sonne führte, ihm mit aller Sorgfalt ein Kissen auf der Bank zurechtlegte, und nie unwillig wurde, wenn das Großmücketti särete, bald hie aus bald da aus wollte, und beständig das Großmücketti an Sachen mahnte, die längst abgetan waren, nach Art aller Großmücketti, die meinen, an Dinge, welche sie ehemals abgetan, jetzt aber nicht mehr vollbringen können, denke kein Mensch mehr, sie blieben ungemacht, wenn sie nicht daran erinnerten. Er sah, wie der Uetti fort wollte, seine Strümpfe suchte, sie nirgends fand, und nun seine Tochter ausschimpfte, die sie ihm verlegt haben sollte. Ohne viel dagegen zu haben, half sie ihm geduldig dieselben suchen, und fand sie endlich versteckt hinter der Kutte, welche der Vater anzog, wenn er bei strömendem Wetter wässern wollte. Dorthin hatte der Uetti sie selbst versteckt am vergangenen Tanzsonntag, damit sein Sohn sie ihm nicht wegstibize, um auf dem Tanzboden damit zu glänzen. Das Mädchen gab sie dem Uetti ohne irgend eine Bemerkung, begleitete ihn freundlich einige Schritte weit, und bat ihn: er solle doch ja nicht zu streng laufen, und sich doch ordentlich Essen und Trinken gönnen; es wolle ihm schon mit etwas Warmem warmen, bis er beim komme. Er hörte, wie es Vettelkindern Bescheid gab, die einen teilnehmend nach einem kranken Vater, einer kranken Mutter fragte, und etwas Passendes ihnen gab, wie es andere zurechtwies, zur Arbeit sie mahnte, Arbeit ihnen anbot, und sie dann sehr ernst abwies, wenn sie schändlichen Bescheid gaben und die Arbeit von der Hand wiesen. Er hörte, wie es Diensten Bescheid gab, kurz und deutlich jedem antwortete oder Arbeit anwies, daß man sah, es wußte allenthalben in Feld und Haus, was getan, was noch zu tun war. Bei dem allem sah es nicht auf einem Throne oder einem Ruhbett, streckte die Füße lang von sich weg, und hatte im Schoße die Hände, sondern es war nie müßig, rüstete das Essen für eine ganze Menge Volk allein, erlas das Kraut beim Brunnen mit einer Sorgfalt, daß man ihm wohl ansah, es sei ihm nicht gleichgültig, ob in demselben Schnecken blieben oder nicht. Aber es ging ihm alles von der Hand wie gebert, und seine Füße liefen wie auf Federn, blöschte nicht auf dem Boden, daß es ihm bei jedem Schritt die Nase bis über die Stirn hinauffsprenge, wie man hie und da Menschenstücke um Häuser blöschten sieht. Des Mittags war das Essen wieder proper und anständig, und doch führte er es aus und sagte: am Schmalz im Kraut könnte wohl keine Fliege sich überschlucken. Das Mädchen, welches in der Abwesenheit des Vaters die Oberherrschaft führte, antwortete bloß darauf: daheim könne er tochen lassen wie er wolle; hier sei es so der Brauch, und wenn das ihm nicht recht sei, so brauche er ja nicht wieder zu kommen.

Nachmittags, als die Großmutter schlief, das Volk auf dem Felde war, ging er in die Küche, angeblich um die Pfeife anzuzünden, fing aber an zu spaken, zu schäkeln, wollte das Mädchen oben einnehmen und küssen; da kriegte

er eine Ohrfeige, daß er das Feuer im Ofen sah und dazu die Schwelle in Vern rauschen hörte, und vernahm den kurzen Befehl, er solle sich an seine Arbeit machen, damit sie endlich fertig werde. Dann ging das Mädchen zum Hundestall, band den Blas los, der es in freudigen Säben umsprang, und sagte zu ihm: „Komm, du armer Hund du, ich will dich ablösen, aber dafür mußt du hübsch bei mir bleiben und nicht wieder den Schafen nachlaufen, willst du?“ Und der Hund sah zu ihm auf, als ob er es verstünde, war ihm immer zur Seite, wohin es ging; legte sich ihm, wenn es arbeitete, zu den Füßen, und zeigte allem die Zähne, wenn es beim Kehler vorbeiging, als ob er wüßte, wem er Respekt einzulösen hätte.

Endlich, gegen Abend erst, brachte der Kehler Pfannen und Häfen in die Küche zurück und zuletzt auch einen Arm voll Nacheln. Als das Mädchen sie ihm abnehmen wollte, ließ er sie fallen, daß die Stücke weit in der Küche herumflogen, die Großmutter einen Schrei ausstieß und ängstlich fragte: ob nicht die Nachelbank umgefallen sei? Der Bursche suchte nur und sagte: an dem wolle er nicht schuldig sein, aber eine, die so dumm und unwillig täte, hätte er noch nie angetroffen. Das Mädchen wurde hochrot und der Blas stellte sich mit offenem Maul neben ihm, aber es sagte bloß: es sei nicht sein Brauch, mit einem Kehler zu branzen; aber wer sie habe fallen lassen, wisse er und es. Er solle nur sagen, was man ihm schuldig sei und dann machen, daß er fortkomme; sonst zeige ihm endlich der Blas noch den Weg.

Er lasse sich nicht so begenagen, sagte der Kehler, und fürchte den Hund nicht. Das sei wohl die konnmodeste Art, sich bezahlt zu machen, arme Leute, denen man Geld schuldig sei, mit dem Hund fortzuführen, aber bei ihm komme man an den Rechten! Anna Marelli antwortete: er habe ja gehört, daß es ihn bezahlen wolle, und daß je eher, je lieber, damit es ihn nicht mehr zu sehen brauche, und wiederzukommen brauche er nicht, denn es hätte nie mehr Arbeit für ihn. Da sagte der Kehler: und jetzt wolle er erpfeß nichts für seine Arbeit; aber so besehlen, nicht mehr zu kommen, das lasse sich ein Kehler nicht, das sei unverschäm! In vierzehn Tagen sei er wieder da, und dann nehme es ihn z'Tisfels Wunder, ob es nichts für ihn habe! Und dazu machte der Kehler wieder Augen, als ob er Anna Marelli küssen wollte; aber der Blas sperrte sein Maul auf zu einem Müntsch, das dem Kehler doch nicht angenehm war. Darum streckte er Anna Marelli nur die Hand hin und sagte: „Auf Wiedersehen!“ Aber Anna Marelli wollte ihm die Hand nicht geben und sagte: es hätte noch nie einem Kehler die Hand gegeben, und es wolle schon zufrieden mit ihm sein, aber erst dann, wenn es ihm den Rücken sehe. Da lachte der Bursche und sagte: si Seel! gebe es ihm noch einmal die Hand, und es werde wohl eine Zeit kommen, wo es sein Gesicht lieber habe als seinen Rücken. Somit machte er sich von dannen, hellauf ein lustig Lied singend, daß Berg und Thal wiederlöhnten. Anna Marelli wurde es recht angst dabei. Es hatte viel von Räubern gehört, und namentlich, daß oft Kehler versteckte Räuber seien, die das Land ausspionierten, um zu sehen, wo etwas zu stehlen sei, und wie sie auch Weiber und Mädchen mit sich fortzuschleppen in ihre Höhlen, und dort sie bei sich behielten als ihre Weiber. Ein solcher Räuber, dachte es, könnte auch der Kehler sein (er sehe ganz darnach aus), und es auf ihm abgesehen haben. Aber das sollte ihm nicht leicht werden, dachte es; sein Messer und der Blas wollten auch noch etwas dazu sagen. Indessen ging es doch nicht gern nachts aus dem Hause, zündete des Nachts allenthalben hin, besonders unter sein Bett, schloß die Türen sorgfältig und fütterte den Blas extra alle Abend, damit er sich nicht etwa locken lasse, und betete noch einmal so inbrünstig zu seinem lieben Vater im Himmel, daß er ihm zur Wache seine Engellein senden möchte, zwei zu seinen Häupten, zwei zur Rechten, einen an jede Seite und endlich einen, der ihm führe in sein himmlisch Reich. Und dann schlief es getroßt ein; aber oft träumte das Mädchen von dem Kehler.



och eigentlich nicht mit Furcht und Bittern, sondern derselbe verwandelte sich gewöhnlich in einen schönen Jüngling, in einen Prinzen oder Königssohn, der es absolut mit Frau haben wollte, und seinem Anna Marelli Himmel und Erde versprach.

Doch kein Kehler kam wieder. Aber nach vierzehn Tagen fuhr an einem schönen Nachmittag ein Wägelchen vor, aus dem ein schöner Grauschimmel mit stolzem Geschirr darauf, ein großer, schöner Bursche darauf.

Ganz als wenn er da bekannt wäre, rief er einem Knechte: er solle kommen, und ihm das Ross abnehmen. Darauf kam er an die Thür, und als Anna Marelli ihm Abschied geben wollte, und ihm in die Augen sah, da wurde ihm fast g'schmeckt: der Kehler stand vor ihm, nicht als Prinz und nicht als Räuber, sondern als ein stiller Bauer. Und der Spitzbube lachte, und zeigte auch schönere weiße Zähne, als der Blaf hatte, und fragte spitzbübisch: „Gäll, ich bin wiederum da, du hast es dir verbieten mögen wie du wolltest.“ Und lachend reichte er ihm die Hand, und verschämt gab ihm Anna Marelli sie seine. Da, rasch sich umsehend und niemand gewahrend, sagte er ebenso rasch, gerade feinetwegen konnte er es werde wohl schon von ihm gehört haben, er sei der Nachbar, und hätte schon lange gern eine Bäuerin auf ihren Hof gehabt, aber nicht eine auf die neue Mode, sondern eine wie seine Mutter selig. Aber er hätte nicht ehucht, wie etne solche finden, da die Weitschene gar hümm sein und einem leicht Stroh für Heu verkaufen. Darum sei er als Kehler umhergezogen, hätte manches gesehen, er hätte es niemanden geglaubt, aber manchen Tag, ohne eine zu finden, die er nur vierzehn Tage hätte auf seinem Hofe haben mögen. Schon habe er die Sache aufgeben wollen, als er ihn gefunden und bei sich gesagt habe: die oder keine! Und jetzt sei er da und möchte ihn eschwind fragen: ob er seinem Alten etwas davon sagen dürfe. Da sagte Anna Marelli: Er sei einer, dem nicht

zu trauen, aber er solle hineinkommen, es sei soviel Rauch in der Küche. Und Joggeli mußte hinein ohne weitere Antwort. Indessen ging er nicht wieder hinaus, bis er eine Antwort hatte, und die muß nicht ungünstig gewesen sein; denn ehe ein Vierteljahr um war, ließ Joggeli verschänden mit Anna Marelli, und hat es nie bereut, und kriegte nie mehr eine Ohrfeige von ihm. Aber oft drohte es ihm mit einer, wenn er erzählte, wie Anna Marelli ihm die Hand nicht hatte geben wollen, und ihm gesagt, es möge nicht warten, bis es ihm den Rücken sehe, und wie es dann doch froh gewesen sei, ihm die Hand zu geben und sein Gesicht zu sehen. Wenn er dann hinzusetzte: er glaube, jetzt sehe es sein Gesicht lieber als den Rücken, so gab Anna Marelli ihm friedlich die Hand und sagte: „Du bist ein wüster Mann; aber reuig bin ich doch nie gewesen, daß ich dich wieder angesehen.“ Dann gab ihm wohl Joggeli sogar vor den Leuten einen Schmah, was doch auf dem Lande nicht die gesehen wird, und sagte: er glaube immer, er habe seine Frau seiner Mutter selig zu verdanken, die ihn gerade zu dieser geführt.

Und allemal, wenn Joggeli hörte, einer sei hineingerappelt und hätte einen Schuh voll herausgenommen, so lachte er, sah Anna Marelli an und sagte: „Wenn der hätte lernen Pfannen plähen und Kadellen bester, so wäre es ihm nicht so gegangen. Ja, ja! ein Marktgeschicht ist vom Hausgeschicht gerade so verschieden, wie ein Sonntags-Türsch etwa von einem Stuchi-Schurz, und wenn man dieses nicht gesehen hat, so weiß man gerade soviel von einem Weitschi, als man von einem Tier weiß, das man im Sack kauft: da weiß ja auch keiner, hat er ein Lämmlein oder ein Bäcklein.“

O wenn die Weitschene wüßten, daß jeden Augenblick ein solcher Kesselflicker über die Küchentür hereinsehen könnte, wäre auch am Werttag um manche besser Wetter, und sie täte manierlicher Fahr aus und ein und wäre gewaschen vormittag und nachmittag!

## Bilder vom Kriege.

Von Fredrik Bööl\*)

I.

### In den Vogesen und dem Elfaß.

Auf dem Wege von Ranch nach den Vogesen kamen wir durch Gerbéviller, einen kleinen Marktstäden von 1500 Einwohner, einen jener Plätze, die am aller-Allermühsamsten vom Kriege heimgesucht worden sind. Der ganze Ort ist ein Trümmerhaufen. Was die Granaten nicht zerstören konnten, wurde ein Raub des Feuers. Die Deutschen behaupten, daß sie von den Einwohnern Gerbévillers beschossen worden seien, und die Franzosen behaupten, daß die Infanterieabteilung, die aus den Häusern Feuer gab, irgendwelche Hilfe durch Franktireurs gehabt habe. Man darf wohl glauben, daß die Rechtsfrage niemals auf eine zufriedenstellende Art wird gelöst werden können.

Während die Wogen der Entrüstung sich aneinander rechen und Belaise von beiden Seiten niederbagen, sind einige von den unglücklichen Einwohnern des Marktstädens in aller Stille in ihre zerstörten Häuser zurückgekehrt. Sie wohnen in Erdlöchern und Kellern, die Glücklichen von ihnen in einer noch stehen gebliebenen

Barrierewohnung, die vom Brande geschwärzt oder von Granaten durchbohrt ist — die Böcher sind wie die Fenster mit halbverrosteten Brettern zugedeckt, die man von den Trümmerhaufen geholt hat. Es ist ergreifend, zwischen all den anderen Splittern die grauschwarzen Menschensplitter zu sehen, meist alte Frauen, die allein von verstreuten Familien übrig geblieben sind.

Unten an dem kleinen idyllischen Mühlendach, der früher den friedlichen Marktstäden mit seinem behaglichen Gemurmel erfüllt hat, liegen sie auf den Knien und waschen ihre grauen Fehen. Sie strecken die Köpfe aus ihren kleinen Läden vor, in denen sie Anstichkarten mit Bildern von ihren zerstörten Häusern an die Touristen verkaufen — die letzte Hilfsquelle des Unglücks! Sie suchen unter Mörtel und Ziegelsteinen, zwischen den Blumenbeeten ihrer kleinen Gärten nach Schrapnellsplittern und Granaten, die nicht zersprungen sind, und stellen die entwaffneten Todfeinde in den Fensterrahmen mit Preiszetteln versehen auf: „10 Fr. für die großen (Mächtigkeit 21 cm), 5 Fr. für die kleinen. Garantie für echten Ursprung aus Gerbéviller!“ Wahrscheinlich werden sie von den wahrheitsfindenden Engländern und Amerikanern gekauft, die sie in ihren Salons aufstellen und als unwiderlegliche und greifbare Beweise dafür herzeigen, daß die Deutschen Hunnen sind.

Das aschgraue Gerbéviller, in dem mitten in der Zerstörung die ersten Lebensäußerungen der Gesellschaft, Reinigung, Handel und Wandel, sich aufs neue zu rühren begannen, erinnert an einen Baumsumpf, der unbarmherzig dem Erdboden gleich gemacht, aber von einem Kranz kleiner, zarter, hellgrüner Schößlinge umgeben ist.

\*) Wir entnehmen die folgenden Skizzen den beiden ausgezeichneten Werken, die der schwedische Schriftsteller Fredrik Bööl unter dem Titel „Im französischen Kampfgebiete“ (Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Preis M. 1.50) und „Im besetzten Polen“ (Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Preis M. 2.—) über seine Reisen durch die Welt und Ostfront (auf ersterer als Gast der französischen, auf der letzteren als solcher der deutschen obersten Heeresleitung) hat erscheinen lassen. Die Schilderungen gehören zum Besten, was über den Krieg geschrieben worden ist, und stehen nach Form und Inhalt so hoch über dem Durchschnitt der morgängigen Kriegsliteratur, daß ihre Aufnahme in den Kalenderwert sich vollumfänglich rechtfertigt.



Es nützt nicht, aber es ist eine Kundgebung. Die demütige Geduld des Lebens gegenüber allen Tieben und Schlägen der Vergänglichkeit ist grenzenlos.

In einer kleinen Stadt in den Vogesen, auf deren Namen die französischen Militärbehörden aus für mich unbekanntem Gründen eifersüchtig sind, sah ich das Wehmütigste von allem, an das ich mich aus Frankreich erinnern kann: die Landsturmbataillone auf dem Marsch zu den Laufgräben. Nichts kann mir ferner liegen, als daß ich im geringsten etwas Böses über die prächtigen und mutigen Territorialtruppen sagen möchte, die ich in der kleinen Stadt an mir vorbeidestrieren sah! Man merkte ihnen genau an, daß sie mit festen und entschlossenen Schritten nach den Schützengräben zogen. Sicher waren sie mehr als einmal dorthin gegangen und von dort ein wenig verringert zurückgekehrt, um durch Exerzieren und Marschübungen aufs neue formiert zu werden. Es waren vielleicht nicht viele unter ihnen, die, wenn es ihnen freigestanden hätte, Weihnachten wo anders hätten zubringen wollen, als in den wohlbekanntesten Erdhöhlen. Aber trotzdem, trotzdem! Ich werde nie die Viertelstunde vergessen, während der ich entblößten Hauptes im Schneewetter auf der Hotelterrasse stand und ein paar tausend Alpenjäger im Parademarsch vorbeiziehen sah.

Vielleicht war es der Segenssaal im Speisesaal, in dem wir bei unserem frühlichen Frühstück zusammen mit dem lebenswürdigen, impulsiven, jugendlich lebhaften General V. gefessen hatten. Mit seinem großen Schnurrbart, seiner ritterlichen Kopfhaltung, seinen lässigen, schwingenden Bewegungen, seiner lachenden Stimme und den blitzenden, aber im Grunde guten Augen ist General V. ein ausgezeichnete Vertreter des altbekanntesten französischen Offizierstypus, der jetzt schon unmodern geworden ist und „empanaché“ genannt wird. Aber mitten in dem frühlichen Stimmengewirr hört man plötzlich die Pfeifen und Trommeln der Regimentsmusik und den Schritt marschierender Truppen, und wie wir hinaus auf die Treppe stürzen, ziehen in einem langen Zug die Territorialkompagnien an ihrem General vorbei. Und mit einem Schlags ist man von einer anderen Stimmung ergriffen, die bitter, kalt und grau ist wie das Winterwetter über der kleinen Stadt.

Es sind vierzigjährige, gereifte Männer mit zerfurchten Gesichtern und stillen, schweren Augen, die auf dem Wege zu den Schützengräben der ersten Linie vorbeizuwandern. Ihre Bärte sind ergraut, ihre Rücken haben sich über dem Spaten oder dem Arbeitstisch gekrümmt. Sie gehen mit festen und gleichmäßigen Schritten, aber es atmet nichts in diesem Rhythmus, das zu dem spielenden Liebermut der Flöten oder dem hartmarkierten Kraftüberfluß der Trommeln paßt. Es sind entschlossene Männer, die ihre Pflicht tun, aber wenn man sie sieht, empfindet man es als etwas Empfindendes, daß diese Pflicht von ihnen gefordert wird, der Krieg: zu töten und zu sterben, sein Leben wie Blunder wegzuworfen, in einem rasenden Rausch von Opferfreude vorzugehen.

Das einzige, das einen veröhnenden Schimmer auf diese Ungeheuerlichkeit werfen kann, ist doch die Jugend, die elastische, federnde Kraft, die es genießt, wenn sie den Energieüberschuß verschwenden darf, das sorglose Freiheitsgefühl, das mit vollen Händen seine rosenroten Träume und strahlenden Illusionen fortstreckt.

Aber diese hier, die sind schon ernüchert, sie haben schon die Enttäuschungen und Demütigungen des Lebens erprobt, sie sind in Mühen ergraut und von Kümmeris verzehrt, sie haben gefühlt, wie die Kräfte in den Plagen des Alltags ebbten. Sie erwarten nicht länger, den großen Schatz zu finden, sie träumen nicht weiter von Ruhm, Glück und Genuß, sie wissen, daß ihre Frauen sie betrogen haben, daß sie nie befördert werden, daß der Weinberg, nach dem sie 20 Jahre lang gestrebt haben, zu teuer für sie ist, und daß ihre Kinder denselben schweren und

steinigten Weg durch das Leben wandern werden wie sie selbst.

Alles, was sie begehrt, war, in Frieden alt zu werden, Sonntags im Sonnenschein auf dem Marktplatz des Dorfes sitzen zu können und nach einem unruhigen Tag die lieben Häupter um die Suppenschüssel versammelt zu sehen. Gewiß, das Leben ist ihnen nicht lieber, wie den Jungen, vielleicht im Gegenteil, aber sie können es nicht mit stolzem Jubel in die Wagschale werfen. Denn ist es nicht so, daß man, je heißer und stärker man den Puls des Lebens in seinem Herzen pochen fühlt, desto mehr Kraft verspürt, den Tod und alles, was des Todes ist, zu besiegen?

Vielleicht bedingt das feste, auf der einen Seite herabfallende Barett der Alpenjäger diesen Eindruck: es gehört zu glänzenden Locken und nicht zu gelicheten und aschgrauen Scheiteln. Aber in diesem Augenblick wandern die gereiften Männer, die vom Leben geprüft und gemarkt sind, in ganz Europa ihren stummen, mutigen, pflichtbewußten Weg zum Schützengraben und Schlachtfeld hin, während die Schneeflocken des Winters über den Ebenen, Wäldern und Bergen schweben. Man starrt in Gedanken auf den endlosen Zug mit franten und bitteren Sorgen, und die Flöten und Trommeln klingen wie ein höhnischer und düsterer Scherz. Ich sehe sogar in den offenen und tapferen Hügen des Generals V. einen Schatten, eine Bewegung — und dennoch lächelt er, als ich verwirrt, ergriffen und gepocht einige wohlgeleitete und ehrliche Worte über „la belle tenue des territoriaux“ stamme. Er hat ein schönes Lächeln, und mit einem Blick verstehen wir einander — ohne ein Wort. Aber drinnen in den Gläsern auf dem großen Tisch ist der Champagner schal geworden und hat seinen Geschmack verloren.

In der Gegend von Van-de-Sapt besuchen wir die erste Linie der Schützengräben.

Die Automobile winden sich an den waldbedeckten Vogesenshöhen hinauf. Eine außerordentlich üppige Vegetation bedeckt diese großen, schöngeböhten Hügel, Anhöhen und Berge. Der Schnee liegt tief zwischen den Baumstämmen. Ich habe selten üppigere und höhere Wälder gesehen. Es sind glänzende Silberannenen (Abies alba) mit großen kräftigen Nadeln, die auf der unteren Seite grauweiß sind, aber der Wald ist mit Buchen vermischt, deren braunes Laub von den feierlichen, schneebedeckten Tannenpyramiden abfällt. In diesen Wäldern streifen noch Rudel von Kron- und Damhirschen umher, obwohl sie von den Weideplätzen der Täler nicht zu hoch hinauf steigen, Luchse verborgen sich in den Vogengängen der Zweige, und das Wildschweinhaut in den Klüften und Windschlägen.

Es geht auf und ab: wenn wir über die Höhenkämme steigen, schrumpfen die Bäume zusammen und die Buchen bekommen jene eigenartige Birnienform, die ich von den Klüften in Skane her kenne; wenn wir an den Abhängen der Berge entlang eilen, höre ich die Bäche rauschen und sehe schwarzgrüne, moosbewachsene Mühlen und Sägewerke, während uns der Harzduft von frischgesägten Stämmen und Bohlen entgegen schlägt. Man wäre fast verlockt, sich in den grünen Schatten der Waldmystik, in romantische Träume von „Waldeinsamkeit“ zu versenken, man fühlt sich umgeben von der Luft der Volkssagen, von Märlern und Wasserschähen, von Waldnymphen und Jägern, aber plötzlich wird man von einem dumpfen und fernem Knall aufgeweckt, von einem schreienden Laut, der durch die Täler widerhallt, und von einer Detonation in unserer Nähe: das ist eine deutsche Granate, die ihren hochgeschwungenen Weg über die Waldhügel der Vogesen beschrieben hat.

Aber es macht nichts; kein Hinüber- und Herüber schießen kann verhindern, daß mich die Weihnachtstimmung überkommt. Es ist eine allen wohlbekannteste Erfahrungstatsache, daß sie sich im Zusammenhang mit einer



gewissen Art von großen, feuchten, sacht herabfallenden Schneeflocken einstellt, wenn alles still und weich und federlich wird, sowohl in uns, wie um uns. Es muß windstill in der Luft sein. Und am Nachmittag des 26. November schneite es über den Vogesen bei Van-de-Sapt Weihnachtssterne in dichten Flocken herab, und in den grauen Militärautomobilen wurde es einem zumute, als sei man auf dem Wege nach dem Weihnachtsgottesdienst und nicht nach den Schützengräben.

Die Stimmung umfängt mich noch, während ich aus dem Automobil steige und in den tiefen Schnee hinabsinke. Auf einem hartgetretenen Waldsteg werden wir auf einen Berg oder besser gesagt auf eine große Anhöhe geführt: Der eine Abhang, den wir jetzt besteigen, liegt friedlich geschützt da, aber die entgegengesetzte Seite wird von der Frontlinie durchschnitten, sie bildet den Strand gegen die Brandung des Krieges. Im vorigen Winter war der ganze Hügel in den Händen der Deutschen, aber gerade an diesem Punkt wurden die französischen Linien am 13. Juli um einige hundert Meter vorgeschoben. General Joffre hat darum auch das Zeichen der Ehrenlegion an die Fahne des 12ten Regiments geheftet; diese feierliche Szene ist in Photographien festgehalten, die uns der Oberst mit berechtigtem Stolz vorzeigt und als Erinnerung an den Besuch überreicht.

Derjenige, der den Befehl auf dieser Waldhöhe führt, ist ein neuernannter und neudekorierter Hauptmann, ein junger Mann von 26 Jahren, der vor dem Kriege Kaufmann war und sich äußerst bescheiden und zukunftslos zeigt, als wäre er gewissermaßen noch über seine Auszeichnung erstaunt. Man merkt ihm an, daß er sich über den Besuch freut, daß er sich freut, seine Vorgesetzten, General V. und Oberst B., zu treffen und eine Zeitlang mit Stabsoffizieren und anderen Kameraden sprechen zu können, daß er sich freut, neue, zivile und fremde Gesichter zu sehen. Er kennt Schweden beinahe, denn er ist auf seinen Geschäftsreisen in Kopenhagen gewesen, wie er uns erzählt, während er mit seinen gewaltigen Schneeschuhen den Boden stampft. Wir folgen ihm auf dem Waldsteg, der bald in einen Laufgraben, in ein „boyau“ übergeht. Dieser Laufgraben war früher einmal boche und er steht noch immer in unmittelbarer Verbindung mit den deutschen Stellungen. Als wir an einer Wegscheide stehen, deutet der Hauptmann nach rechts und sagt mit unfreiwillig gesenkter Stimme: „Geht man auf diesem Weg fünfzig Schritte weiter, so ist man bei les hoches.“

Wir gehen nach links. — Nach ein paar Minuten sind wir vorn in den Schützengräben. Sie sind leer. Die Soldaten sind unten in ihren abris, in den Schutzräumen und Erdlöchern, wo sie sich zu wärmen suchen, indem sie sich zusammendrängen, ungefähr wie sich die Schlangen in ihren Erdlöchern während des Winters zusammenringeln. Nur die Ausguckposten stehen in ihren kleinen Balkons und frieren; sie schlagen die Arme zusammen, aber ganz ohne Geräusch. Hier ist's so still; man flüstert Fragen und Antworten. Die Deutschen befinden sich in 80 Meter Abstand. Aber kein überunpelteter Anfall ist ohne Artilleriebeschlebung und Gewehrfeuer möglich, denn diese Stellung ist wie alle anderen auf beiden Flügeln durch Maschinengewehrposten flankiert, die die Angreifer im schlimmsten Falle am Stacheldrahtverbau unmittelbar vor dem Schützengraben nieder-mähen würden.

Es sind hier keine gewöhnlichen Stacheldrahtverbäue, bei denen der Draht über die Pfähle gespannt ist — solche können im feindlichen Feuer nicht aufgerichtet werden — nein, es sind sogenannte chevaux de frise, Spanische Reiter: große Gehinde, die miteinander durch Stacheldraht verbunden sind, in den Schützengräben zu rechtgemacht und dann bei Nachtzeit über den Wall hinausgeworfen werden.

Die Abenddämmerung hat begonnen; es ist so still und friedlich, man hört nur das Brummen der Kanonen

in Lothringen; aber es ist so fern und unwirklich, daß es gar nichts Erschreckendes an sich hat. Der berechtigte Anspruch, mit eigenen Augen den deutschen Schützengraben unmittelbar gegenüber zu sehen, muß erfüllt werden. Man wird an eine passende Stelle gewiesen: „Steigen Sie auf diesen Stein und schauen Sie in dieser Richtung — aber bleiben Sie nicht zu lange stehen!“

Ich steige folgsam hinauf und rede den Hals über den Rand des Schützengrabens. Was sehe ich? Eine öde Winterlandschaft mit schneebedeckten Feldern, durchschnitten, aber nicht mit Wald bewachsen. Zu meinen Füßen stürzt das Tal jääh hinab, und um seinen Grund zu sehen, müßte ich auf den Wall selbst steigen; ohne größere Schwierigkeit gelingt es mir, meine Neugierde zu zähmen. Auf der Höhe gegenüber liegen einige graue, zerfallene Häuser, die von zerstörten Gärten umgeben sind, und ganz oben erhebt eine kleine, armeneliche und einfache Landkirche ihren zertrümmerten Turm gegen den blaugrauen Schneehimmel.

Ein Stück weiter nach unten am Abhang unterscheide ich etwas wie eine Linie im Gelände und davor ein wirres Gerümpel — das sind die chevaux de frise der Deutschen. In der Erde dahinter liegen les hoches. Die Schneeflocken fallen, die Dämmerung wird immer grauer, alles ist so still, ich glaube, ihre Herzen schlagen zu hören — oder ist es mein eigenes? Woran denken sie? Ist auch in ihre Schützengräben die Weihnachtsstimmung eingedrungen? In einem Monat wird unten in ihren Erdlöchern der Christbaum mit Blitter und gefärbten Lichtern und einem Bethlehemstern an der Spitze brennen, und Stimmen, die etwas heiser und erlaltet und vielleicht nicht immer so sicher sind, werden Weihnachtslieder singen: „Stille Nacht, heilige Nacht“ und „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“, Klänge, die mit heiligen Kindheits-erinnerungen an das schwedische Weihnachten verknüpft sind . . .

Jemand zieht mich am Rock, und ich steige hinunter, der Sekunden sind zu viele geworden. Es ist, als ob man aus einem Traum aufwache: Soeben war ich bei meinen Brüdern, den Hoches, wie ich sie zu nennen liebe, jetzt bin ich bei meinen französischen Freunden. Zwischen beiden liegen 80 Meter, die ich mit einigen Sprüngen zurücklegen könnte, wenn nicht der Abgrund da wäre, der unsichtbare und bodenlose.

Jetzt, da ich diese Zeilen aufs Papier bringe, ist ein Monat vergangen, und Weihnachten klopft an die Türen der französischen und deutschen Schützengräben in den uralten Grenzmarken, wo sich die Wellen des Volksmeeres ein Jahrtausend lang vor- und zurückgewälzt haben, wo germanische und romanische Kultur abwechselnd in verbittertem Kampf ihre Wurzeln um jede Scholle des Bodens, jedes Walddorf, jedes Haus auf der Ebene, jede Seele in den Heimen geschlungen haben. Meine Gedanken gehen zu meinen deutschen Brüdern und meinen französischen Freunden, die mit einem Abgrund von 80 Metern zwischen sich auf die gleichen Sterne desselben Himmels starren, und ich erinnere mich an ein altes wunderliches Lied, das voll von stillem Weinen und zager Ergebung ist, ein Lied, in dem ein seltsames Echo aus meiner und der Meinen Kindheit schwingt und dessen klagende Melodie ich nie ohne Nührung hören konnte. Es ist ein Lied vom harten, bitteren Schicksal und warmen, weichen Herzen und es handelt von Strasbourg, dem alten Elsäßer Straßburg, das zwei Jahrhunderte lang französisch war:

O Straßburg, o Straßburg,  
Du wunderschöne Stadt.

Jetzt weint man nicht mehr wie im Liede um verlorene Söhne, die in Rausch und Verwirrung sich haben antwerben lassen, jetzt weint man um Söhne und Väter, die mit offenen Augen und mutigen Herzen ihre Pflicht bejahen, aber noch klagen die Menschen in hilfloser Not über das Unentrinnbare, Rätselhafte, Unerbittliche, das



ihre Lieben wegruft, damit sie in „weiter, breiter Welt“ sterben, und immer wiederholen wir die ratlosen Worte:

Es kann nicht anders sein,  
Zu Straßburg, ja zu Straßburg  
Soldaten müssen sein.

Es ist auf jeden Fall ein merkwürdiger Gedanke, daß man ganz auf gut Glück hin unten an der Schweizer Grenze südlich von Belfort einen boyau, einen Verbindungsgang, wählen und dann durch ein Netz von Laufgräben und unterirdischen Gängen wandern kann, bis man am Englischen Kanal wieder ans Licht kommt. Die Ueberleitung hierbei ist wenigstens sehr unbedeutend, denn Fachleute haben mir versichert, es komme sehr selten vor, daß man gezwungen ist, sich auf offenes Gelände zu begeben.

Der Krieg hat eine zusammenhängende Stadt gebaut, eine Stadt von seltsam langgestreckter Gestalt, aber mit Quartieren und Avenues, schmalen Straßen und Gassen, mit elektrischer Straßenbeleuchtung an vielen Stellen, mit Kuffen und Kloaken, ganz wie eine richtige Stadt. Und wohl zu merken, es ist eine Millionenstadt mit einer ungeheuren Anzahl von Theatern und Zeitungen. Welchen Namen soll man ihr geben? Die Soldaten haben schon einen gefunden und ihn als Titel auf eine ihrer Zeitungen gesetzt: Tranchéesville, die Stadt der Laufgräben. Aber das Eigentümlichste an dieser Riesengasse Tranchéesville ist, daß ihr eine Schwesterstadt gegenüber liegt, wie Buda gegenüber von Pest liegt und New York gegenüber von Brooklyn. Jede von den beiden Städten wird für sich regiert und verwaltet, wenn auch nach gleichen Grundsätzen, aber zusammen bilden sie eine Weltstadt, die gerade so groß wie London ist, aber nur aus lauter Männern besteht.

Wie schon erwähnt, habe ich in der Gegend von Vandœuvre ein Quartier von Tranchéesville besucht. Der Waldhügel war unterwühlt und durchgraben wie ein Maulwurfsbühl, und unten in den dunklen Löchern sah man beim Licht einer einsamen Lampe Hunderte von Soldaten zusammengedrängt. Einige streckten sich faul auf ihren Bagern aus, andere kamen neugierig an die Straßenecke vor, um die Fremden zu besichtigen und Gewißheit darüber zu erlangen, ob sie unsichtbar genug waren, Zigaretten mitzunehmen.

Anderer wieder sammelten die Speisenbehälter, um sich nach der Rückseite des Hügel auf verschlungenen Wegen zu begeben, wo die rollenden Rädchen (cuisines roulantes) sich in der Dämmerung mit der warmen Suppe, den Fleischstücken und den dampfenden Kartoffeln vorgelegt haben. Hier ist Leben und Bewegung auf dem kleinen Waldwege, keiner kümmert sich darum, daß der eine oder der andere Kanonenschuß erdröhnt oder daß die Gewehre einen Augenblick knallen und wie Pfeilschnecken pfeifen — ein paar Schüsse, die die Sachkundigen mit unserem Besuch im Schützengraben und der dadurch hervorgerufenen Unruhe in Verbindung bringen.

Wie ist es diesen Soldaten in den Schützengräben der ersten Linie zuzumute? Die Frage ist schwer zu beantworten für einen, der sich nicht brüht, daß er mit seinem Blick Herz und Nieren durchschauen kann. Alles, was man sagen kann, ist, daß man sich von einer vollkommenen Ruhe, von einer vollkommen entsagenden und manchmal sogar heiteren Stimmung umgeben fühlt. Freundliche, mitunter etwas fragende und forschende Blicke begegnen uns während der Gespräche aus den mehr oder weniger härtigen Gesichtern. Es ist einem, als sei man unter Männern, die eine Befriedigung darin finden, ihre Pflicht zu tun.

Als wir uns in der unterirdischen Stadt befanden, fragte mich Oberst V., ob ich Lust habe, eine Woche hier zu bleiben, und ich konnte mit gutem Gewissen und klarer Stimme antworten, daß ich große Lust habe. „Nun aber ein ganzes Jahr?“ — Ich sah, wie das Lächeln langsam aus den Soldatengesichtern ringsumher wich, und der

eine oder andere wendete sich nach dem Schatten in dem unsicher erleuchteten Gang. Ein Jahr. Ihre Gedanken gehen wohl zurück zu dem verlorenen Paradies oder suchen eine unsichere und ferne Zukunft — welcher endloser Ausblick, in diese gewundenen Tunneln hineinzufließen, wie es trübe hier drinnen wurde, wie die Luft drückend und schwül erschien! Ich suche in Gedanken nach einer ablenkenden Antwort, und in den Sekunden, in denen ich zaudere, wird die Stille um unsere kleine Gruppe immer schwerer, bis ich verzweifelt ausrufe: „Ebenso gern, wie ich Kondukteur bei der Métro in Paris sein wollte, denn ich finde, das ist ungefähr dasselbe.“ In dem Lächeln und Lachen, das darauf folgt, glaube ich eine gewisse Dankbarkeit fühlen zu können, einen Atemzug der Erleichterung. Oder habe ich mir alles eingebildet — oder nur ich hier umher mit meinen empfindlichen, zivilen Nerven?

Wir besuchen ein kleines Blockhaus am Abhang, in dem die bestographierte Zeitung des Regiments „Le poilu marmite“ (marmite = bombardiert) ihre Redaktion hat. Der Hauptredakteur überreicht unter militärischer Ehrenbezeugung dem General V. die letzte Nummer und beklagt, daß der Oberadministrator nicht da sei. Der väterlich wohlwollende General überreicht mit einem guten Lächeln unter seinem buschigen Schnurrbart ein kleines „mensualité“, das zu den unschuldigsten gehören dürfte, die eine französische Zeitung jemals entgegenommen hat. Ich habe auf jeden Fall das Gefühl, daß es kein undankbares Geschäft ist, Redakteur eines Witzblattes in den Schützengräben zu sein. Wird man vielleicht nicht oft durch einen Atemzug der Erleichterung belohnt, so wie ich ihn kürzlich in der unterirdischen Stadt zu hören glaubte?

Wir steigen in die Automobile, und ich denke an die Stadt Tranchéesville. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts graben wir Höhlen in die Erde und verwandeln uns wie in der Nacht der Urzeit zu Grottenmenschen. Laten nicht die Legionen Julius Cäsars dasselbe, als es galt, Ariovist und Vercingetorix gegenüber standzuhalten? Es schwebt mir etwas Nehrliches aus meinen Schulstunden von De bello gallico vor. Alles lehrt wieder: abermals stehen helmbewaffnete Männer in den Gräben in Gallien hinter ihren Schildern, der einzige Unterschied ist, daß sie unter den Helmtempeln die Hörrohre der Telephone zurechtrücken und hier und da Kontakte für elektrische Lampen umdrehen.

Von der Zeitungsredaktion geht es hinunter zum Theater. Dieses ist in einer Scheune eines kleinen Dorfes untergebracht, das zwei Kilometer hinter der Frontlinie liegt und in das jeden Tag hin und wieder eine Granate einschlägt — erst heute früh ist ein Mensch verwundet worden. Als wir antommen, ist die Vorstellung schon im Gang, und ein vollzähliges Publikum ist im Dunkel unsichtbar. Es ist ein Guignoltheater. Die Bühne stellt die Vogesenhöhen vor, also das Schlachtfeld, das wir eben erst verlassen haben, und sie geht über in eine Karte des Gebietes, in der die Schützengräben und Spanischen Reiter sorgfältig eingezeichnet sind und die Höhe Nr. x an ihrem richtigen Platze liegt.

Die Marionetten tragen Uniformen, und einige von ihnen sind Deutsche — diese bekommen ordentlich Heide, so daß man die Holzschläge hört, sie fallen auf die Knie und betteln unter einem Tränenstrom um Gnade. Hier wie überall ist das Theater eine Mischung aus den Erinnerungen des Tages und den heimlichen Träumen der Nacht, aus bitterer Wirklichkeit und lieblicher Phantastik. Während die Holzstöbe mit jener munteren Brutalität aneinander poltern, die das innerste Wesen des Marionettentheaters ist und dieses aus irgend einem geheimnisvollen Grunde zum Gegenstand des Entzückens für die Kinder gemacht hat, während die Lachsalben dröhnen, hört man von draußen die Soixante-quinze einschlagen — es sind die letzten Schüsse vor der Nacht, das Abendgebet der Kanonen.



Das Programm ist reichhaltig: Ein fünfzigjähriger  
 Verantwortung von einem Arzt, dessen Uniform mit dem  
 einen Band der Palmes académiques geschmückt ist, er-  
 zählt eine Geschichte, die mit wilder Satire das Ordens-  
 wesen und ganz besonders — die akademischen Palmen  
 lächerlich macht! Das demokratische Frankreich ist wohl  
 als einziger Land, in dem der Ordenshumbag eine solche  
 Ausdehnung angenommen hat, daß die Soldaten aus den  
 Schützengräben mit vollem Hals über Ordensgeschichten  
 reden können. Ein Sänger trägt ein Lied vor, das sehr  
 alte Tendenzen in jener Richtung aufweist, die die  
 Franzosen mit einem gewissen Stolz la bonne vieille  
 als gauloiserie de notre race zu nennen pflegen, und das  
 ganze Publikum, General B. mit eingeschlossen, stimmt in  
 ein Refrain ein, der ungefähr so lautet:

O viens, je t'aime  
 Mon p'tit rat, d'un amour extrême!

Spät abends sind wir nach einer Fahrt von 70 Kilo-  
 metern in L., einer kleinen Stadt in den Vogesen, wo  
 General de Villaret, der Höchstkommandierende der süd-  
 lichen französischen Armee, sein Hauptquartier hat. Wir  
 haben unser verspätetes Mittagmahl bei dem General  
 n, der die Freundlichkeit hatte, auf uns zu warten. Eine  
 gemüthliche Stimmung liegt über der Erinnerung an  
 einen Abend bei einem der großen militärischen Chefs,  
 die die Verantwortung für Frankreichs Schicksal tragen.  
 In seiner Residenz herrscht eine unbeschreibliche Stille,  
 eine vornehme, beherrschte Ruhe, die offenbar ihre Quelle  
 der besten aristokratischen Persönlichkeit des Ge-  
 nerals hat.

Er macht nicht den Eindruck eines Soldaten in des  
 vollen überlieferten Bedeutung. Ober den eines Mannes  
 r Wissenschaft, eines Gelehrten. Sein ganzes Wesen,  
 eine durch mühseligen Klarheit und Vornehmheit ge-  
 garten Worte verraten eine Art von Bescheidenheit, von  
 dem und klarem Nachdenken. Das ist ein militärischer  
 unter, ein militärischer Mathematiker, sage ich mir die  
 nze Zeit; aber es gibt eine einzige Kleinigkeit, die  
 auf hinweist, daß sein Beruf ihn nicht an den  
 freitötlich bindet, daß er nicht der Mann reiner Theorie  
 Es ist die tiefe rote, beinahe geheimnisvolle Narbe  
 der Stirn — man kann ihren beschatteten Grund nicht  
 sehen, und der Blick wird, ohne es zu wissen, in den  
 unter hineingezogen.

General de Villaret besichtigte zusammen mit General  
 Maunoury einen Schützengraben bei Soissons, als ein  
 russischer Schwartze, der wohl in dem Ausguckloch einen  
 mellen Schatten sah oder besser ahnte, einen Schuß in  
 die Öffnung abzugeben vermochte. Wahrscheinlich sind  
 die Wunden seines Meisterschusses nie klar gewor-  
 den: General Maunoury wurde die Nasenwurzel durch-  
 rissen, und er verlor auf dem einen Auge ganz, auf dem  
 anderen teilweise das Augenlicht; die Kugel slog weiter  
 drang durch das Stirnbein in den Kopf des Gene-  
 rals Villaret. Glücklicherweise kamen beide sofort in die  
 Behandlung eines ausgezeichneten Chirurgen, und ihr  
 Leben wurde gerettet, das Villarets durch eine glück-  
 lich geführte Trepanierung. General Maunoury ist  
 gewärtig Kommandant von Paris, de Villaret ist nach  
 seiner Genesung zum Armeechef befördert worden. Auf  
 seiner Stirn glüht die tiefe, gleichsam bodenlose Narbe  
 ein stetes Zeugnis dafür, daß der Krieg nicht nur  
 Umgebung und Opferfreude, heroische Tat und reiner  
 kühner Wille ist, sondern auch böser Zufall, stinlose  
 rauhheit, Blut und Wunden. Eine Sekunde lang ist  
 mir, als sei das edelgeformte Haupt des Generals,  
 ein von Gedanken und Mühen durchsücht, von einem  
 ligen Feuer durchleuchtet und von Zerstörung gezeich-  
 net ist, ein Sinnbild des modernen Krieges, ein Symbol  
 in seiner Intellektualität und Moralität, von seiner  
 röße und seinem Glend.

Die Straßen sind von Schnee bedeckt, als wir in der  
 nacht in unser tödlich primitives Hotel zurückkehren, das

eine vortreffliche Erläuterung zu der eigentümlichen Rück-  
 ständigkeit bildet, die alles provinziale Leben in Frank-  
 reich auszeichnet. Am Morgen darauf sind 16° Kälte,  
 die Automobile sind eingefroren und müssen eine ziem-  
 liche Zeitspanne gezogen werden, bevor sie wieder brauch-  
 bar sind. Die Verzögerung ist um so bedauerlicher,  
 als heute eine Rundfahrt in dem wiedereroberten süd-  
 westlichen Zipfel des Elsaß auf unserem Programm steht.  
 Die Zeit ist knapp, und unsere Fahrt geht in einer be-  
 schleunigten Eile. Es ist nicht leicht, die Eindrücke richtig  
 in der Ordnung zu halten, um so mehr, als die Militär-  
 behörden zur Bedingung gestellt haben, daß in der Schild-  
 erung kein einziger geographischer Name vorkommen  
 darf.

Ich verließ also die Stadt X. in den Vogesen, fuhr  
 über die französisch-deutsche Grenze, wo die Acker nieder-  
 gerissen sind, und kam in den Orten Y. und Z. an. Ich  
 befinde mich im alten Elsaß. Die altertümlichen  
 Fachwerkhäuser mit ihren vorspringenden Giebeln, ihren  
 zierlichen Fensterscheiben und langen, mit geschmücktem  
 Holzwerk geschmückten Seitenläuben zeugen sogleich da-  
 für, daß wir in neues Kulturgebiet gekommen sind. Ein  
 Nordländer hat unmittelbar das Gefühl, unter dem  
 Himmelstrich seiner Heimat zu sein, wo alles einen An-  
 strich von Vertraulichkeit bekommt.

In diesen Dörfern, die wir jetzt durchreifen, geben die  
 Kinder am Ostersonntagmorgen umher und zeigen ein-  
 ander ihre bunten Ostereier, genau auf die gleiche Art,  
 wie Vater und Tante dabei auf dem Bauernhof  
 meines Großvaters auf Söderflatt taten. Hier wird der  
 Maibaum aufgerichtet, der mit Grün umwunden und mit  
 Gierschalen und bunten Bändern geschmückt ist. Hier wan-  
 dern die Sternknaben an den Heiligen drei Königen mit  
 ihrer Papierlaterne von Hof zu Hof und singen ihr Lied  
 von den heiligen drei Königen, und das Lied ist verwandt  
 mit dem, das ich auf den Knien meines Vaters gehört  
 habe, als ich noch ein kleiner Knirps war.

Der elsfässische Stamm hat bedeutende Beiträge zur  
 französischen Kultur geliefert, nicht zum mindesten auf  
 militärischem Gebiet. Unter den Generalen Napoleons  
 gibt es vier Elsfässer: Kleber, Kellermann, Rapp, Le-  
 febvre. Der letzte ist als der Mann Madame Sans-Gènes  
 am meisten bekannt — der französische Generalstab kann  
 sagen, was er will, ich kann nicht umhin zu verraten, daß  
 ich durch den kleinen Marktstücken fuhr, in dem sowohl sie  
 wie ihr Mann geboren sind, und daß die alten Häuser  
 noch immer ihren prachtvollen Giebel der Landstraße zu-  
 kehren, auf der die künftige Herzogin von Danzig einst  
 in kurzen Röcken umhersprang, ohne an unbecommene  
 Schleißen und Hofzeremonien zu denken.

Hier liefen jetzt andere blondhaarige Mädchen genau  
 so sorglos und lachend, wie zur Zeit der Revolutions-  
 kriege herum. Man ist trotz allem erstaunt, wenn man  
 sieht, wie das Alltagsleben in diesen Gebieten, die doch  
 nur einige Kilometer hinter der Front liegen, seinen  
 ruhigen Gang geht. Wir hielten in der Stadt Y. an, die  
 wegen ihrer schönen Kirche berühmt ist: Ungefähr jeden  
 Tag schlägt hier eine Granate nieder. Eine Stunde,  
 bevor wir kamen, war eine auf die Brücke gefallen und  
 hatte einen Menschen getötet.

So ist es jetzt beinahe ein Jahr lang gewesen, aber  
 die Stadt hat sich den neuen und etwas härteren Lebens-  
 bedingungen vollkommen angepaßt. Die Läden sind offen,  
 die Bauern fahren an zwei Tagen in der Woche mit  
 ihren Waren zum Markt hinein, die Kinder spielen in  
 lärmenden Scharen auf den Straßen — aber manchmal  
 wird ein Spielfamerad von einem anderen als von der  
 Mutter plötzlich fortgerufen und kommt nie mehr wieder.  
 Niemand scheint im geringsten mehr daran zu denken.  
 Wie gesagt, erst erstaunt man, aber je länger man darüber  
 nachgrübelt, desto natürlicher, desto richtiger findet man  
 es. Haben wir Menschen den Tod nicht in jedem Augen-  
 blick über uns, kann er uns nicht an jeder Straßenecke,  
 im blauen Eis, in jedem Atemzug, den wir tun, über-



raschen? Sind wir nicht von Natur zu dem kurzfristigen und sorgenlosen Leichtsinn eingerichtet, der im Grunde die einzige wirkliche Weisheit ist? Müssen nicht alle Mütter mit Sorgen und Seufzern die heilsame Lehre erwerben, daß sie nicht in jeder Sekunde für das Leben ihrer Lieben zittern dürfen? Welch elende, leere und verächtliche Gabe wäre das Leben, wenn es nicht mit dem Vergessen des Todes verbunden wäre!

In der Tat, die Papierhändlerin in V., die in ergebungsvoller Ruhe in ihrem kleinen Laden ihre grauen Strümpfe strickt und nur hier und da durch die Glastür einen Blick nach der kleinen Blanche wirft, die um die Kirche, in der die Sonne durch die runden Böcher in der Decke auf den Steinboden scheint, Verstecken spielt — sie hat recht, und wir, wir äußerlichen, Aufregung suchenden Reifenden sind im Irrtum. Es ist wahr, die Sterblichkeit in V. ist seit Januar um einige Prozent gestiegen, aber was kann eine Frau dagegen machen?

Wir kaufen einige Ansichtskarten von ihr. Sie ist französisch gesinnt — der besetzte Teil des Elsaß ist gerade der am meisten franzosenfreundliche, obwohl nur ein ganz kleiner Bruchteil der Bevölkerung das Französische zur Muttersprache hat — und mit rührendem Stolz zeigt sie einen Firmastempel aus der guten alten Zeit, aus der Zeit vor 1870: Er konnte nicht mehr gebraucht werden und war deshalb all die Jahre hindurch verloren, aber gerade jetzt hat er sich durch einen glücklichen Zufall wiedergefunden und stempelt die alte französische Aufschrift in erhabenem Druck auf alles Papier und alle Karten, die im Laden verkauft werden.

In unserer Gesellschaft befindet sich ein Generalstabs-offizier, ein Oberleutnant K.; der Name ist der Form nach rein deutsch und gehört einer der angesehensten und einflußreichsten elsässischen Patrizierfamilien, französisch gesinnten Großindustriellen in Mülhausen, an. Es ist eigenartig zu sehen: Er wird fast wie ein Prinz behandelt, und man zeigt ihm das Porträt seines Großvaters, eines der großen Männer und Wohltäter der Gegend, einer Art von lokalem Schuttpatron. Offenbar sind es solche großbürgerliche Familienüberlieferungen, die den Herd der französischen patriotischen Gefühle im Elsaß bilden.

Nun geht es weiter durch Dörfer, über Felder und durch Wälder. Ueberall sind die deutschen Inschriften und Anschläge heruntergerissen, übermalt und weggetilgt. Aber es fällt mir immer wieder auf, daß eine einzige Kleinigkeit der großen deutschen Verwaltungsmaschinerie durchgehend schon worden ist: die prächtigen Wegweiser an allen Kreuzwegen, auf denen man auf blinkenden Emailtschildern genauen Bescheid darüber erhalten kann, wohin alle Straßen führen und der Abstand in Kilometern mit drei Dezimalstellen angegeben ist. Der praktische Vorteil, den es hatte, sie zu behalten, hat alle anderen Rücksichten überwogen. Man merkt es auch bei unserer Fahrt: an den vorübergehenden Tagen mußten die Chauffeurs immer wieder abspringen und sich weiterfragen, oft hielten wir an der Wegkreuzung an, bald fahren wir auf gut Glück weiter, so daß wir wieder umkehren mußten — aber von dem Augenblick an, da wir uns auf deutschem Boden befinden, geht alles wie ein Uhrwerk, eine sichere Ruhe überkommt den Chauffeur und die Leitung, und in lausender Fahrt nehmen wir die Kreuzungen, zielbewußt und preußisch.

Wir sehen von der Ferne den großen Bladuff bei B.; wie die französischen Offiziere versichern, hat es im Frieden eine halbe Million gekostet, ihn zu errichten, und jetzt hat es den Deutschen ein und eine halbe Million an Ausgaben für Munition gekostet, um ein paar Bogen zu verschleßen, und gleichwohl wagen die Franzosen nicht zu behaupten, daß das Geld weggeworfen ist, denn der Krieg hat seine eigene, sonderbare Wirtschaftlichkeit, die ein ziviler Verstand nur schwer zu fassen vermag.

Was mir aber am längsten von der Automobildfahrt durch das besetzte Elsaß im Gedächtnis bleiben wird, das

ist doch nicht das Bild all der Tausende von prächtigen Soldaten oder der sich brüllenden Pferde. Es sind auch nicht die Musikkapellen der Regimenter, die auf den Marktplätzen der Dörfer und Marktstellen, durch die wir kamen, Stellung genommen hatten und Nationalhymnen spielten, die ich auf Grund des hastigen Tempos — der Automobile und der Musik — nicht immer erkennen konnte. Nein, das ist etwas viel Geringeres. Wir fuhren fast immer auf einem Weg, der durch zusammengeschlossene Zweige und Strohmatte vor dem Feinde maskiert war. Er lag nämlich offen im Gesichtsfeld der deutschen Späher und in vortrefflicher Schußweite da, und da man ja in diesem Krieg so reichliche Munition besitzt, kann es geschehen, daß man einige Schüsse für ein paar Automobile opfert, wenn man es müde geworden ist, aus der Ferne ihren regelrechten Bewegungen entlang einer Linie im Gelände zu folgen.

Auf diesem Weg, gegen das Granatfeuer durch einige Laubbüschel geschützt, begegneten wir einer Bauernfrau in einem kleinen, schwarzen Mantel und einem Sonntagshut, die nach der Stadt ging und einen Kinderwagen vor sich herschob. Der kleine Säugling war eingepackt und überdeckt — es war mehrere Grad kalt — so daß ich nicht mehr als den Arm sehen konnte, und als er vorüberkam, beugte sie sich über den Wagen, wohl um ihn gegen den Wind zu schützen, und zog die Decke besser über ihn. Aber auf der anderen Seite des Schutzbüschels, auf der anderen Seite der Hügel rissen die Mörser und Kanonenrohre ihre Rachen auf, und jeden Augenblick konnte eine Granate den Weg säubern. Vor drei Stunden wurde ein Kind in der kleinen Stadt hinter uns getötet.

Die mütterliche Gebärde über dem wehrlosen Kind auf dem kalten, gefrorenen, stürmischen Landweg in dem von Lanzen und Bajonetten stürzenden Elsaß, das war wie eine rührende Geste des Lebens, der Liebe, der Barmherzigkeit, trotz allem, mitten in einer Welt von Tod, Waffen und Haß, das war die Betätigung der Frau mitten in dem harten Lager der Männer, und an dem denke ich noch, während das Automobil durch die Quadernsteinbogen der alten, stattlichen Wälle Laubans und vorbei an dem gewaltigen Bronzeldwien in das dunkle und düstere Fort hineinstolzte, in Frankreichs stärkste Festung Belfort.

II.

Auf dem polnischen Land.

Wenn man im Automobil, im Wagen und an Bord eines Fußdampfers das Gouvernement Warschau, Lomża und Ploz durchquert hat, so ist man in hohem Grade geneigt, die Richtung jener Ethnologie anzuerkennen, die das Wort Polen in Verbindung mit dem slavischen Stammwort pole = Feld, Ebene bringt. Die polnische Ebene hat eine so unerhörte Ausdehnung, daß ihr innerhalb der Grenzen des Königreiches Schweden nichts zu vergleichen ist. In Slane hat man meistens den blauen Waldbrand oder den hellen Streifen des Meeres am Horizont; Gruppen von Ulmen, Obstgärten um die Häuser Parle bei den Schlössern, Buchenwälder bilden immer und immer wieder eine Unterbrechung, Slane ist eine Sächsisch-Schweiz, eine abwechslungsreiche, zerstückelt buntbesetzte Landschaft im Vergleich mit Polens nackter wüstenähnlicher Eintönigkeit. Wer zum großen Teil sein Vorstellungen vom polnischen Leben Pan Tadeusz entnommen hat, erlebt hier eine Enttäuschung: von den Rauschen des Laubes im „Schwarzen Walde und der sprichwärtigen Erde, von der Mythe der undurchdringlichen Waldmarken Litauens“ findet man im Lande der Weichsel nichts.

Die Wälder, die es gibt, bestehen aus Föhren und Birken. Im Nordosten dehnen sich dürre und sandige Heide Landschaften (zielona puszcza), vermischt mit Föhrenwäldern aus; die gewaltigen Festungswerke von Nowogrodzki, die jetzt ihren alten Namen aus den Zeiten Friedrichs des Großen, Modlin, wieder bekommen haben



sind in ein solches Terrain eingebaut. Stiefmütterchen, Gänseblümchen, roter Ampfer, Blutrotter, gebrochener Mohr, kurz, die ganze sarge Flora der schwedischen Landmark, wächst auf den Wällen und Kasematten der alten Panzerforts; die stattlichen Föhrenwälder außerhalb des Fortgürtels sind gespickt mit Artilleriestellungen, Stachelbrautbündnissen und Minenfeldern, unirdischen Schuträumen für Infanterie und hohen Nachtürmen, die in den wiegenden Baumkronen wie ungeheure Adlernester verborgen sind. Alles, was die weitestläufigste Technik und die sorgfältigste Vorbereitung ausdenken können, war hier zusammengehäuft. So sind die Beobachtungsposten auf den höchsten Föhren nicht so feiner Berechnung der Gegend angepaßt, daß sie an außen her unsichtbar sind, obwohl sie die ganze Schutzhöhe beherrschen. Es wirkte vollkommen wie Zauber, wenn man zuerst vom Innern des Forts aus ihr Skelett vom Himmel abbeben sah und dann feststellte, wie sie plötzlich verschwanden, sobald man nur einige Kilometer auf die andere Seite hinüber gekommen war. Die unerschütterliche Schnelligkeit, mit der dieser ganz eigenartig starke Festungskomplex im Sommer 1915 bezwungen wurde, gehört zu den denkwürdigsten Tatsachen des Weltkrieges. Ich stiege der Sand in die Schützengräben hinauf, die hinter der Frontlinie der Unterstände unten zusammen, das Ungeheuer verhungert dort unten im Dunkeln zwischen den Ästen — obwohl die deutschen Soldaten noch immer vor ungen hinabgeben — und die Walderdbeeren glänzen in Sonnenchein wie ein feiner Regen von Blutstropfen über den Straßen und Schützengräben, die aus dem Föhrenwald herausgehauen sind. Es sieht genau so aus wie die Erdbeerenstellen auf schwedischen Waldlichtungen, und an den Begräbern längs den Schützengräben stehen die freisel- und Blaubeerbüsche voll von Beeren.

Wollte man das nennen, was einem am meisten für die polnische Natur typisch erscheint, so müßte man von dem lichten, jungen Birkenwald sprechen, dessen Stämme sich im Wasser der sumpfigen Wiesen spiegeln, und von der ganzen Symphonie in Blau, Grün und Grau, die durch die unendlichen Getreidefelder gebildet wird und von der die Pappel- und Weidenalteen kaum abstechen. Man braucht gerade nicht Landwirt zu sein, um zu sehen, daß diese äußerst fruchtbare Erde sehr schlecht entwässert ist; bloß einzelne Gutsbesitzer und deutsche Ansiedler haben sich auf die Trockenlegung verstanden, so daß große Strecken wasserkrank sind. Im Zusammenhange hiermit steht das, was die Landschaft am meisten kennzeichnet: der keine Silberton in der Luft und über der Erde, die zwischen Nebel, als hätte der Abend Seide und Feld in einem wogenden Schleier ein, die großen, saftigen, grünen Wiesen, auf denen Schwärme von Gänsen, langsam wandelnd, fast konturenlose Lichtflecke bilden. Sie sehen in der Dämmerung mystisch aus und sind eines der Lieblingsmotive der polnischen Malerkunst. Uebrigens haben diese Gänse auch einen humoristischen Zug: im Herbst bekommen sie Schube. Sie werden nämlich aus aller Bewohntheit über die deutsche Grenze einem sicheren Tod entgegengetrieben und infolge der schlechten russischen Eisenbahnverbindungen müssen sie diese Reise immer zu Fuß machen. Ehe sie die große Wanderung antreten, läßt man sie über ein mit Teer bestrichenes Feld spazieren und die harte Kruste schlägt dann ihre Füße.

Der einzige typische polnische Vogel ist der Storch. Er ist hier so gewöhnlich, wie er es in Dänemark und Skandinavien zu Beginn des 18. Jahrhunderts gewesen sein dürfte, bevor die moderne Landwirtschaft angefangen hat zu blühen, so wie es das Paradies der Enten, Gänse und Störche zeigt, das Nikolovius mit klaren Farben in einem klassischen Werk gemalt hat. Die Trockenlegung der Todfeind des Storches, und jetzt muß man Glück haben, wenn man ihm einmal eines Abends an einem langsam fließenden, flussigen Bach begegnet. In Polen kann man Augen und Herz damit ergötzen, den schwarzweißen Märchenvogel zu Duzenden seinen ruhigen und

würdigen Arbeitsfleiß entfalten zu sehen; ich sah ihn einige Meter über dem Automobil fliegen, so daß ich in seinem Schnabel die deutliche Kontur der Kröte erkennen konnte, die ihre vier Beine nach den vier Himmelsrichtungen zu einem pathetischen Protest gegen die Neutralitätsverletzung ausstreckte. Ja, unten auf den Strandwiesen der Narew sah ich einen Teich, überschattet von uralten Weiden, mit riesenhohem Schilf an den Strändern, die von Binsen und Nektrosen bewachsen und vom dunkelgrünen Schatten der geheimnisvoll grübelnden Störche erfüllt waren, und ich glaube sicher, daß war Andersens Teich, in dem sich die kleinen Kinder unter dem Dach der Nektrosenblätter bewegen, denn daß man sich an diesem schlummernden Wasser zu Tode träumen konnte, das konnte auch ein flüchtiger Automobiltourist begreifen.

Aber Gott weiß, wie das auf die Dauer mit den Störchen und ihrer Begleiterscheimung, den Kröten, gehen soll, deren Gesang unzertrennbar mit dem Bild der polnischen Landschaft verknüpft ist — Mickiewicz spricht mit Rührung von ihrem nächtlichen Orchester:

Mit zitternden Tönen, wie Aeolsharfen klingen  
— nie Kröten so schön wie die polnischen klingen.

Polens Ebenen sind für den Augenblick von einem neuen Typ von Landwirten überschwemmt: von den deutschen Kreisvorständen und Landwirtschaftsräten, in den meisten Fällen preußischen Landräten, die zum Dienst hierher kommandiert worden sind. Sie sind in voller Arbeit mit all jener fanatischen Sachlichkeit und Gründlichkeit, die in ihrer Natur liegt.

Vor allem haben sie die Wege in Angriff genommen. Sie fanden dieselben in besagenswertem Zustand: in den Grenzbezirken waren sie absichtlich verwahrlost, überall waren sie schlecht unterhalten, und die sogenannten Gouvernementswege, die auf den Karte ein besonders schmuckes und zuverlässiges Aussehen zeigen, bestanden in Wirklichkeit oft nur aus ein paar Räder Spuren im Sand. Ich habe mich auf einem solchen Weg vorwärtsbewegt: das ging so zu, daß man an der Seite der pustenden Pferde wanderte. Die polnischen Bauern erzählten allerdings von besonderen Steuern, die immer wieder für die Anlegung und für den Unterhalt der Gouvernementswege erhoben wurden. Denkt man sich dann dieses mangelhafte Wegenetz noch weiter durch die Kriegstransporte, den Stellungskrieg und die Beschädigung durch Artillerie beschädigt, so kann man sich eine Vorstellung von den Aufgaben machen, die die deutsche Energie hier zu lösen hat.

Jetzt fährt man Meile nach Meile auf Chausseen, die so hart und eben sind, wie Balkfälle. Die Gräben zu beiden Seiten des Weges sind so gerade wie Lineale geworden — was ein bedeutungsvolles Zeichen für die Minderwertigkeit der preußischen Kultur sein soll — und in vollständig gleichen Zwischenräumen kommt man an vollkommen gleichen Häufen von Matadamssteinen vorbei. Der Mangel an Steinen hat früher immer die Erbauung von ordentlichen Chausseen in Polen verhindert, aber die Deutschen haben sich dadurch geholfen, daß sie alle die Kalksteinblöcke, die über die polnischen Ebenen ausgestreut sind und aus Schweden und Norwegen stammen, zusammengesammelt haben. Diese Ausfuhr vermochte die englische Handelsblockade nicht zu verhindern, da sie während der Eiszeit stattfand, als die Gletscher die Blöcke mit sich nahmen.

Augenblicklich geht es auf den Landstraßen lebendig zu. Überall sieht man Gruppen von polnischen Arbeitern; zum großen Teil wird hier Industriebevölkerung beschäftigt, gegen einen Tageslohn von über 3 bis 3½ M.; die Fabriken sind ja teils von den Russen verwüstet, teils außerstand, sich Rohwaren zu verschaffen. Überall pusten und deisen die gewaltigen Dampfwalzen und der Boden zittert unter ihrer Last. Es sind über 200 an der Zahl und alle sind aus Deutschland gekommen; sie haben nichts mit der vielbesprochenen russischen Dampfwalze gemeinsam, die man in England so hoch bewundert und gerne



weder über Polen hinrollen sehen möchte. Man kann sich eine Vorstellung von dem Umfang dieser Arbeit machen, wenn man hört, daß der Wegbau 1200 Beamte und ungefähr 44 000 Arbeiter beschäftigt und daß die Kosten während des ersten Rechnungsjahres 34 Millionen Mark und während des letzten (April 1915 bis April 1916) 40 Millionen betragen. Ueber 6000 Kilometer Wegeklänge sind umgebaut, verbessert und neu angelegt worden.

Sitzt man in einem Automobil, so braucht man nicht erst zu fragen, ob der Weg, den man befährt, zu dem alten oder zu dem neuen Weges gehört; man kann das mit geschlossenen Augen entscheiden, denn man fühlt es. Uebrigens sieht man überall auf den neuen Chausseen die vier weiß überlackten Steine, die das mystische Symbol der preussischen Schwärmerei für müßiggelübtige Verkehrswege bilden. Sie haben kaum in einem anderen Lande etwas ihresgleichen und sind für den Eingeweihten ein untrügerisches Zeichen dafür, daß er sich auf deutschem Gebiet befindet. Sie erheben sich in der Morgendämmerung und verschwinden in der Abenddämmerung; in Abständen von 100 Metern lehnen sie wieder, einmal auf der rechten Seite des Weges, einmal auf der linken. Sie zwingen die Wagen, sich abwechselnd rechts und links zu halten und erreichen dadurch, daß der Weg in seiner ganzen Breite ausgenutzt wird und daß die Radspuren der Wagen, die sich entgegensehrend, nicht in eins zusammenfallen, sondern sich S-förmig umeinander schlingen — wenn man es aufzeichnet, so sieht man es gleich vor sich — und daß somit die Chaussee nicht so schnell wie sonst abgenutzt wird. In all ihrer Einfachheit ist das eine gewaltige Anordnung, die außerdem noch den Vorteil hat, daß der Chauffeur, der sich vorwärtschlingeln und die Augen offen halten muß, unmöglich am Steuer rad einschlafen kann. Durch diese disziplinäre Wirkung entblüht sich der ganze Trid als eine typische Neuerung des sogenannten Preußentums.

Ich habe in der deutschen Verwaltung Polens ungewöhnlich viele Zeichen dieses Preußentums beobachtet. Ich sah Landräte und Bürokraten bei ihrer alltäglichen Arbeit und ich bin sehr froh darüber, daß ich dies sehen durfte. Die Kreisvorstände, die jeden Hof und jede Scheune in ihrem ungeheuren Distrikt kammern und voll von landesväterlichen Sorgen das Automobil anhielten, um die Struktur der Heubäusen besichtigen und den ungeschulten Roggen in Augenschein nehmen zu lassen, verkörpern das ganze System. Am klarsten äußerte sich dieses System vielleicht in dem Stolz und der Freude, mit der ein paar deutsche Beamte mir erzählten, daß die polnischen Bauern in den neuen Kreisen von dem preussischen Vorurteil angesteckt worden seien: sie hatten selbst den Plan zu einem Programm für geordnete Wegearbeiten während eines Zeitraumes von zehn Jahren entworfen und einen Kostenanschlag von 5 Millionen dafür beschlossen. Die Befriedigung, mit der diese Einzelheit angeführt wurde, schien mir die selbstlose Freude darüber zu sein, daß Ordnung, Ansehen und staatliche Organisation einen Sieg über verantwortungslose Zerfahrenheit und Gleichgültigkeit gewonnen hatten, und es war, als verübe man hier den innersten Lebensnerv dieser harten und sachlichen Selbsteigenen der Arbeit.

Der größte Triumph der deutschen Verwaltung besteht darin, daß die Acker durchgehends bestellt worden sind. Man fährt überall durch wogende Getreidefelder; nur ein Prozent des bebauten Bodens ist seinem Schicksal überlassen geblieben. Soweit es möglich war, hat man die polnischen Landwirte ermutigt und ihnen geholfen; viele, deren Gebäude zerstört und deren Vieh getötet oder weggetrieben worden war, hätten ohne Unterstützung gar nicht die Mittel zu der gewöhnlichen Arbeit gehabt. In gewissen Fällen hat man eine Art Arbeitsgemeinschaft mit den Landwirten gebildet, um deren Risiko zu verringern; die großen Güter sind oft durch ge-

meinsame Zusammenarbeit der umherwohnenden Bauern bestellt worden. Wo man keinen finden konnte, der die Verantwortung für die Verpflegung der Eigentümer übernehmen vermochte, haben die Behörden die Sache in ihre Hand genommen. Das mußte vor allem an vielen Besitzungen geschehen, die Menschen gebildet, welche sich augenblicklich in Rußland aufhalten.

Es ist anzunehmen, daß die polnische Erde in dieser Jahre so sorgfältig bestellt ist, wie je zuvor. Die verlorenen Güter, deren sich die deutschen Soldaten angenommen haben, indem sie in sogenannte Landwirtschaftsbataillone eingeteilt waren, werden vermutlich nicht Schaden leiden. Ich besuchte ein solches Gut in Schornitz, ein paar Meilen östlich von Buktust; man sieht nur auf einer hohen Strandbühne und tief unten dehnen sich die weitestweiten Sümpfe, Bagno Pulawy, als eine ebene, sammetgrüne Matte aus, auf der das Wasser in blaugrauen Flecken gewissermaßen durchsickert und die niedrigen Birken, von oben gesehen, wie Niedgras oder Farnkraut erscheinen. Man muß mit den heimlichen Stiegen, die sich von Bülke zu Bülke hinschlingeln, sehr vertraut sein, um den Versuch zu wagen, über den Sumpf zu gehen, und das muß dann im trockensten Hochsommer sein. Es klingt unglaublich, wenn man hört, daß die deutschen Schützenlinien nach abgelegter Feldbesichtigung über Bagno Pulawy zum Angriff vorgehen, nachdem die Rakewitzke im vorigen Sommer durchbrochen war; die russischen Stellungen sind in eben dem Strandtamm eingegraben, auf dem wir stehen und sehen, und wohl eine natürliche Festungslinie ein offeneres Sandfeld und einen breiteren Wassergraben vor sich gehabt.

Jetzt residiert hier eines der fliegenden Landwirtschaftsbataillone und geht von Dorf zu Dorf und von Gut zu Gut, indem es die höchste landwirtschaftliche Technik mit der wirkungsvollsten militärischen Organisation vereinigt. Solche Bataillone folgen überall den russischen Nordbrennerbataillonen auf der Spur, die im vergangenen Sommer mit Petroleumspritzen und Benzinsbomben über das Land gingen, Scheunen und Magazine zerstörten und eifrig versuchten, das emporwachsende Getreide anzuzünden oder, wenn das mißglückte, es mit großen Walzen niederzutrommeln; die gleichen Truppen haben das Vieh in Eisenbahnzüge, die dann in Brand gesteckt oder ins Wasser geworfen wurden, so daß die Weichsel und der Narew von Hunderten aufgedunsener Pferdekadaver gesteckt waren, pferchten die Menschen in Lastwagen zusammen, die man dann fortierte und mit einer Krebelaufschrift über den einen oder anderen Bestimmungsort, Arachan z. B., versah — nach polnischen Berechnungen wurde auf diese Art eine Million Menschen einem namenlosen Elend oder einem qualvollen Tod überliefert — und zerstörten die Zuckerrüben, Spinnfabriken und industriellen Anlagen aller Art im Werte von Hunderten von Millionen. Das waren die an gewissen Stellen bewundern und gepriesenen Versuche der Russen, die ehrenreichen Ueberlieferungen von 1812 aufrecht zu erhalten. Zwei Züge kehren immer in der Schärferung von diesen Verheerungen wieder. Der eine ist der fröhliche Arbeitseifer, der sich auch auf das an sich Zwecklose erstreckt: an vielen Stellen, wo die Saat wirklich noch stehen geblieben war, nahm man sich doch die Mühe, die Häuser der Bauern und die leeren Scheunen zu verbrennen. Der andere Zug ist die Zugänglichkeit für klingende Argumente, die eine der sympathischsten Eigenschaften der russischen Staatsorganisation bildet. Mit zehn Rubeln in bar kann man unter den gegebenen Verhältnissen Werte von ein paar Millionen retten, denn lange wirtschaftliche Berechnungen und fleißiges Schachern gehören nicht zum russischen Charakter. Derartige rasche Stimmungswechsel passen zu der beruflichen Gutmütigkeit, die mit Recht von russenfreundlichen Schriftstellern hervorgehoben wird. Auf dem Wege zwischen Warschau und Nowo-Georgiewsk führt ich an dem Gut Jablonna vorbei, auf dem die Mauern



pfiler der großen wirtschaftlichen Gebäude einen ganzen Wald bildeten. Der betagte Stallwächter, Adam Trojanowski, hat mir erzählt, wie er in der späten Augustnacht die Not schilderte, in die das Volk geraten müsse, wenn ihre Häuser verbrannt würden und dies dem russischen Offizier so lange vorkäme, bis dieser, ergriffen von Mitleid, mit einer Träne im Auge frug, ob er auch Geld habe. Leider hatte der polnische Alte nichts und war also außerstand, sich die zitternde Nahrung angesichts des Unglücks zuzumute zu ziehen, die dem russischen Seelenleben so oft ihren Stempel aufdrückt.

Es begegnete mir mehr als einmal, wenn ich mit deutschen Offizieren und Beamten sprach, daß ich sie ihre Anerkennung über die Planmäßigkeit und Schnelligkeit des russischen Beförderungswerkes ausdrücken hörte; es wurde darauf hingewiesen, daß die Russen in diesem Punkte, wie in mehreren anderen, Proben für eine großartige und rücksichtslose Organisationsfähigkeit abgelegt hätten, die sie zu Achtung gebietenden Gegnern mache. Der Ton war dabei vollkommen aufrichtig; ich kannte ihn schon von den offiziellen Kreisen in Berlin, wo man geneigt ist, die rein technische Leistung, die die Preß- und Telegrammstellen der Entente über die ganze Welt hin bedeuten, vollkommen anzuerkennen. Es ist bezeichnend für die deutsche Objektivität, daß man energische und zielbewußte Arbeit so reblich würdigt.

In Zhonkmit, oberhalb von Bagno Pulawy, hatten die deutschen landwirtschaftlichen Soldaten ihre Arbeit vollendet und die Felder warteten nur noch auf den Segen des Himmels. Der Befehlshaber war ein Gefreiter, aber er führte sein Kommando mit der ganzen Autorität der Erfahrung: er hatte sich schon vorher als ungewöhnlich einsichtiger und tatkräftiger Kriegslandwirt bekannt gemacht, der mehrere große Güter wieder auf die Füße brachte. Ich wurde übrigens Zeuge eines kleinen Auftritts zwischen ihm und dem Kreisvorstand, und dieser Vorgang verdient, als ein neuer Beleg zur Charakteristik des Preußentums, erzählt zu werden. Der Gefreite, der selbst Bauer war, hatte offenbar die Neigung seines Standes, möglichst wenig unnötige Ausgaben zu machen. Es kam nämlich heraus, daß er bei den in der Umgebung wohnenden Bauern Pferde geliehen hatte, um die letzten Frühlingsarbeiten zu bewerkstelligen, und daß weder er, noch die Besitzer der Pferde an eine Bezahlung bei diesem Leihgeschäft gedacht hatten: es waren ja nur Kleinigkeiten, im Augenblick konnten die Pferde nicht anders verwendet werden, man war es nicht anders gewöhnt und ein andermal konnte man einen Gegendienst leisten — in der Tat, es fehlte ihm weder an Gründen, noch an Gesichtspunkten, als er in starrer Haltung in seiner schirmlosen Lagerhülle da stand, wobei er jedoch einen Strohhalm in der Hand hielt, mit dem er nach der Art der Bauern während seiner Runden durch Stall und Scheune gespielt hatte. Aber ein deutscher Kreisvorstand hatte seine soliden Argumente: die Instruktionen, die vorschreiben, daß alle Requisitionen bezahlt werden müssen und weder Ausnahmen noch Gegendienste oder sonst erklärende Umstände kennen. Der betriebssame Landwirt wurde dahin verständigt, daß er sich unverzüglich schon am Morgen des folgenden Tages auf dem Bureau des Kreisvorstandes einzufinden habe mit einem vollständigen Verzeichnis über all seine Requisitionen an Pferden, um die Bezahlungsmittel zu qualifizieren, und er bekam eine sehr bestimmte Ermahnung, daß seine bekannte wirtschaftliche Begabung sich jetzt zum letzten Male ungenutzt entfalten dürfe. Als wir uns wieder in den Wagen setzten, und der Kutscher mit der Peitsche knallte, ließen wir ein recht niedergeschlagenes und gekränktes landwirtschaftliches Genie hinter uns und als der Gefreite stramm stand, richtete er ein paar dunkle, vorwurfsvolle Augen auf uns, so daß ich ihn ein wenig bemitleidete, denn ich könnte meine Hand dafür einsetzen, daß sein Vorgehen frei von allem Arg war. Ich beruhigte mich nicht eher, bis ich die strengen Formalisten in Uniform mit all jenem Humor und jenem psychologischen

Verständnis von ihm sprechen hörte, die sein Fall verlangte, doch mit dem Refrain: „Aber seinen Instruktionen muß auch der Beste folgen.“

Von deutscher Seite hörte man durchgehend vorteilhafte Urteile über die polnische Landbevölkerung; sie wird als anspruchslos und fleißig geschildert. Der Fremde bekommt auch den sympathischsten Eindruck. Vor allem fällt ihm die polnische Sauberkeit in die Augen; sie stellt das ganze Volk auf eine andere Stufe, als die Juden und die Russen. In Sochatschew am Bzura, wo der Stellungskrieg den ganzen ersten Kriegswinter hindurch rasie, besuchte ich obdachlose Polen, die sich in ausgeräumten russischen Schützengräben niedergelassen hatten. Es war hübsch und reinlich unten in den Erdböchern; in einem von ihnen saß ein Knabe und pünktete ein Paar Stiefel mit munteren Hammerschlägen; seine Mutter erzählte, daß der Vater des kleinen Schuhmachers Soldat in der russischen Armee sei „und wo er jetzt ist, weiß ich nicht, nur Gott“. In einer anderen dieser unterirdischen Wohnungen spielten zwei kleine einsame Mädchen, die eine zeichnete auf einer Schiefertafel, die andere sah zu und lachte, und die beiden wurden nur ein wenig verlegen, nicht im geringsten ängstlich, als sich die fremden Männer durch die schmalen Windungen der Verbindungsgräben herein drängten. Ein Strauß von gelben Butterblumen und weiß-violetter Wiesentresse stand auf dem Tisch und durch das kleine Fenster hoch oben an der Wand fiel ein Sonnenstrahl herein und vergoldete die blonde Locke an der Schürze des einen Mädchens. Armut und Not hatte hier gar nichts schwill Drückendes oder Schmutziges, und als wir wieder herausgingen, läutete abermals das muntere Mädchenlachen in unseren Ohren. Für jeden, der Warschaws Armenviertel und Ghetto gesehen hat, nehmen sich Sochatschew's Schützengräben wie lächelnde Sommerfreuden aus. Der menschlichen Armut ist die Spitze abgebrochen, wenn Luft, Licht und Wind frei um die Wohnungen spielen, wenn der Jubel der Lerchen vom Himmelsgewölbe herabströmt über grüne Wiesen, auf denen sich die Krabbe schreiend im Sommerwinde tummelt, der das silberblaue Band des Bzura kräuselt. Auf der Erdhöhe über den Schützengräben sitzt ein barsüßiger, braun gebrannter Junge mit einem Haar, das vom Sonnenschein weiß gebleicht ist; er bläst die Flaumfedern von einer Ruhblume ab, sieht zu, wie der Wind sie über Wiesen und Wasser fortträgt, folgt ihnen mit den Blicken, bis sie verschwinden und denkt vielleicht darüber nach, ob sie bis in die fernen Gegenden fliegen, wo der Vater mit dem Gewehr auf Posten steht.

Die polnischen Bauern sehen prächtig aus; man begegnet braunhäutigen Gestalten mit Zügen wie aus Holz geschnitten, mit festen, hartlosen Lippen und schwarzem Haar, aber man sieht auch einen viel helleren Typ, mit dem buschigen und herabhängenden nationalen Schmirrbart. Den Schapfel legen sie selten ab. Wenn der Witsommer kommt, wenden sie die Wolle nach außen. An vielen Orten tragen sie noch ihre unerhört farbenstarken Nationalgewänder, die aus Wollzeug in roten, grünen, blauen und krappfarbenen Streifen hergestellt sind. Die Wolle wird dabei gewebt und gefärbt, und zwar nach sehr primitiven Methoden, aber das Tuch ist so gut wie unzerreißbar; es ist sehr teuer und soll bis zu 30 Mk. das Meter kosten. Die Röcke der Frauen sehen aus, als wären sie aus schmalen, verschiedenfarbigen Streifen zusammengeklebt, so besonders in dem reichen und konservativen Gebiet um Lowitsch, wo die Händler am breitesten sind; oben im Gouvernement Lomsha sind die Streifen schmaler und das Garn ist nicht dabei gefärbt, sondern wird in die Fabriken nach Lodz geschickt. Wenn es regnet oder staubig ist, nehmen die Frauen den Rock ungefähr wie einen Regentragen über den Kopf. Es macht einen eigenartigen pitoresken Eindruck, wenn man Gruppen von Bauern in der Volkstracht auf den Wegen sieht, so wie ich es auf der Heimfahrt von einem Markt in Lowitsch getan habe; die weiten, bunten Kniehosen der Bauern,



die der Länge nach gestreift sind, erinnern an ein mittelalterliches Kostümfest. Den festlichsten Anblick aber genoss ich an einem strahlenden Sonntagvormittag, als die Wege zwischen Kaisfeld und Pultusk voll von Kirchengängern waren. Die jungen Mädchen wanderten in ihren fröhlichen und strahlenden Gewändern mit roten Korallenhaalsbändern und barfuß dahin und trugen das Lieberbuch und die Schube in der Hand, die sie nicht anziehen wollten, bevor sie an das Kirchentor kamen; um dem Staub der Chausseen auszuweichen, gingen sie auf den ausgetretenen Stegen neben den Wegen oder quer über das Feld hinüber zu der weißen Kirche auf ihrem Hügel, und die starken Farben glitten zwischen dem hellen Grün der Birken dahin, während junge Stimmen durch die Stille des Morgens klangen, wenn Begrüßungen oder Zurufe ausgetauscht wurden. Sie verbreiteten sich wie ein Strahlenregen von Farbe und Lust über die ganze Landschaft, und wenn man ihre Gesichter sah, so verstand man, daß sie auf dem Wege zu einer Feier, zu einem Feste waren.

\*

Die Liebe zu Prunk und Pracht wurzelt, wie man deutlich sieht, tief im polnischen Wesen; es ist, als verlange die einsförmige, unbewegliche und farblose Landschaft schärfere Unterbrechung und lebhaftere Bewegung bei den Menschen. Die polnische Heimindustrie begünstigt die grellen Zusammenstellungen. Die Bauernfrauen, auch die ärmsten, besitzen große Vorräte an bunten und weißen Leinwandstücken und Geweben; auf den Betten kann man ganze Stöße von Kissen mit den prächtigsten Spitzen an den Ueberzügen sehen, die ein Zeugnis für den natürlichen Schönheitsinstinkt des Volkes ablegen. Neigt man zu volkpsychologischen Verallgemeinerungen, so fällt es einem nicht schwer, eine ganze Menge von Zügen zusammenzustellen, die alle einen starken Rückschlag des Temperaments gegen die graue Einsförmigkeit der polnischen Natur bedeuten: die Liebe zu Festen und Aufzügen, zu erregten Szenen und gemeinsamer Exaltation, die die alte polnische Ueberlieferung in der Geschichte des Volkes, im Gesellschaftsleben und der Dichtung bildet; die Freude am wirbelnden Tanz — es gibt kaum irgend ein Volk, das so viele Beiträge zur Tanzkunst geliefert hat, wie das polnische mit seinem Mazurka, seiner Polonäse und seinem Polka. Ist man spielfürdig veranlagt, kann man ja darauf hinweisen, daß Kopernikus derjenige war, der zuerst den süßeren Gedanken von dem Choriantz der Planeten um die Sonne aussprach; allerdings behaupten die Deutschen, er sei nicht Pole, sondern Preuße gewesen. Fährt man an den Bauernhöfen draußen auf dem Lande vorbei, so kann man mit billigem Triumph auf ein unzweideutiges Zeichen dieses Hanges zu lebhafter Bewegung und Erregung hindeuten: nämlich auf die großen Schaukeln, die so charakteristisch für die Häuser sind. Sie fehlen kaum bei den grauesten Hütten. Sie werden im Frühling aus dicken Baumstämmen gezimmert und während des Winters, wenn alles andere Holz verbraucht ist, niedergebaut und verfeuert; im Sommer aber sieht man einen Knaben und ein Mädchen, einen Knecht und eine Magd nebeneinander auf dem Brette stehen, die Gesichter nach entgegengesetzten Seiten gekehrt, und die Schaukel fliegt fast lotrecht in die Höhe, wobei ein geller Schrei und ein übermäßiges Winken nach den Vorüberfahrenden den Schwindelnden die Lust vervollständigt. Aber ach — in diesem Jahre sind allzu viele von den jungen Burken fort, der eine Platz auf dem Schaukelbrette ist leer oder es stehen dort zwei einsame Mädchen in Gedanken versunken; die Schaukeln schweben hin und her, die bunten Röcke flattern, aber das Spiel hat keinen richtigen Schwung, und als das Automobil mit den Uniformen vorüberfährt, winken die weißen Leinenärmel sachte, lange und scheinbar wehmützig, so wie man etwas unendlich Fernem und Entschwindendem zuwinkt.

Die Schaukeln neben den Bauernhöfen fallen um so mehr in die Augen, als die Häuser sehr selten von Gärten

umgeben sind. Fruchtbäume sieht man fast nur in den Dörfern an der Weichsel, und sie bilden dort ein Zeichen für die deutschen Kolonien, die überall unten am Flusse liegen; die polnischen Gärten weiter oben auf den Höhen sind fast. Bloß im Gouvernement Lomtscha sah ich Häuser in Birken und Tannendickicht eingebettet. Die Gebäude haben oft ein stark altertümliches Gepräge; ihre Dächer sind aus Stroh, das in Schichten übereinander gelegt ist wie Ziegel; auch die Außenwände sind mit Stroh und Tannenzweigen überkleidet, um Schutz gegen die Winterstürme zu bieten. Man begreift leicht, daß in diesen grauen Höhen Bauern wohnen, die noch nicht überall den Holzpfug gegen moderne Geräte ausgetauscht haben und meistens, während der langen Winter, die Dreschflegel über das Korn gehen lassen. Die Bienentörbe, die ich im Gebiet von Lomtscha sah, waren mannshöhe, ausgehöhlte, mit Rindern überdeckte Holzstämmen — also wie die uralten Bienentörbe, die hohlen Bäume, die unmittelbar vom Walde hergenommen sind. Der einzige Schmuck, den man an den Häusern sieht, ist eine schmale Leiste um die Fenster, bezeichnend genug ein Kreuz auf dem Giebel und manchmal auch andere religiöse Symbole. Man konnte neben den Fenstern merkwürdige Zeichnungen oder eingeritzte Figuren sehen, die Palmenwedeln oder Lebensbäumen ähneln, deren Bedeutung mir aber niemals klar wurde. Geht man über den Hof, auf dem sich Verkümmerte und Truthähne zwischen dem einfacheren Federvieh brüsten, und betritt das Haus, so sieht man überall Ordnung und Sauberkeit. Von dem kleinen Vorräum aus kommt man auf der einen Seite in das Wohnzimmer und die Küche, von der aus eine Tür unmittelbar hinunter in den Kuhstall führt; auf der anderen Seite gelangt man in das Prunkzimmer, in dem unbenutzte Betten und der große Webstuhl stehen. Die Wände erstrahlen im Schmuck unzähliger Heiligenbilder, Marienbilder und Kreuztische in den stattlichsten Farben, und dazwischen sieht man überall Bilder von Bischöfen und Photoographien von Priestern. Die Priester sind zusammen mit dem höheren Adel die vornehmsten Vertreter des nationalen Gedankens; die russische Politik hat vor allem daran gearbeitet, Polen zur Unterwerfung unter die heilige Synode zu bringen und hat daher in ihnen ihre Todfeinde erblickt. Ihre Stellung war unerhört gefährdet: sie standen unter Polizeiaufsicht, und ihr Recht, sich an einem Ort aufzuhalten, war von Rassen mit kurzer Gültigkeitsdauer abhängig; in den Gebieten, wo auch griechische Katholiken wohnen, waren sie lebensgefährlichen Verfolgungen ausgesetzt. Man kann unmöglich bestreiten, daß sie sich mit Mut und Hingebung ihrem Berufe geopfert haben; in der Tat bilden sie auch eine Elite. Die katholischen Seminarien sehen sich aus allen Gesellschaftsklassen zusammen; aber nur der wird Priester, der Proben der Standhaftigkeit und des inneren Berufes für sein Amt abgelegt hat, die übrigen erhalten eine passende Verorgung an anderer Stelle.

Wenn man eine gewöhnliche polnische Bauernfrau über die Diener des Herrn sprechen hört, mit deren Bildern sie ihr Haus geschmückt hat, empfindet man einen Hauch aus jener Zeit, in der die Menschen für das Recht des Glaubens und Bekenntnisses kämpften. In Polen sind diese Zeiten noch nicht so fern; das ganze gegenwärtige Geschlecht hat sie erlebt, wie Kleinow's große Arbeit über Polen zeigt. In den Jahren um 1870 wurden mehrere Gemeinden gezwungen, zur griechischen Orthodoxie überzugehen, und zwar durch allerhand Lodungen, mit Mißgunst und Täuschungen und durch mißliche Brandstiftungen, die die katholischen Kultgegenstände zerstörten. In Drelowa und Protulin, wo die Gemeinden den neuernannten griechischen Priestern den Zutritt zur Kirche verweigerten, griff das Militär ein, und die Kirchenwege wurden mit dem Mute von alles in allem zwölf Treugläubigen bespritzt. An anderen Orten wurden die Gemeinden eingesperrt, bis sie, von Hunger und Durst besiegt, die verhassten Verträge unterschrieben; es geschah auch, daß die eifrigen Tschinownik ihren Willen durch verfälschte Pre-



sofort durchzuführen vermochten. Vieh und Besitzungen wurden zur Sühne mit Beschlag belegt, Männer und Frauen ins Gefängnis geführt, Kinder in Klöster eingeschleppt und die Kosaken ließen die Knute über das ganze Land pfeifen. In dem Dorfe Lubentla wurde ein Untersuchungsrichter von einer Bauernfrau mit den Worten begrüßt: „Macht mit uns, was ihr wollt, wir besitzen nichts mehr, man hat uns alles genommen, unsere Männer sind gefangen und wir haben nichts zu essen.“ Es waren Bauern, die sich weigerten, Taufe, Hochzeit und Begräbnis nach den griechischen Gebräuchen vornehmen zu lassen.

Diese Verhältnisse hörten nicht eher endgültig auf, als bis der Zar am 17. April 1905 infolge der erlittenen militärischen Niederlagen sein großes Manifest erließ, das unter a. auch die Glaubensfreiheit einführte. Im Laufe von ein paar Wochen gingen nahezu 200 000 durch Zwang bekehrte „Uniaten“ wieder zum Katholizismus über, und es wurde das Ergebnis von jahrzehntelanger Unterdrückung und Verfolgung mit einem Schlage beseitigt. Das zeigt eine kleine Einzelheit, die zeigt, welche weitgehende Folgen die russischen Niederlagen für die unzähligen unterdrückten Rassen des Riesens Reiches mit sich führen, und man darf man das, wenn man nicht ganz verhärtet ist, ein Gebot der Vernunft für den wirklichen Inhalt jenes Wunsches, der solche Siege erhofft. Was der Kampf um den katholischen Glauben für die polnischen Bauern bedeutet, versteht man, wenn man hört, daß die Bauern in einigen Dörfern des Gouvernements Lublin am 15. Mai 1915 ihre Freude mit folgenden Worten zum Ausdruck brachten: „Jetzt gibt es hier kein Rußland mehr, jetzt sind wir gelung wieder Polen geworden.“

Niemals war ich in einem Lande, in dem die Kirchen so besucht waren wie in Polen. An einem Werktag kam ich zu einem protestantischen Tempelort in Sochatschew, das neben der jehoschonen Kirche lag. Es bestand aus zwei großen Räumen, wovon der eine zum eigentlichen Gottesdienst, der andere zu Begräbnissen und anderen kirchlichen Feiern diente. Der erstgenannte Raum war voll von andächtigen Frauen und Männern, die große Kleidersträuße mitgebracht hatten, um den Altar damit zu schmücken. Vor diesem Altar lagen sie auf den Knien, der junge Priester betete, eine Glocke ertönte, die Oblaten wurden ausgeteilt und gleich darauf traten die Gäste des Abendmahles vom Altar weg, um neuen Scharen Platz zu machen; jeder suchte seinen gewohnten Platz an der Wand wieder auf, um dort niedersinken und im Gebete zu verweilen. In dem anderen Raum wartete eine Bauernfrau mit ihrem Manne auf den Priester, der ihr Kind taufen sollte; die kleine Gruppe, die geduldig auf den Knien liegend harrete, die Gestalt der Mutter, die sich über ein kleines, faltiges Gesicht beugte, und dahinter der Vater mit einem ernstem, ehrwürdigen Ausdruck, das war von ganz vollendetem, plastischer Wirkung; durch die offene Tür sah man den Knecht den Pferden vor dem Wagen Wasser geben. Es fiel mir hier wie überall auf, wie sehr ungeachtet und wirklich schön Ausdruck die Andacht bei den Bewegungen der Polen in ihren Kirchen annahm. Sie lagen fast immer auf den Knien, und man ahnte, daß diese demütige und stille Gebärde schon an sich Frömmigkeit bedeutete. Es wurde mir erzählt, daß in Sochatschew die meisten Frauen zweimal zur Kirche gingen, um zu beten.

Auf dem Wege nach Bultusl kam ich eines Sonntags in eine einfache Landkirche in dem kleinen Dorfe Winniza, und auch dort duftete die ganze Kirche nach Flieder; die Frauen brachten ihn in großen Büscheln, zusammen mit Sträußen aus Wiesensblumen, mit. Welch lebendigen und warmen Eindruck machen nicht diese Kirchenwände, die umgebungsvolle Hände mit aller Pracht und allem Duft des Sommers geschmückt haben. Am Eingang befand sich, eingemauert in die Wand, eine Kreuzrose aus Bronze, die jeder Besucher küßte, nachdem er sich mit Weihwasser bespritzt hatte; die kleinen Kinder aber, die nicht hinauf klettern, küßten die Steine darunter, und in verschiedenen

Höhen sah man abgenützte Flecke von ihren Lippen und den kleinen Fingern an den Stellen, wo sie sich vorbeugten und gegen die Wand stützten. Die Mädchen legten das Kopftuch zurecht und strichen die unbändigen Haarflechten glatt, bevor sie ihre Lippen auf das heilige Zeichen neigten. Drinnen in der Kirche klingen die Wechselgesänge zwischen männlichen und weiblichen Chören, die ein Vorsänger mitten in der Versammlung leitet. Gegen die Kirchenwand gelehnt und umgeben von ihren Knaben und Mädchen liegt eine Bauernfrau auf den Knien, die innerliche Andacht leuchtet aus ihren reinen Gesichtszügen, und ihre klare und sichere Stimme fällt eine Sekunde vor allen anderen in den Gesang ein. Der Mann ist nicht da, aber ihre Kopfbedeckung zeigt, daß sie nicht Witwe ist; er ist also im Felde. Man sieht viele von diesen maddonnenähnlichen, bleichen und feierlichen Gesichtern in den polnischen Kirchen, und es fällt einem besonders auf, daß die ganz oder fast ganz blonden Typen die gewöhnlichen sind. Am Tage darauf besuchte ich einen Kindergottesdienst in Prasnysch und zählte Dutzende von hellen Fleckchen an den Mädchen, die aus dem Katechismus keine Gedichte vom Schutzengel und der Jungfrau herfagen.

In Bultusl war die Kirche so voll, daß es unmöglich war, hineinzukommen. Der ganze Kirchhof mit seinen Wegen und Gräbern, ja, die Wege vor dem Kirchhof waren von stehenden Menschen bedeckt, die keinen Platz mehr bekommen hatten und jetzt ihren Rosenkranz beteten und in ihren Gesangbüchern lasen; viele hatten sich beim Chor niedergelassen, weil sie da wenigstens das entfernte Brausen des Gesanges hören und die Häupter im Takt mit der Orgelmusik wiegen konnten. Das war ergreifend. Und überall, wo das Automobil durch das Land fuhrte, waren die Wege voll von Kirchengängern, überall lagen Frauen, Kinder und Männer auf den Knien, überall stiegen Gesänge empor und duftete Flieder zu den Füßen der heiligen Jungfrau. Der 3. Mai, der neue Nationaltag, ist in ganz Polen auch in den Kirchen gefeiert worden, und im Chor wehte die Standarte: die früher verbolene rote Seidenfanbarie mit dem weißen polnischen Adler und der Aufschrift „Za Ojczyznę, Wolność i Lud!“ — für Vaterland, Freiheit und Volk, und die Standarte mit dem Bilde der Jungfrau Maria, Polens gekrönter Königin, der Herrscherin und Beschützerin des unglücklichen Landes, die in dem wunderbar schönen Gedichte Krasinskis „Der Psalm des guten Willens“ über die Mischtrage wandelt, um dem Allmächtigen die Bitte des polnischen Volkes vorzutragen:

Wir flehn dich an: erneure unser Leben  
Und scheid' von der Spure des Herzens Korn.  
O möchtest du des Guten Bestes geben,  
Gott, eines guten Willens heißen Sporn.  
Wenn nach der Zeiten Flucht von unfrem Bösen  
Vosanen künden des Gerichts,  
Dann gib uns, Gott, daß wir uns selbst erlösen  
Durch heilige Tat zum Tage deines Lichts.

In diesem gewaltigen Pathos verschmelzen Religion und Vaterlandsliebe in eins: die ekstatische Andacht, die begeisterte Frömmigkeit, die einzigartige Begabung für das Feierliche, die für polnisches Wesen charakteristisch ist, sind ein Ausfluß des gleichen, reichen und unerschöpflichen Gefühllebens, das während jahrhundertelanger Unterdrückung und unter den schrecklichsten Prüfungen den leidenschaftlichen und trohigen, heiligen und mystischen Gedanken von Polens Befreiung und Wiedergeburt genährt hat. Die tiefe Bewegung, die aus den Blüten der stehenden Scharen leuchtet, ist nicht nur mit dem Bekennernut der Uniat-Märtyrer verwandt, sondern auch mit der süßlichen Opferfreude der polnischen Legionen, die bereit sind, einer ewigen Idee zu dienen, die allen irdischen Wechselfällen und Veränderungen zum Trotz nie verloren gehen kann. In gleicher Weise schmelzen die patriotischen und religiösen Ideen in der messianischen Gedankenwelt zusammen, die von Polens größten Dichtern und Propheten, von Mickiewicz und Krasinski, erbaut wurde.



## Johann Jacoby.

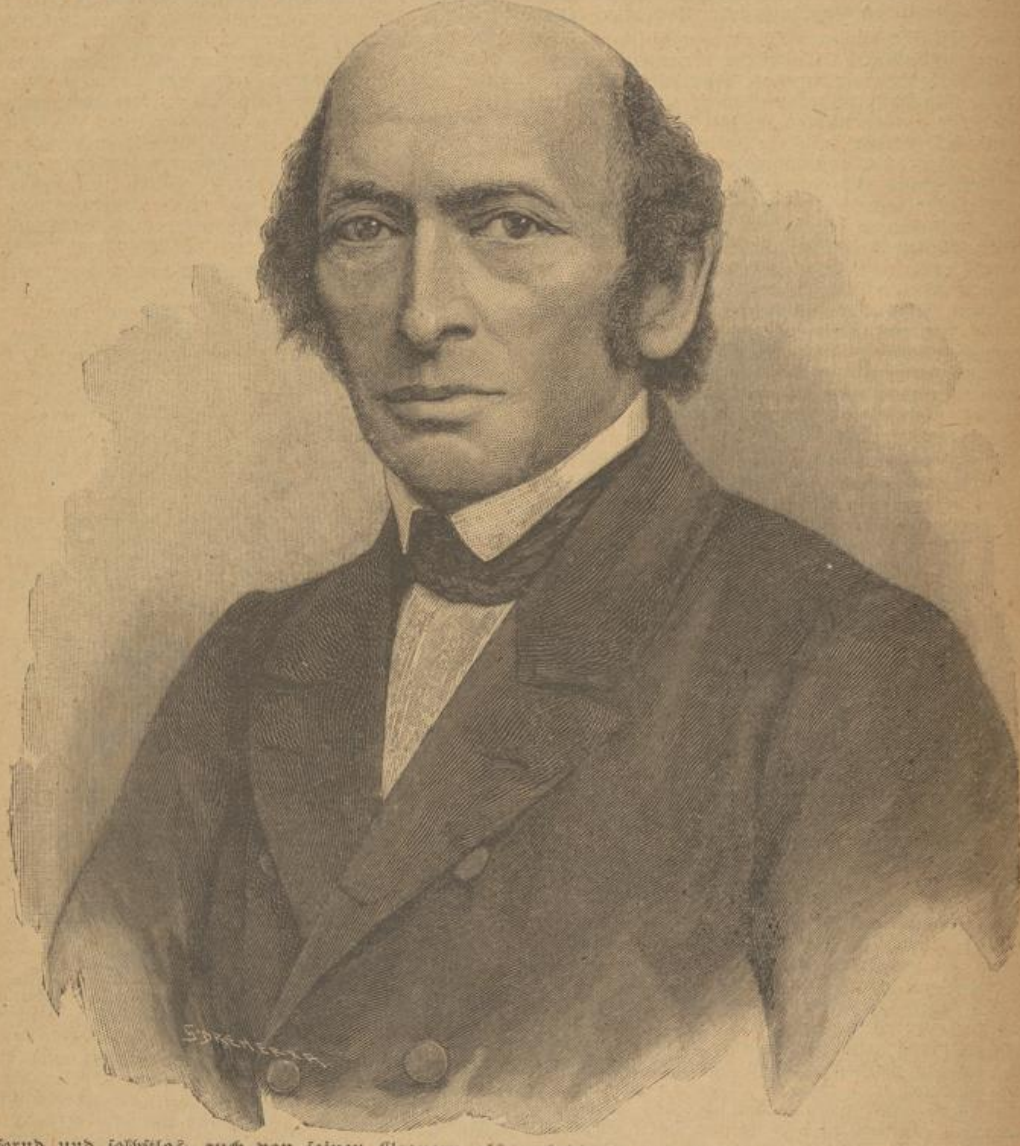
(Geboren 1. Mai 1805 — gestorben 6. März 1877)

„Die Wahrheit trägt ein Schwert,  
Gerechtigkeit hat es geschmiedet.“

„Als Mensch und Privatmann unsträflich, von fleckenloser Reinheit des Charakters, im persönlichen Verkehr liebenswürdig und human, als Arzt ebenso fundig, wie

üblicherweise als Metrolog dem am 6. März 1877 verstorbenen Manne widmete.

Dieses treffliche Urteil eines vorwiegend konservativen Blattes muß alle Freunde und Gesinnungsgenossen des Dahingeshiedenen mit Freude erfüllen; das



aufopfernd und selbstlos, auch von seinen Gegnern als ehrlicher, überzeugungstreuer Idealist hochgeachtet, war Jacoby bis an das Ende seiner Tage eine der populärsten Figuren Königsbergs; seine Schriften, die vor einigen Jahren gesammelt erschienen und von denen das Leben Heinrich Simons besonderes Aufsehen erregte, zeichnen sich durch Reinheit des Stils, Klarheit und Schärfe der Auffassung aus.“

Mit vorstehenden Worten schließt der liberal-konservative „Hamburgische Korrespondent“ den Artikel, den er

unbedingte Lob des Menschen aus gegnerischem Munde ist ein überaus ehrendes Zeugnis für den Charakter Jacobys.

Zum Jahre 1805 zu Königsberg geboren und nach den üblichen Universitätsstudien und wissenschaftlichen Reisen in seiner Vaterstadt als Arzt etabliert, machte Jacoby sich zunächst innerhalb der Grenzen seines Berufs auf ehrenvolle Weise bekannt. Als 1830 im Königreich Polen die Cholera mit einer Heftigkeit ausbrach, welche ganz Europa mit panischem Schrecken erfüllte und zu den un-



gedauerlichsten Vorstellungen von dem ansteckenden Charakter dieser so gut wie unbekanntem asiatischen Seuche Veranlassung gab, bewog der damalige Oberpräsident der Provinz Preußen den jungen talentvollen Arzt zu einer Forschungsreise nach dem schwer heimgesuchten Warschau.

Jacoby übernahm diesen Auftrag und führte ihn in erfolgreicher Weise durch; er wirkte mehrere Monate an einem Cholerahospital, lernte die geheimnisvolle Krankheit so genau kennen als es möglich war, berichtete die Vorstellungen seiner Kollegen und des Publikums durch mehrere Aufsätze über dieselbe und lehrte nach Königsberg erst zurück, als es auch dort gegen die unaufhaltsam nach Westen vordringende Epidemie (schon 1832 kam die Cholera über England nach Amerika) Hilfe zu leisten galt.

Jacobys ärztlicher Ruf war fortan begründet, und da er denselben durch außerordentliche Tätigkeit und durch selbstlose Humanität, namentlich gegen die ärmeren Klassen, zu befestigen wußte, gehörte er fortan zu den geachteten, vielfach auch von auswärts gesuchten medizinischen Autoritäten seiner Vaterstadt.

Aber seinem hochstrebenden, klaren Geiste konnte es nimmermehr genügen, dem einzelnen kranken Menschen Hilfe angedeihen zu lassen; er wollte, er mußte dieselbe auch dem kranken Staate, der kranken Menschheit darbieten.

Ein eingehendes Studium der Geschichte der großen französischen Revolution, für die er hochbegeistert war, dann der damals in Deutschland allgemein populäre polnische Aufstand gaben Jacoby noch besondere Anregung bei seinem öffentlichen Auftreten in seiner Vaterstadt; schriftstellerische Begabung und die strenge, rücksichtslose Logik der Kantischen Schule kamen ihm bei demselben zu statten, so daß Jacoby schon zu Ende der 30er Jahre für die Verbreitung demokratischer Grundfälle in seiner Vaterstadt eine außerordentliche Tätigkeit entfaltete.

Die alte Geschichte von dem „liberalen“ Kronprinzen spielte auch im Jahre 1840. Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung wurde mit übermäßiger Begeisterung vom preussischen Volke begrüßt — der „liberale“ Kronprinz hatte den Thron des starren Königs bestiegen.

In Königsberg ließ sich der neue Monarch krönen. Die alten Landstände der Provinz Preußen wurden einberufen, um dem König zu huldigen und ihre Privilegien sich bestätigen zu lassen. Da erinnerten die Landstände den König an das Gesetz, welches Friedrich Wilhelm III. am 15. Mai 1815 erlassen hatte und durch welches eine allgemeine Landesvertretung zugesichert worden war.

Ungnädig wurden die Landstände entlassen. Und verlor in jener Zeit jedermann, welcher an das königliche Versprechen, in den Zeiten der Gefahr gegeben, erinnerte.

Trotzdem erschien im Jahre 1841 eine epochenmachende Schrift: „Vier Fragen eines Ostpreußen.“

In derselben wurde an das Versprechen Friedrich Wilhelms III. in eindringlicher Weise erinnert, und die Wünsche der ostpreussischen Landstände wurden in scharfer, präziser Weise formuliert. Zuerst fiel der Verdacht auf den Oberpräsidenten von Schön. Jacoby aber sandte dem König selbst ein Exemplar der Schrift.

Diese Freimütigkeit, diese Geradheit wurde durch einen Prozeß belohnt. Das Berliner Kriminalgericht verurteilte Jacoby zu 2½ Jahren Festungshaft; der Appellations Senat des Kammergerichts aber sprach ihn frei.

Verschiedene Broschüren folgten; so: „Das königliche Wort Friedrich Wilhelms III.“, welches ihm eine Majestätsbeleidigungssklage einbrachte. Eine Verurteilung erfolgte nicht.

Das Jahr 1848 war herangebrochen und fand Jacoby als den gereiften Politiker vor. Er war kampfgewöhnt, und das kam ihm in den Jahren des Kampfes sehr zu statten.

gewöhnt, und das kam ihm in den Jahren des Kampfes sehr zu statten.

In die preussische Nationalversammlung gewählt, finden wir ihn auf der äußersten Linken. Und als die Nationalversammlung eine Deputation, zu der auch Jacoby gehörte, zu dem König sandte, die denselben über die Lage des Landes ausklären und zu einem Ministerwechsel bestimmen sollte, da fiel, weil der König die Deputation nicht anhören wollte, das denkwürdige Wort:

„Es ist eben ein Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen.“

Das „Nein“ des Königs hat den Präsidenten von Unruh und sämtliche Mitglieder der Deputation verplüßigt, nur der unscheinbare Königsberger Arzt zeigte eine seltene Schlagfertigkeit und bewahrte den „Männerstolz vor Königssthronen“.

Die Reaktion brach immer schonungsloser herein; die Nationalversammlung wurde nach Brandenburg verlegt, Berlin in Belagerungszustand versetzt. Die größere Anzahl der Mitglieder der Nationalversammlung, darunter selbstverständlich Jacoby, blieb in Berlin und antwortete auf die Maßnahmen der Regierung mit dem Beschlusse der Steuerverweigerung. Infolge dessen wurde die Versammlung durch das Militär mit Waffengewalt gesprengt.

Im April 1849 trat Jacoby in die deutsche Nationalversammlung.

Ueberall machte die Reaktion sich mehr und mehr geltend.

Die Vertrauensüseligen, unter ihnen auch der bekannte badische Hofrat Weider, wollten dies nicht bemerken. Als im sogenannten Fünzigerausschusse Weider sich eifrig bemühte, heftig auf und ab laufend und gestikulierend, den Beweis für die Unmöglichkeit der Reaktion zu führen, und schließlich ausrief: „Wo sehen die Herren denn nur die Konterrevolution?“, zeigte Jacoby mit der größten Ruhe auf den Hofrat selber hin und sagte: „Dort springt sie herum!“

Der klare Denker von Königsberg ließ sich eben nichts weis machen.

Als Mitglied des Rumpparlamentes in Stuttgart entfloß er, nachdem dasselbe durch brutale Gewalt gesprengt worden war, nach der Schweiz.

Als er aber hörte, daß er wegen Teilnahme an dem Rumpparlament des Hochverrats angeklagt sei, kehrte er sofort nach der Heimat zurück und stellte sich den Gerichten.

Am 8. Dezember 1849 stand er in Königsberg vor dem Schwurgericht. Einzig und allein hielt er den Geschworenen die Unverletzlichkeit der Deputierten vor und verweigerte auf das Bestimmteste, sich auf irgend eine Debatte über den Inhalt und die Motive der Stuttgarter Beschlüsse einzulassen. Dieser männlichen Weigerung fügte er nur die Worte hinzu: „Die Geschichte allein hat zu richten zwischen der deutschen Nationalversammlung und deren Gegnern; die Geschichte allein hat zu entscheiden, auf welcher Seite Wahrheit und Recht, auf welcher Seite Untreue und Verrat gewesen sind!“

Die Königsberger Geschworenen sprachen ihn frei. Bis zum Jahre 1858, in den Zeiten der trassesten Reaktion, hören wir wenig von Jacoby. Nach dem Sturze des Ministeriums Mantuffel aber, im Jahre 1858, veröffentlichte er eine Schrift: „Die Grundfälle der preussischen Demokratie“, die zur Erweckung und Stärkung des demokratischen Geistes im Volke wesentlich beitrug.

Nachdem die im Jahre 1861 gebildete deutsche Fortschrittspartei unter dem bestimmenden Einflusse der in ihr vorhandenen demokratischen Elemente einen früheren Zug in das öffentliche Leben in Preußen gebracht hatte, der sich bald zum Konflikte mit der Regierung aufspitzte, nahm Jacoby im Oktober 1863 vom zweiten Berliner Wahlkreise ein Mandat zum Abgeordnetenhanse an und zählte zu den Mitgliedern der entschiedensten Opposition.

Nachdem der nachgiebige Abgeordnete Fördendek sein versöhnendes Amendement bei Beratung der Militär-



organisation eingebracht hatte, verließ die Debatte in schwachvoller Weise, voller Nachgiebigkeit und Devotion; nur mit leeren Freiheitsphrasen um sich werfend, lamentierten die Stimmführer der Fortschrittspartei von Volksrecht und Volkswehr.

Selbst Waldeck schwang sich nicht immer zur vollen männlichen Opposition auf — es tat ihm augenscheinlich leid, daß der König selbst, dessen „eigenes Wort“ das Objekt des Streites war, in das Spiel kam, und dieser Gedanke lähmte den loyalen Demokraten.

Anders Jacoby. Er allein brachte die Debatte wieder zur Höhe, und wir erinnern uns noch genau, was die damals freisinnige „Erfelder Zeitung“ von der Jacoby'schen Rede sagte:

„Scharf und glänzend, wie eine Damaszener Klinge, fuhr die Rede Jacoby's in die graue Flachheit der Debatte und hob dieselbe wieder zur politischen Höhe.“

Aber auch außerhalb des Abgeordnetenhauses war Jacoby jetzt wieder energisch tätig; er suchte durch Rede und Schrift den freiheitlichen Geist im Volke zu nähren und zu pflegen.

Als er in einer Rede an seine Wähler darlegte, daß das Volk, wenn es aus dem vorhandenen Konflikt mit der Regierung nicht besiegt und gedemütigt hervorgehen wolle, selbst vor der Steuerverweigerung nicht zurückschrecken dürfe, wurde er 1864 zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt.

„Wo wir nicht mitraten, wollen wir auch nicht mit-taten“ — so lautete sein auf das Rechtsbewußtsein gestützter Anspruch.

In derselben Rede rief er den jubelnden Berliner Bürgern zu: „Soll Preußen als Rechtsstaat entstehen, muß notwendig die Militär- und Zunkerstaat Preußen untergeben.“ —

Das Jahr 1866 mit seinen Folgen war über Deutschland hingebraut — und diese Folgen hatten viele sonst klaren Köpfe verfinstert; Jacoby aber blieb sich selbst treu.

Einen mächtigen Umschwung in der öffentlichen Meinung hatten die preußischen Waffenerfolge des Jahres 1866 im Gefolge; nur wenige vermochten sich dem Einfluß derselben zu entziehen.

Jacoby aber, der vor jenem bornierten und prahlerischen Gebaren, das sich damals schon, wie heutzutage, als wahrer Patriotismus aufspielen wollte, tiefen Ekel empfand, zählte zu diesen wenigen. Er beklagte den Weg zur Einigung Deutschlands, den Bismarck eingeschlagen hatte, auf das tiefste, weil er einsah, daß solche Einigkeit das Grab der Freiheit sein werde. Deshalb behielt er seine oppositionelle Stellung im preußischen Abgeordnetenhause und in der von ihm begründeten „Zukunft“ bei, unbekümmert darum, daß fast alle seine früheren Mitkämpfer „Bismarcker“ geworden waren und sich von ihm abwandten.

Die Fortschrittspartei, die damals in Berlin herrschte, ließ natürlich auch bei den Wahlen den Demokraten Jacoby fallen — jene Partei zeigte, daß sie zur Bismarck'schen Reaktion übergegangen war.

Im Januar des Jahres 1870 sprach Jacoby zum letzten Male zu seinen Wählern.

Die Sozialdemokratie war inzwischen in Berlin mächtig geworden. Die Versammlung fand im neuen Gesellschaftshause statt und war von 3000 Männern besucht. Bei der Bureauwahl wurden die Reichstagsabgeordneten des Norddeutschen Bundes, Schweizer und Hasenclever, mit großer Majorität zu Vorsitzenden gewählt; die fortschrittlichen Freunde Jacoby's suchten ihn nun zu bewegen, nicht zu reden.

Doch Jacoby achtete das Selbstbestimmungsrecht des Volkes und hielt unter lautloser Stille vor Sozialdemokraten seine erste sozialistische Rede, die unter dem Titel: „Das Ziel der Arbeiterbewegung“ im Verlag von A. Cohn, Berlin, herausgegeben wurde.

Mit erhobener Stimme sprach Jacoby folgende Worte:

„Die Arbeiterfrage, wie wir sie auffassen, ist keine bloße Magen- und Geldfrage, sie ist eine Frage der Kultur, der Gerechtigkeit und Humanität. Wenn unsere Staats- und Gesellschaftsrettungen, die „glorreichen“ Errungenschaften der Blut- und Eisenpolitik als eine verschollene Sache längst der Vergessenheit anbeimgelassen, wird man es unserer Zeit noch als Verdienst anrechnen, daß sie den Genossenschaftsgeist, den Keim menschlicher Tugend und Größe in der Arbeiterwelt belebt und gepflegt und dadurch den Grund gelegt hat zu einem neuen, auf dem Prinzip der Gleichheit und Brüderlichkeit beruhenden wahrhaft sittlichen Gesellschaftsleben. Die Gründung des kleinste Arbeitervereins wird für den künftigen Kulturhistoriker von größerem Wert sein, als der Schlachttag von Sedan.“

Allgemeiner Beifall folgte diesen Worten; nur die anwesenden „Freunde“ Jacoby's machten erheblich lange Gesichter.

Aus der bedeutenden Rede wollen wir zunächst noch folgenden Satz hervorheben:

„Versuchen Sie es einmal, das Vorrecht der besthenden Klassen, den Machtmißbrauch des Großkapitals, das herrschende Borg- und Kreditssystem anzugreifen oder auch nur von einer „gleichmäßigeren Verteilung der materiellen Güter“ zu sprechen — und sofort wird man in gewissen Kreisen Sie als einen Feind aller gesellschaftlichen Ordnung, als sozialen Negier und Kommuniten verdammen.“

In dem herrlichen Schluffsatze der Rede aber gipfelte der ganze Edelsinn und die ganze Seelengröße des Mannes:

„Politische und soziale Freiheit, — Freiheit des Bürgers ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Lohnarbeiter, — das ist die Aufgabe unseres Jahrhunderts. Die Errungenschaften der Blut- und Eisenpolitik, der Waffenlärm unserer Tage, das Ringen und Jagen nach Macht und Herrschaft, nach Reichtum und Sinnengenuss — es sind nur Wellenkräuselungen auf der Oberfläche des Zeitstromes; — in der Tiefe — still, aber unaufhaltbar — schreiet vor die Erkenntnis der Natur und des Geistes, und mit dieser Erkenntnis das Bewußtsein der Selbstherrlichkeit des Menschen — der weltbewegende Gedanke der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller! Mögen auch Jahre und Jahre darüber vergehen, erfüllen wird sich das Wort der Schrift, jene frohe Botschaft, die der elektrische Draht als ersten Gruß des freien Amerika zu dem — von Waffen starrenden Europa herüberbrugg: Friede auf Erden und — den Menschen ein Wohlgefallen!“

Durch diese Rede war Jacoby von dem Boden der bürgerlichen Demokratie gewichen; noch gehörte er der Sozialdemokratie nicht vollständig und besonders noch nicht formell an — die politischen Ereignisse mit ihren rohen, gewaltsamen Erscheinungen sollten aber auch hierzu den Anlaß geben.

Jacoby protestierte selbstverständlich, wie alle freiheitsliebenden Männer, gegen die Fortführung des deutsch-französischen Krieges nach Sedan und gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen.

In einer Volksversammlung zu Königsberg trat er für das Selbstbestimmungsrecht des Volkes auf und verdamnte in schneidender Schärfe die Eroberungen an Land und Leuten; „die Völker sind keine Herde, über welche man ohne ihre Zustimmung verfügt“ — so weterter der furchtlose Greis.

Mit dem Vorstehenden diese Versammlung mußte er diese „politische Läusdung“ in Löben auf der Festung „bißen“, wohn in der Nachtprug des Generals Vogel von Falckenheim führte. Die „Wiener Freie Presse“ äußert sich über dieses Ereignis folgendermaßen: „Alle politischen Parteien ohne Unterschied bemächtigte sich namenlose Entrüstung, als der selbstloseste aller Volksmänner in die Gefängniszelle von Löben abgeführt



wurde.“ — Außerlich allerdings trugen die Parteien solche Entrüstung zur Schau, aber in Wirklichkeit freute sich die ganze reaktionäre und Bourgeoisgesellschaft über den „tapferen“ General.

Uebrigens wurde Jacoby nach einigen Wochen ohne irgend ein Urtheil wieder freigelassen.

Im Jahre 1872, nach der Verurteilung der Reichstagsabgeordneten Liebknecht und Bebel wegen Hochverrats — eine Verurteilung, welche bei hervorragenden Juristen und selbst bei der antisozialistischen Presse vielfach getilgt wurde —, trat Jacoby auch formell der Sozialdemokratischen Partei bei. Der Brief, den er in bezug auf seinen Beitritt an die Redaktion des „Volkstaat“ schrieb, lautet:

„Königsberg, 2. April 1872.

Geehrter Herr! Die Verhandlungen in dem Hochverratsprozeß gegen Liebknecht, Bebel und Genossen bestimmen mich, der sozialdemokratischen Arbeiterpartei beizutreten. Sie haben wohl die Güte, einliegender Beitrag dem Ausschusse gefälligst zu übermitteln und denselben in meinem Namen zu ersuchen, mich fortan als Mitglied der Partei betrachten zu wollen.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Dr. Joh. Jacoby.“

Was war das für ein Geschrei in Israel! Man hätte in der Presse fortwährend die Meinung verbreitet, als ob in der Sozialdemokratischen Partei sich nur Vagabunden und Abenteurer befänden — und nun trat einer der matellosesten Männer dieser „Abenteurerpartei“ bei.

Das war zu viel. Jacoby wurde als „überspannter Kopf“ ausgeschrien, und aus dem nüchternen Philosophen suchte man einen Schwärmer zu machen. Derselben Leute, diese feilen Literatenseelen, hatten noch kurz zuvor, wenn sie Jacobys gedachten, in nachfolgender oder ähnlicher Weise geschrieben: „Der kategorische Imperativ in Person, die logische Folgerichtigkeit in menschlicher Verkörperung, Immanuel Kant aus der Metaphysik ins Politische überetzt — das ist Johann Jacoby, der unbengsame Freiheitskämpfer.“

Als jedoch nun Jacoby aus logischer Folgerichtigkeit Sozialdemokrat wurde, da sagte man von „unbegreiflichem Irrtum“ und dergleichen mehr.

Doch der „Irrtum“ war nun einmal begangen und fortan gehörte der Denter von Königsberg der Sozialdemokratie unwiderruflich an.

Im Jahre 1874 wurde Jacoby vom Vorpuziger Landkreis von den Sozialdemokraten zum Reichstagsabgeordneten gewählt. Er lehnte diese Wahl leider ab. Seiner Ansicht nach war jeder Versuch vergeblich, die derzeitige Entwicklung Deutschlands durch parlamentarische Thätigkeit zum Guten zu führen; wir teilen diese Ansicht, doch meinen wir, daß die Annahme der Wahl von seiten Jacobys von bedeutender agitatorischer Wirkung für die Sache der Freiheit und des arbeitenden Volkes gewesen wäre. An den Reichstagsabgeordneten Geib, der ihn zur Annahme des Mandats bewegen wollte, schrieb Jacoby folgendes:

„Um zu bekunden, daß wir Sozialdemokraten „die wirklichen Erben der alten Demokratie sind“, — dazu bedarf es nicht erst meines Zeugnisses im Reichstage; wer die Grundsätze der alten Demokratie kennt und zugleich folgerichtig zu denken imstande ist, wird darüber nicht im Zweifel sein.“

Jacoby, als alter Parlamentarier, kannte das Leben und Treiben in den Parlamenten und schrieb in demselben Brief noch folgende Satire:

„Uebrigens glaube ich, Ihr alle werdet es nicht lange aushalten unter dieser Sippschaft überflüchteter Totengräber.“

Jacoby hatte wohl recht, daß es den sozialistischen Abgeordneten nicht gefallen würde unter den Mamelucken des Reichskanzlers, — aber — aber, es muß so mancher in einen sauren Apfel beißen, und ohne Agitation, ohne wirksames Eintreten auf jeglichem Kampfboden, der uns offen steht, wird die Sache der Arbeit, die Sache des Rechtes und der Freiheit nicht den entscheidenden Triumph feiern, der zugleich Gewähr ist, daß, unbeirrt von allen reaktionären Anwandlungen und Erscheinungen, die Kulturentwicklung der Menschheit den denkbaren glänzendsten Verlauf nimmt.

Es war schade, daß Jacoby nicht in den Reichstag eintrat, doch, wenn er angesichts der vielen vorhandenen jüngeren Kräfte seinem Prinzip treu blieb, so hat niemand das Recht, ihn seiner Handlungsweise wegen zu tadeln. —

Zu Anfang 1877 erkrankte Jacoby an einem Steinleiden, welches eine Operation, und zwar, da man die größeren Steine nicht zu zertrümmern vermochte, einen sogenannten Steinschnitt nötig machte.

Vor der Operation bemerkte er: „Ich bin des Lebens nicht müde und halte es für Pflicht, das Leben mit allen erlaubten Mitteln sich zu erhalten; aber nur ein tätiges Leben hat für mich Wert; wünschenswerter als ein Dasein, in welchem ich, durch körperliche Beschwerde an jeder Arbeit gehindert, nur der Beseitigung und Milderung derselben leben müßte, ist der Tod. Deshalb unterziehe ich mich der Operation. Gelingt es, mich durch dieselbe wiederherzustellen, so will ich es dankbar annehmen; sterbe ich bei der Operation, was bei der Kunst Schönborns durchaus unwahrscheinlich, oder infolge der Operation, was in Berücksichtigung meines hohen Alters und meines gesunkenen Kraftzustandes wahrscheinlich, so will ich mit Ergebung mich darenin fügen; ich bin ja 72 Jahre alt geworden, also zu einem Alter gelangt, welches nur wenige Menschen erreichen. Da ich mich nicht darüber beklagen kann, in meinem Leben bis jetzt viele körperliche Beschwerden erlitten zu haben, so muß ich, wenn ich jetzt abschließe, mein Geschick als ein selten günstiges betrachten.“

Nach der Operation waren anfangs sehr günstige Aussichten vorhanden; der Telegraph brachte diese frohe Botschaft in die entferntesten Lande. Doch trat am dritten Tage ein Brülleiden ein; Jacoby hatte vor der Operation Recht gehabt — sein gesunkener Kraftzustand, sein hohes Alter waren den Anforderungen der Heilung und den hereinbrechenden Schmerzen nicht gewachsen. Als bald gewann der Kranke selbst die Ueberzeugung des tödlichen Ausgangs. Aber wenn auch hin und wieder die Beschwerden ein unwillkürliches Stöhnen ihm auspreßten, nie hörte man ein Wort der Klage; „wie oft habe ich,“ sagte er, „andere in diesem Zustande viel schwerer leiden sehen“, und nicht sich bedauernd er, wohl aber die Aerzte, die für so geschickte und liebevolle Behandlung nicht durch die Freude des glücklichen Erfolges ihrer Bemühungen belohnt wurden.

Am 6. März, abends 6¼ Uhr, erfolgte sein Tod.

„Ein weiser und tugendhafter Mann ist dahingegangen,“ so klagt die „Wage“, und mit Recht — wir aber fügen hinzu das Wort:

„Er war ein braver Soldat im großen Befreiungskriege der Menschheit!“

Freiheit.

Die Freiheit läßt sich nicht gewinnen, sie wird von außen nicht erstrebt, wenn nicht zuerst sie selbst tief innen in eignen Busen dich belebt.

Willst du den Kampf, den großen wagen, so setz zuerst dich selber ein: wer fremde Fesseln will zerschlagen darf nicht sein eigener Sklave sein. Robert Pruh.



# Hat der Krieg Einfluß auf die Witterung?

Von Artur Stenkel.

Angesichts der im Jahre 1916 durchaus abnormen Frühjahrswitterung in Mitteleuropa, die uns nach dem niederschlagsreichen süßen Mai einen noch regenreicheren, geradezu kalten Juni brachte und erst gegen Sommeranfang (21. Juni) eine Wandlung erfuhr, d. h. wärmer wurde, ohne zunächst noch der Niederschläge (Gewitterregen) zu entbehren, erscheint die Frage berechtigt, ob wohl der Krieg mit seinem ungeheuren Munitionsaufwande und seinen Riesentrüben einen Einfluß auf das Wetter in dem erwähnten Sinne haben könne. Auffallend ist jedenfalls die Tatsache des zeitlichen Zusammenfalls der außergewöhnlich wolken- und regenreichen, sehr frühen Witterung mit den beständigen unterhörsen Kanonaden an der Front; da aber dieser Synchronismus auch zufällig sein kann, ist zu untersuchen, ob tatsächlich Gründe vorhanden sind, die für den Einfluß der Kampfstätigkeit auf die meteorologischen Elemente sprechen.

Bevor wir auf die Sache selbst eingehen, haben wir uns zunächst darüber klar zu werden, ob es überhaupt Vorgänge rein tellurischer Art auf der Erdoberfläche gibt, die das Wetter beeinflussen, oder ob vielmehr alle den Wettercharakter bestimmenden Faktoren kosmischen Ursprungs sind. Wir wissen, daß die unter dem Sammelnamen Wetter zusammengefaßten atmosphärischen Zustände und Bewegungen ausschließlich eine Funktion der Sonnenstrahlung sind, daß die Sonne allein die große Wettermacherin ist, und daß es ohne Sonnenstrahlung weder Wolken noch Niederschläge, weder Wind noch Gewitter geben und die gesamte Erdoberfläche eine tote Eiswüste sein würde. Der Sonnenwärme haben wir mithin den weitaus überwiegenden Hauptanteil an allen meteorologischen Vorgängen zuzuschreiben. Dem Monde, der so oft für die Witterung verantwortlich gemacht wird, kommt demgegenüber nur eine fast belanglose Wirkung zu, die lediglich in Modifikationen der durch die starken solaren Wirkungen geschaffenen Verhältnisse besteht.

Unter den irdischen Vorgängen, die einen Einfluß auf das Wetter haben können, stehen die Vulkanausbrüche obenan. Hatten sich diese aber in mäßigen Grenzen (schwache Gasexhalationen), so werden sie auf die meteorologischen Zustände der Atmosphäre wirkungslos bleiben, wachsen sie dagegen zu wütendem Barokismus an, dann üben sie auf die Luftschichten über der näheren oder ferneren Umgebung, oft über ganzen Ländergebieten einen sehr deutlichen Einfluß aus. Schon in der gewaltigen Eruptionsspinne entwickeln sich heftige Gewitter, die den Vulkan umtoben, und in den meisten Fällen entstehen durch die ungeheure Dampf- und Labastaub-Ausstoßung, die die Kondensationskerne für den atmosphärischen Wasserdampf liefert, mächtige Wolkenmassen, die das benachbarte Gelände in tiefe Finsternis hüllen und schwere Wollentrüben herniederpendeln. Hier ist also ein Einfluß tellurischer Vorgänge auf das Wetter unzweifelhaft vorhanden.

Ob auch heftigen Erdbeben eine Wirkung auf die meteorologischen Verhältnisse zuzuschreiben sei, konnte bisher nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden.

Es gibt aber noch andere rein irdische Ereignisse, denen ein beschränkter Einfluß auf das Wetter zukommt. Das sind große Brände mit starker Rauchbildung, wie Wald-, Prärie- und Moorbrände. Ihre Wirkung besteht zwar im wesentlichen nur in einer Temperaturerniedrigung durch Verminderung der Sonnenstrahlung, manchmal auch in einem Schutz gegen die Wärmeausstrahlung des Bodens (praktisch gegen die Mairnachtfröste angewandt); eine Begünstigung der Bildung von Niederschlägen durch andauernde, besonders starke Rauchentwicklung mag aber hin und wieder ebenfalls

eintreten. So soll den von den Russen bei ihrem fluchtartigen Rückzuge in blinder Zerstörungswut entfachten Brand der galizischen Petroleumquellen, dessen ungeheurer Qualm tagelang die Gegend weit hin verdunkelte, ein mit schwarzen Kohlentelchen vermischter Regen begleitet haben; der Hergang wäre dann dem der vulkanischen Regen ähnlich gewesen. Damit würde zugleich schon die Frage: „Hat der Krieg Einfluß auf die Witterung?“ in bejahendem Sinne beantwortet sein.

Es fragt sich nun weiter, ob die Artillerietätigkeit an den Fronten einen solchen Einfluß auszuüben vermag. Auch hier wird gelten, was oben hinsichtlich der Vulkanausbrüche gesagt wurde, daß nämlich ein schwaches Feuer völlig unwirksam auf die atmosphärischen Elemente bleiben muß, daß aber eine langandauernde, außergewöhnlich heftige Beschießung unter Umständen doch wohl die Kondensation von Wasserdampf befördern oder gar herbeiführen kann. Wir haben oft genug schon von der ungläublichsten Munitionsverschwendung gehört, von tagelang währendem, ununterbrochenem Trommelfeuere, bei dem Millionen von Granaten verschossen wurden und der Himmel von freierenden Schrapnell zeitweilig gänzlich zugedeckt erschien, wir haben ebenso oft von in Brand geschossenen Ortschaften, von ausgedehnten Gasangriffen, Minenpfelegungen usw. gehört und können aus dem Zusammenwirken aller dieser Faktoren ein Bild von der ungeheuren Rauchentwicklung an der Front gewinnen. Daß so ausgedehnten Rauchmassen ein, wenn auch nur schwacher Einfluß auf die Witterung zuzubilligen sei, kann kaum in Abrede gestellt werden. Dieser Einfluß wird sich, wie in den anderen oben geschilderten Fällen, besonders nach zwei Richtungen zeigen: einerseits wird die Wollen- und Niederschlagsbildung begünstigt, andererseits die Temperatur herabgemindert werden. Inwiefern endlich die durch die großen Kanonaden erzeugte Lufterschütterung hierbei mitwirkt, läßt sich schwer sagen, sicher aber ist diese nur von untergeordneter Bedeutung.

Begegenwärtigen wir uns jetzt die wirkliche Lage der Dinge. Ununterbrochenes Artilleriefeuer mit fast täglich zu größter Heftigkeit anschwellenden Steigerungen (Trommelfeuere), beständige Gas-, Minen- und Infanteriekämpfe toben seit Februar 1916 nur im Westen, vor allem am Verdun-Abchnitt. Im Westen aber entwickeln sich alle Wettertypen, vom Westen ziehen die barometrischen Tiefs mit ihren feuchten Luftmassen heran und bringen dem mitteleuropäischen Kontinent Niederschläge mit gleichzeitiger Temperaturdepression, ja, vom Westen her bewegen sich sogar vielfach die barometrischen Hochs über den Kontinent. Eine Betrachtung der von der Deutschen Seewarte herausgegebenen Wetterkarten lehrt uns nun, daß in der in Rede stehenden Zeit, d. h. in den Monaten, die sonst fast ausnahmslos das beständige Wetter im Jahre aufzuweisen haben und vorwiegend sonnig, warm und trocken sind, barometrische Tiefs in beinahe länderloser Folge vom Westen herangezogen und sich vielfach gerade über dem Kriegsgebiet (Nordfrankreich) ausbilden, um sich dann mit ihrem Kern mitten über den Kontinent zu bewegen, daß sie also gleichsam die südliche Straße bevorzugten, während sie sonst die nördliche Zugstraße, über die Nordsee, am meisten frequentieren. Wie wir schon betonten, kommt den Schwankungen der Sonnenstrahlung unstreitig der Hauptanteil an den Witterungsänderungen zu, darum hat man das abnorme Verhalten des diesjährigen Frühjahrswetters zuvörderst auf ein zeitweiliges Nachlassen der jetzt im allgemeinen in der Steigerung begriffenen solaren Eruptionstätigkeit zurückzuführen; man wird aber nicht ganz umhin können, in diesem, bisher ja noch nie dagewesenen Falle dem menschlichen Vernichtungskampf einen gewissen Anteil an der Bildung der Wettertypen zuzugewiesen.



Beziehungen zwischen Krieg und Witterung vermutet man schon seit langer Zeit. Bereits im Altertum schoß man mit Pfeilen, im Mittelalter mit Böllern und Gewehren gen Himmel; auch bediente man sich, wie hier beiläufig erwähnt sein möge, ebendem in Oesterreich des „Wetterläutens“ mit Kirchenglocken; glaubte man zuerst die bösen Wetterherren verjagen zu können, so wählte man später, durch Kanonendonner oder Glodenschall die gefährlichen Hagelwolken zerstreuen zu können. Aus diesem Bestreben heraus nahm man vor zwanzig Jahren das Wetterschießen praktisch auf. Bürgermeister Albert Stiger in Windisch-Feistritz (Untersteiermark) suchte damals durch systematisches Schießen die Weinberge seiner Gegend vor Hagelfällen zu schützen. G. Zischinig in Graz setzte dann seine Versuche fort und konstruierte eine Hagel- oder Wetterkanone, die bald weitere Verbreitung fand. Mit solchen Instrumenten hoffte man in Steiermark, Ungarn, Tirol, Frankreich, Spanien und Italien günstige Wirkungen erzielen und die Hagelwolken „zum Regen zwingen“ zu können. Auf einen Quadratkilometer kam immer eine Wetterkanone, und die Schießperiode währte vom Mai bis Oktober. Um zu einem sicheren Ergebnis zu gelangen, berief schließlich das österreicheische Ackerbauministerium eine Internationale Experimentkonferenz, die vom 21. bis 24. Juli 1902 in Graz tagte. Wie Vörrlein in seiner „Wetterkunde“ mitteilt, befanden sich unter den 68 Teilnehmern der Konferenz Vertreter der Behörden, der Wissenschaft und der praktischen Vorkultur; diese erklärten auf die ihnen vorgelegten Fragen mit großer Mehrheit, daß zwar die Wirkung des Wetterschießens durchaus zweifelhaft, eine weitere Untersuchung der Sache aber wünschenswert sei. Die wissenschaftliche Untersuchung hat darauf in Oesterreich und besonders auf dem amtlichen Versuchsschießfelde zu Castellfranco bei Treviso unter Leitung von F. M. Penner und B. Waferna stattgefunden; der Bericht, den Penner 1907 über die mdrätägigen Versuche erstattete, sprach aber die völlige Wirkungslosigkeit des Wetterschießens aus.

Ueber den Einfluß von Kanonenschüssen auf Hagel- und Gewitterbildung hatte, wie Vörrlein weiter mitteilt, schon vorher, 1901, G. Lachmann berichtet, doch war dieser ebenfalls zu vorwiegend negativen Ergebnissen gelangt. Während der Jahre 1898 bis 1900 hatte man nämlich die Aufzeichnungen von zwölf meteorologischen Stationen, die in der Nähe von Schießplätzen liegen, mit denjenigen anderer Orte, die die Schießplätzen allseitig in möglichst gleicher Entfernung umgeben, verglichen. Die dreijährigen Beobachtungen zeigten in betreff des Hagels gar keinen Unterschied, während die Gewitterhäufigkeit an den Schießplätzen geringer erschien als an den Vergleichsstationen. Ein sicherer Schluß ergab sich daraus aber nicht, da Gewitter- und Schießdonner zu leicht verwechselt werden können. Aus diesen Gründen hat man das Wetterschießen seitdem nahezu gänzlich aufgegeben.

Uebrigens wandte man das Wetterschießen auch an, um durch die Lufterschütterung oder durch Emporpenden von feinen Rauchteilchen die Kondensation des Wasserdampfes zu erzielen und in trockenen Zeiten Regen künstlich herbeizubringen. Der von den Wetterkanonen emporgeschleuderte Luftwirbelring steigt aber, selbst bei Anwendung von Acetylen-Explosionsgeschossen, höchstens bis 1000 Meter auf, erreicht daher meist nicht die Wolkenregion, bleibt also wirkungslos. Mit dem auf den Kriegsschauplätzen unterhaltenen höllischen Geschützfeuer läßt sich nun dieses äußerst geringfügige, sporadische Wetterschießen nicht im entferntesten vergleichen; wir dürfen deshalb aus der Erfolgslosigkeit des letzteren keineswegs auf eine Wirkungslosigkeit des ersten schließen. Versuche von dem Umfang eines Trommelfeuers sind natürlich wegen der enormen Kosten, die den Nutzen weit übersteigen würden, schlechterdings unausführbar; dagegen erscheint es im Interesse der meteorologischen Wissenschaft wünschenswert, die hier vermutete Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins von Beziehungen zwischen Krieg und Witterung durch weitere Beobachtungen und Untersuchungen möglichst einwandfrei festzustellen.

## Mazedonischer Salat.

Reiseerinnerungen von Hermann Wendel, M. d. R.

Im Café „Macedonia“, das alles hält, was sein Name verspricht, dicht am Belgrader Markt, wo papageienbunte Bäuerinnen und schokoladenfarbene Bauern Spanferkel und Gänse, Butter und Eier, Melonen und Tomaten feilbieten, aß ich zum ersten Male einen mazedonischen Salat. Brrrr — die Tränen schossen mir nach dem ersten Bissen in die Augen. Denn mazedonischer Salat ist ein teuflisches Gemisch von Paprika — roh, in Schotenform! — und Paradiesäpfeln und noch einmal Paprika und Gurken und wieder Paprika und Zwiebeln und immer mal wieder Paprika, das Ganze mit viel Essig und viel Pfeffer durcheinandergewirrt — man fügt zum Schluß wohl auch noch etwas Paprika hinzu. Die Wirkung dieses sehr balkanüblichen Gerichts ist, daß sich der Esser erst die Lippen verbrennt, dann die Zunge, dann den Gaumen, dann die Speiseröhre, dann den Magen und sich schließlich vorkommt wie ein Feuerfresser auf einem deutschen Jahrmarkt, und wenn es eine Hölle gibt, so wie Th. Th. Heine sie im „Simplicissimus“ zu zeichnen pflegt, mit zottigen, klumpfäßigen, gehörnten Burschen als Einbeizern, so sind die armen Sünder dort sicher gezwungen, zur Strafbesserung tagaus tagein mazedonischen Salat herunterzuwürgen. Feuer von außen, Feuer von innen! Aber nicht was Würze und Wirkung angeht, soll, was hier folgt, mit mazedonischem Salat verglichen werden, sondern nur in dem, was das Anterhant und Durcheinander betrifft. Die Ueberschrift stimmt also nicht ganz, aber da in Mazedonien vieles nicht stimmt, mag es schon hingehen.

Was an den Triften und Bergen Mazedoniens den Gasser der Großstädte unwiderstehlich anzieht, ist ihre Waldursprünglichkeit und Unberührtheit. Auf den Schneehängen des Schar Dag gibt es noch keine Lurus-hotels mit Lift, elektrischem Licht und Warmwasserheizung, mit betrettem Portier und befräkten Kellnern. Ganz im Gegenteil! Wo in irgend einem Nest abseits der Eisenbahn eine Unterkunft sich „Grand Hotel“ oder „Hotel Europa“ nennt, kann man einen n'e fehenden Schwur darauf ablegen, daß es sich um eine verfallene, verdreckte, verlaufte Brotterbude handelt, in der jener biedere Eingeborene, der Pförtner, Kellner und Hausknecht in einem ist, den dringenden Wunsch weckt, die Zimmertür möchte wenigstens nachts verschließbar sein. Aber man gewöhnt sich an dieses, an mazedonischen Salat und anderes. Der Zusammenhang ist hier nicht an den Saaren herbeigezogen, denn was in den Werten des Landes eines Fremdlinges mit süßem westeuropäischen Blut harret, gleicht darin dem mazedonischen Salat, daß es auch brennendes Feuer erzeugt, nur im Blut und nicht in der Gurgel. So viel Dautzen freilich, wie sich aus gewissen Wühlblättern im Deutschland schließen ließe, gibt es auf dem ganzen Balkan nicht, aber ich habe doch in mancher albanischen Hütte ansehnliche Exemplare träumerisch betrachtet, alte, weiterhartie, braune Burschen, denen es auf eine Blutrache mehr oder weniger nicht ankam.

Auch mit des Leibes Nahrung und Notdurft ist es nicht überall untüftlich bestellt. Eines heißen Zimittages zog ich die Straße von Verissowitsch nach Prizren fürdaß.



Vor der Abfahrt gab ich meinem Begleiter, einem mazedonischen Bulgaren, der sich in Berlin von der deutschen Zivilisation ziemlich gründlich hatte beledet lassen, den Auftrag, handfeste Wegzehrung einzuhandeln. Auf seine Umsicht vertrauend, streckte ich mich wohlgenut in dem federlosen Wägelchen aus, das munter mit uns über Stock und Stein dabonhumpelte. Als nach mancher Stunde Fahrt — die Ernosseba war durchquert, und stimmernd in dem unbarmherzigen Mittagssonnenglast lag die weite Hochebene vor uns, an deren anderem Ende sich mit weißen Mauern und Minarets Prizren erheben mußte — der Wagen knurrte laut von sich gab wie ein gereizter Fuhrmannsspiß, winkte ich meinem Kamulus. Pfliffig lächelnd breitere er vor mir aus 1. einen Laib Brot, 2. einen Hammelschädel, 3. sechs Flaschen Münchner Bier, in Saloniki auf Flaschen gefüllt, und war jeder Anerkennung und jedes Dankes gewiß. Aber der Schaustopf — ich meine den wirklichen! — enthielt zum Glück nur wenig Fleisch, denn er gemahnte allzu deutlich an das Bibelwort: „Siehe, er riechet schon!“, das Münchner Bier hatte durch die Mittagsglut die Wärme eines normalen Vollbades angenommen und gärte und schäumte, und nur das Brot war leidlich genießbar. Als wir unterwegs in einem Gehöft Eßbares dazu einhandeln wollten, förderten wir nichts zutage als ein winziges Stück Ziegenkäse, und siehe! auch von ihm galt das herangezogene Bibelwort in vollem Maße. Nur den vorzüglichen türkischen Kaffee findet man überall, der brühheiß mit einer Neschelle in ganz winzige Täßchen gegossen wird und der stark wie Schnaps ist, jener Kaffee à la turca, für den die Donau die Grenze zu sein scheint, denn während man ihn in Belgrad überall, auf Verlangen oder auch gegen seinen Willen, vorgelegt bekommt, schaut man sich in Semlin, unmittelbar gegenüber auf dem ungarischen Ufer, vergeblich die Augen danach aus.

Mit dem Alkohol auf dem Balkan hat es eine absonderliche Verwandnis. Es gibt gute Kenner des Mohammedaners, die behaupten, daß er sich im allgemeinen streng an das vom Koran erlassene Verbot geistiger Getränke halte. Seit ich freilich in einer österreichischen Bierkantine zu Stambul augenzwinkernd mit Ahmed Effendi aus dem bosnischen Trebinje gefessen hatte, der sich als starrer Moslem entrüstet weigerte, im heiligen Monat Ramasan auf der Straße eine Zigarette zu rauchen, seitdem brachte ich Koran und Alkoholverbot immer mit dem Spruch von den öffentlichen Wasserpredigern und heimlichen Weintrinkern zusammen. In Albanien aber fand ich alle meine Erwartungen übertroffen. Im Vilajet Stutari, das damals in Aufruhr und Belagerungszustand war, nächtigte ich einmal bei einem türkischen Bataillon, das hier zur „Veruhigung“ aufständischer Bergstämme lag. Die Offiziere luden mich zum Abendessen, eine Art Soulasch erschien auf dem Tisch, und ehe ich mich versah, hatte ein Leutnant eine noch nicht angebrochene Flasche Mastix entfort. Bescheiden erhob ich Einwendungen, in dem Glauben, solches geschehe mir zu Ehren, aber die „zwei Leutnants rosenrot und braun“, wie es bei Villencron heißt, erklärten mit befremdetem Blick diesen scharfen griechischen Schnaps für ihr gewohntes Abendgetränk. In der Flasche blieb auch nicht ein Tropfen. Später, in Stutari, saß ich oft mit den Offizieren vom Stabe Torgbut Schewlet Paschas, des Oberkommandierenden der Operationstruppen, im „Hotel Europa“ beim goldgelben Budapest Bier. Ein Hauptmann, der zur Oberndorfer Mausefabrik kommandiert gewesen, schwärmte dabei in echt schwäbischer Mundart von dem „Mojcht“, den er dort getrunken, und ein anderer Hauptmann, nicht zum Stabe gehörig, schüttete den Schnaps, wolkig gurgelnd, aus Wassergläsern herunter, bis er mit zunehmender Bezechtheit und abnehmender Kenntnis des Deutschen stets plumper vertraulich wurde und dem Tischnossen vorschwagte: „Reden wir wie Bruder! Reden wir Philosophie!“ So ging es Abend für Abend. . . . Bei denselben Männern hat Dr. Saech-

Pascha, der auf die Einhaltung des Alkoholverbots Stein und Bein schwört, seine gegenteiligen Erfahrungen gemacht, und da er ein ehrlicher und kluger Mann ist, liegt hier ein Rätsel vor, das ich nicht anders lösen kann als mit einem wackeren: Na Prost!

Allerdings kann man selbst in Albanien auch ganz bequem reisen. Von einer sehr preußischen Dame, der Gattin des deutschen Vertreters bei der albanischen Grenzvermessungskommission von 1914, las ich ein bezeichnendes Büchlein. Diese Dame durchstreckte die albanische Wildnis unter dem Schutzgeleit von dreihundert Soldaten und mit Gepäck auf sechs Tragtieren; tagsüber wurde sie verpflegt: morgens mit Milchlatsee, zwei Eiern und Marmelade, um zwölf Uhr mit Suppe, Fleischgericht und süßer Speise, um fünf Uhr mit Tee, Kets und Marmelade, um siebenhalb Uhr mit zwei Fleischgerichten Käse und Kaffee; wenn sie Durst hatte, konnte sie sich mit frischem Pilsner und eisgekühltem Selt erquiden, und ehe sie sich nachts in ihrem Zelt aufs Kubelager streckte, hüllte sie sich zum Schutz gegen Frost in einen Schlafanzug, eine wollene Unterjacke nebst Bloomers, einen Sweater, zwei wollene Decken und noch in eine Pelzjacke — mein Liebchen, was willst du mehr? Aber dann ist es auch überflüssig, nach Albanien zu reisen, denn man kann sich ebenso gut in ein Berliner Kino setzen, wenn ein albanischer Film vorgeführt wird und nachher bei Joshi Kaffee trinken, aber keinen à la turca, und bei Hiller zu Abend essen, aber keinen mazedonischen Salat.

Daß Losgelöstsein von allen Fesseln westlicher Zivilisation berleiht ja gerade dem Schweifen in diesen einsamen Strichen seinen tiefsten Reiz. Wie prickelt es im Blut gleich Champagner, wenn man in ganz zarter, bläuhauer Morgenröthe aus einer albanischen Stadt hinausreitet, um durch das Stromgebiet des schwarzen und weißen Drin zur blauen Adria zu ziehen, begleitet von einem Miriditen, als des Gepädperds Hüter, und zwei Suwari, heritkenen türkischen Gendarmen, die einem der Mittelfaris — Regierungspräsident des Bezirks ausgenötigt! Wie dreht man sich im Sattel noch einmal um und winkt nach Europa zurück, von dem man sich jetzt für Tage trennt — kein Botschaft, kein Brief, kein Telegramm ereilt dich hier, und du bist ganz auf dich gestellt! Es ist ein Mitt ins Ungewisse, denn der türkische Oberst in Prizren sagte abschließend: Es heißt, die Miriditen sind in den „Bergen“, das will sagen: sie rebellieren wieder einmal gegen die Steuereintreiber und Rekruten-aussheber des Großherrn in Stambul und schießen scharf auf jeden Gauch, der sich auf den schmalen, unwegbaren, mit Geröll besäten Saumpfaden in ihrem Bereich bilden läßt. Aber auch wenn oben keine Flintenläufe lauern, gilt es die Zähne zusammenzubeißen, flettert man auf solch abenteuerlich schmalen Pfaden, oft an tollen Abgründen entlang, auf ein schnelles Bergpferdchen geftemmt, gipfelan und gipfelab. Auf der zweiten Tagesreise zwischen Prizren und Stutari stürzt der Weg von 256 m Höhe bis zu 190 m herunter, schnell dann empor auf 680 m, geht abwärts auf 470 m, aufwärts auf 690 m, abermals aufwärts auf 950 m, dann in zwei Sprüngen abwärts auf 750 und 550 m, aufs neue hinauf bis 870 und 964 m und schließlich nochmals herunter bis 752 m — dann ist man mit einem ehrlichen: Uff! am Tagesziel angelangt. Was der Fürst Bildler-Mustau, der vor Jahrzehnten als „Veranlagter“ die weite Welt durchstreckte, von schwindelnden Ritten an griechischen Berggründen entlang erzählte, trifft auch auf die albanischen Gebirgsstege zu: „Das erste Mal stieg jeder ab, und wir stiegen die Tiere, ohne sie auch nur am Zügel zu fähren, ganz frei hinübergehen. Da ich jedoch sah, wie vorsichtig und geschickt sie sich dabei benahmen und fast sicherer als wir selbst schritten, so habe ich mich nachher meinem Tiere immer sorglos anvertraut, mit der einzigen Rücksicht, soviel wie möglich jede Bewegung darauf zu vermeiden und ihm völlige Zügelfreiheit zu lassen, nur darauf bedacht, bei einem etwaigen Falle des Pferdes wo



möglich mich selbst zu retten, aber keineswegs die Katastrophe durch meine Reiterkünste verhindern zu wollen." Aber auch dieses ins Schicksal ergebene Vertrauen auf das Reittier geht über die Nerven, und selbst die Eingeborenen atmen auf, wenn sie solche Wegstrecken hinter sich haben. — A eje bur i fork? A keni mujit? Bist du ein starker Mann? Hast du's gekonnt? So grüßt der Albaner den mit leuchtenden Lungen Ankommenden. Po, Kadal, Kadal! Wohl, aber langsam, langsam! lautet die Antwort, und das Lob zögert nicht: A eje bur! Du bist ein starker Mann!

Die Sprachenfrage ist ein ziemlich verzwicktes Problem auf dem Balkan, schließlich ein Ausfluß der Nationalitätenfrage ist. Diese Nationalitätenfrage ist heute wieder von schwerwiegendster Gegenwartsbedeutung, da der Abschluß des Weltkrieges eine Erledigung des Nationalitätenstreits in Mazedonien mit sich bringen muß. Ob die Bulgaren oder die Serben mit ihren Ansprüchen Recht haben, läßt sich leicht dahin beantworten: Keiner von beiden! Denn die Bevölkerung Mazedoniens ist weder ausgesprochen bulgarisch, noch entschieden serbisch, sondern eine Vorstufe von beidem. Durch die lange Türkenherrschaft etnionationalisiert, infolge ihres Alphabetentums noch nicht zu neuem Nationalbewußtsein erwacht, ist diese Bevölkerung nichts als mazedo-slawisch und vermag sich, nach Mundart wie Gebräuchen, ebenso leicht nach der Richtung des Bulgarischen, wie des Serbischen fortzuentwickeln. Mit Nationalitätentabellen läßt sich diese Frage also nicht entscheiden, zumal sie samt und sonders Ausgebirten einer überhitzten Phantasie sind und eine richtige Volkszählung in Mazedonien nie stattgefunden hat. Was meine persönlichen Erfahrungen angeht, so kommt man in den größeren Städten der slawischen Balkanstaaten, sowohl in Serbien wie in Montenegro und Bulgarien, mit Deutsch fast überall sehr gut durch; in Mazedonien tut Serbisch oder Bulgarisch gute Dienste, während die Kenntnis des Türkischen nicht viel weiterhilft. Fragend ein gebornes Sprachgeseß aber scheint da unten zu sein, daß der Mazedonier just die Sprache, die man bei ihm voraussetzt und in der man ihn anredet, nicht versteht und nicht spricht. Auch mit der Sprache, die internationaler ist als Esperanto und Jdo, mit der Zeichensprache, hat es seine Nuden. Es merkt sich zwar sehr leicht, daß der Orientale zum Zeichen der Vereinnahmung mit dem Kopf nicht, zum Zeichen der Befahrung den Kopf schüttelt; aber was dann, wenn der Balkaner einen Schimmer von Europas überlindeter Höflichkeit hat und dir zu Ehren die westlichen Kopfbewegungen anwendet, während du die orientalischen bei ihm voraussetzt und sein Schütteln als Ja, sein Nicken als Nein deutest? Einmal in meinem Leben kam ich auch dazu, das auf dem Pannal mühsam erschwitzte Latein als Verkehrssprache zu benutzen. Nach einem langen, anstrengenden Wirt — die Matenfonne legte einem schon eine recht warme Hand ins Kreuz — langten wir an einem idyllischen albanischen Pfarrhof an. Der Pfarrer, ein Ordenspriester, Franziskaner vermute ich, trat vor seines Hauses Schwelle, wir begrüßten uns und öffneten gleichzeitig die Lippen. Er begann mit albanischer Rede, ich antwortete mit türkischen Brocken, er versuchte es mit Italienisch und ich entgegnete Französisch — so schlug sich keine Brücke der Verständigung. Da fiel mir zur rechten Stunde ein, daß ein Diener der römischen Kirche doch in der Sprache der alten Römer beschlagen sein müsse und schon stammelte ich etwas von lingua latina uti. Freudig kopfschüttelte er sein Utique! Utique! Ja! Ja! Ich sprach weder mit der Gewandtheit, noch der Fehlerlosigkeit eines Cicero, aber was ich zuwege brachte, reichte, um ein leiblich flüssiges Gespräch nicht nur über den gastfreundlich aufgetischten Eierkuchen, Salatwurstzöpfe und Landwein, sondern auch über allerhand politische Fragen zu führen. Der Vater Konstantini Ghecov war ein auch schriftstellerisch tätiger Vorkämpfer des albanischen Nationalismus, der keine Zukunft haben kann, weil die

Arnauten noch auf einer allzu niedrigen Entwicklungsstufe stehen, um in absehbarer Zeit zu einem nationalen Zusammengehörigkeitsgefühl zu erwachen. Ihr trauriges Schicksal ist, in andere, entwickeltere Völker eingestampft zu werden. Sie werden verschwinden wie die Indianer Nordamerikas, denen sie nach Sitten und Gewohnheiten ähneln; einzelne wilde Stämme tragen sogar auf glattrasiertem Schädel einen Schopf wie eine leibhaftige Skalplocke.

Aber auch das Schicksal Mazedoniens ist traurig, selbst wenn man außer acht läßt, daß das Land jetzt wieder zum soundsovielsten Male Einsatz beim blutigen Würfelspiel ist. Wir Westeuropäer sind sehr leicht geneigt, die Sonderheiten eines wachsenden, hodenständigen Mazedoniens zu belächeln oder zu belachen. Ihre Schlaflosigkeit, Unzuverlässigkeit und Unpünktlichkeit nehmen wir mit Heiterkeit hin. Wir freuen uns geradezu, daß es noch Naturkinder gibt, denen der Sinn für Zeit und Zahlen abgeht. In der Kaserne und in der Fabrik hat man uns Pünktlichkeit und Ordnung anezogen. Aber kommt der Mazedonier heute nicht, so kommt er morgen, und wenn du ihn fragst: Wie hoch ist jener Berg?, so steht er erst gar nicht hin, sondern sagt gleichgültig: 1000 Meter!, sofern er guier, und: 500 Meter!, sofern er schlechter Laune ist. Oder man reitet durchs Land, weit hin durch starre Dede. Nach der Karte, die freilich oft trügerisch ist, mühte längst ein Dorf gekommen sein, und da man Hunger- und Durstgefühl feststellt, fragt man den mazedonischen Begleiter, wie weit entfernt Jeniköj noch sei. „Noch eine halbe Stunde!“. Man trabt weiter, eine halbe Stunde, dreiviertel Stunden, eine ganze Stunde, und da man schließlich ungeduldig herumfährt: „Wie lange jetzt noch?“, erhält man die seelenruhige Antwort, daß es jetzt noch eine gute Stunde sei! Mein Freund Robert Gröbisch, Reisegefährte auf einer solchen Fahrt, pflegte zu sagen, in Westeuropa stelle der Sozialismus das Recht auf Arbeit, in Mazedonien das Recht auf Faulheit als erste Forderung auf, und der Achtstundentag werde den Mazedoniern in der Formel nahegebracht: Acht Stunden Erholung, acht Stunden Schlummer, acht Stunden Schlaf! Aber auch mit guten Wägen kommt man der stillen Tragik nicht bei, die in der steten Sonntagsnachmittagsruhe des Landes und der freiwilligen oder erzwungenen Arbeitslosigkeit seiner Bewohner steckt. Man denkt an die Säge, die zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts der amerikanische Volkswirt Carey über einen anderen Teil der europäischen Türkei schrieb: „Das fruchtbare Gebiet der unteren Donau, einst der belebte Schauplatz der römischen Industrie, liefert jetzt nur den särglichen Unterhalt für einige serbische Schweinehirten und wallachische Bauern.“ Auch Mazedonien war im Altertum und Mittelalter ein reiches Land, von mannigfachen Handelsstraßen durchkreuzt, bis sich die Türkenherrschaft gleich einer „Schuttlawine“, um das Wort Treitschkes zu brauchen, auf diese blühenden Gefilde niedersenkte und für Jahrhunderte jede Entwicklung verbot und jeden Aufstieg hemmte. Serben und Bulgaren waren nach dem Ergebnis von 1912 eben drauf und dran, die Hilfsquellen Mazedoniens ergiebig zu erschließen, als der Weltkrieg und mit ihm eine neue Schuttlawine kam. Abermals ist Entwicklung und Aufstieg um Jahrzehnte zurückgeworfen, denn nach dem Friedensschluß haben wir kaum die Mittel, in Westeuropa die Kulturattività wieder aufzunehmen, geschweige in Mazedonien!

Um so bewundernswerter ist, daß selbst in diesen toten, zurückgebliebenen und verödeten Landstrichen der Sozialismus sein Haupt zu erheben beginnt. Da er entweder von Belgrad oder von Sofia aus befruchtet wird und die serbischen, aber auch die bulgarischen Sozialdemokraten stark unter deutschem Einfluß stehen, verleiht auch der mazedonische Sozialismus nicht die Tatsache, daß die großen Erwecker der Arbeiterklasse Deutsche waren. In dem Vereinszimmer des sozialdemokratischen Klubs von



Ueßfuß, das ich im Sommer 1910 zum ersten Male betrat, hingen die Bilder von Marx, Lassalle und Bebel, und mit einer Art Ehrfurcht bestaunte und begrüßte uns deutsche Sozialdemokraten das dünne Häufchen, das sich, Serben, Bulgaren, Griechen, Türken und ein Albaner sogar, hier um die rote Fahne scharte. Eines Sonntags nachmittags sprachen wir gar vor ein paar Duzend Hörern in dem kleinen Gärtchen hinter dem Klublokal, schräg gegenüber von der Bude, wo abends zuvor noch die Derwische uns mit ihren mittelalterlichen Heul- und Tanz-erzittern entsetzt hatten — so nahe beieinander zehntes und zwanzigstes Jahrhundert!

Schlicht und einfach sprachen wir. „Von Westen kommen wir her, weit von drüben, und von euch, die ihr vor uns sitzt, trennt uns Sprache, Rasse und Nation. Aber wir sind alle verbunden durch ein Band und verstehen uns in einer Sprache: der des Sozialismus. Uns, die wir aus einem Lande stammen, in dem bei den Wahlen die Sozialdemokratie mehr als drei Millionen Stimmen aufbietet, erfüllt es mit Freude, hier an der Grenze der Zivilisation auf Vorposten der großen Armee des internationalen Sozialismus zu stoßen. Wahrhaftig habt ihr es nötig, euch in seinem Zeichen zu sammeln. Denn einmal bedrängt euch der europäische Kapitalismus. Das vielgerühmte „Konzert der Mächte“ ist nur eine Interessengemeinschaft des westeuropäischen Kapitals zur Ausbeutung des Orients. Aber bald werdet ihr auch den Kapitalismus naturwüchsig im eigenen Lande haben. Die jungtürkische Revolution hat kapitalistischen Hintergrund. Jetzt herrscht hier oft Mord und Brand, und unter dem Vandalenunwesele blühet euer fruchtbares Land aus tausend Wunden. Doch die kapitalistischen Räuberbanden werden noch grausamer unter euch hausen, als gestern die Armanen. Haben sie wohl Gefangenen Nasen und Ohren abgeschnitten, so wird euch morgen die Maschine im Dienst des Kapitalismus verstümmeln und die Glieder vom Leibe reißen. Wehrt euch dagegen!“

Schließt euch zusammen! Nicht um bei der primitiven Agrarwirtschaft zu beharren, in deren Schummer das Land jetzt versunken ist, sondern um mit möglichst geringen Schmerzen die Entwicklung zurückzulegen, nach vorwärts, zum Sozialismus! Der Sozialismus will kein Drogen-geflücht von Menschen; er will, daß alle arbeiten, aber auch, daß alle die Früchte ihrer Arbeit genießen. Ringsum im Lande steht Weizen und Mais genug auf den Feldern, euch alle satt zu machen. ... Schließt euch zusammen! Ein westeuropäisches Schlagwort nennt den Balkan den politischen Wetterwind Europas. Arbeit, schafft, wirkt, daß er der Wetterwind der proletarischen Revolution werde!“

Am zur rechten Zeit die Versammlung zu erreichen, hatten wir sechs Stunden im Sattel gefessen, und zehn Stunden in einem federlosen Karren rädern lassen und drei Stunden im Zug gegen die mächtig andrängende Müdigkeit gekämpft, aber jetzt spürten wir nichts mehr von Schläfrigkeit und wehen Knochen; nur die Flamme fühlten wir, die in uns allen brannte. In Serben, Bulgaren, Griechen, Türken, Albanern und in uns Kommunisten deutschen Stammes — es lebe die Internationale!

Damals hauste noch der türkische Wali im Konak von Ueßfuß, und jeden Tag bei Sonnenufergang schrie die auf der Zitadelle aufmarschierte Garnison ihr: Lang lebe der Padischah! über die schweigende Stadt hin. Damals kamen im Herbst 1912 mit reißigem Kriegsvolk die Serben, um im Herbst 1915 von den Bulgaren mit Waffengewalt wieder vertrieben zu werden. Daries Kriegsschicksal war der Stadt am Bardar beschieden. Wohin mag der Westensturmwind jenes Häuflein von Serben, Bulgaren, Griechen, Türken und Albanern auseinandergeblasen haben, das damals so gläubig an unseren Lippen hing, in dem kleinen Gärtchen an der staubigen Bahnhofsstraße von Ueßfuß, dicht bei dem Versammlungsraum der Derwische?

## Die Schwammerlsupp'n.

Von Rudolf Greinz \*)

Die jungen saubern Sennerinnen auf unsern Almnen werden immer seltener. Eigentlich gibt es sie schon so gut wie gar nicht mehr, weil es der hochwürdige Herr Pfarrer gewöhnlich nicht duldet von wegen der Moral. Dafür haufen die ältesten „Kasselscheiter“ da droben in lustiger Höhe. Und wenn sich schon einmal was Jüngeres hinauf verirrt hat, dann ist es gewiß so häßlich, daß jede sündhafte Ansehung von vornherein ausgeschlossen erscheint.

Die Almposetten von der schönen Sennerin gehören daher schon ziemlich dem Reiche der historischen Dichtungen an, und das Sprüchlein: „Auf der Alma gib's foa Sünd!“ hat eine ganz andere Bedeutung gewonnen, als sie ursprünglich vermeint war. Soll einer sündigen, wenn absolut keine Gelegenheit dazu vorhanden ist!

So gab es auch auf der Deischenalm des Schwantlerbauern keine Sünden. Wenigstens in gewisser Hinsicht nicht. Der Schwantler war der reichste Bauer im Dorf und besaß die größte Alm in der ganzen Gegend. Eigentlich eine kleine Niederlassung von Almhitzen, sogenannten Kasern, mit weitem liegenden Bergmähdern und Matten.

Die Hauptrolle auf der Deischenalm spielten der alte Senner Luis und die Wirtschaftlerin Erina, beide schon Sechziger, beide knochig und hager, aber noch recht rüstig. Um sie gruppieren sich die verschiedenen andern Dienstboten der Almwirtschaft, die nicht nur Kühe, sondern auch Schafe, Ziegen und Schweine umfaßten. Jedes Viehzeug hatte wieder seine eigenen Hüter.

Da war eine Melkerin und eine Stalldirn, die eine alt, die andere noch unter dem kanontischen Alter, jedoch

schießend, blatternarbig und mit zwei großen Kröpfen ausgestattet. Ein Schafhirt, der noch einen Hüterbuben unter sich hatte, waltete seines Amtes; dann hausten auf der Alm zwei Goasbub'n. Die Schweine befanden sich unter der Obhut der sogenannten „Fackeldirn“, deren fleiblicher Name völlig zu ihrem Neuberer paßte. Der Senner hatte zwei Gehilfen, die Wirtschaftlerin eine Hausdirn.

Endlich war noch ein Kühhua vorhanden. Wenigstens hieß er so. Den Quab'n hätte ihm allerdings niemand angesehen, denn der Much\*) hatte schon seine Fünfziger am Buckel. Da er jedoch zeitweilen nie was anderes gewesen war als Kühhua, so blieb dem Hirten dieser Titel auch in gereifteren Jahren. Der Much war ein lediges Kind. In seiner Jugend hatte er sich als Hüterbua bei den Bauern durchgebracht. Später war ihm von seinem Vater ein ganz kleines Vermächtnis zugefallen, das es ihm ermöglichte, im „Inghaus“ bei einem Bauern zu wohnen. Dort hatte er eine Kammer und wirtschaftete und kochte sich selbst.

Im Winter pflegte er zu privatisieren. Wenn dann der Zug auf die Almnen begann, litt es den Much nicht mehr länger im Tal. Er verdingte sich regelmäßig über Sommer als Almhirt. Das gab einen hübschen Zuschnitt. Beliebt war der Much fast nicht, denn er war geizig und ungeheuer gesträkig. Die Arbeitskräfte am Land sind aber rar. Da sann der Bauer nicht wählerisch sein. Der Much fand daher immer gutgezahlte Dienste. Auf der Deischenalm war er nun schon den dritten Sommer.

Nach außen sah der Much keineswegs einem Geizhals ähnlich. Was dieses Laster an ihm zehrte, das erstickte

\*) Aus Greinz' lustigen Tiroler Geschichten. Verlag von L. Staadmann in Leipzig.

\*) Michel.



er durch eine andere der sieben Todsünden, durch Graß und Löflerei. Die gedrungene Gestalt des Muck war rund und wohlgenährt. Das Rundeste und Kugeligste an ihm war aber sein riesiger Schädel, der völlig einer Kegelfugel gleich. Der Vergleich gewann an Wahrheit, wenn man die riesige Glah'n des Muck mit in Betracht zog. Gesicht, Stirn, Glah'n hatte so etwas recht Fettes, Glänzendes, Schmalziges. Das stimmte ganz mit der feilischen Verfassung des Muck. Sein Höchstes auf dieser Welt war eine schmalzige Kost. Wenn die Nudeln oder das Nuas in einem goldgelben See schwammen, dann hatte der Muck den Himmel auf der Erde.

Für den Muck war die Trina, die Umbäuerin, immer zu „g'sparig“. Er hatte regelmäßig was zu brummen, wenn er sich mit den übrigen um den Tisch in der größten Almshütte setzte, wo gekocht wurde.

Der Senn begte auf den Muck schon seit geraumer Zeit ein arges Mißtrauen. Voriges Jahr und vorvoriges Jahr hatte im Herbst an dem „Amnuben“, der Frucht der langen Sommerarbeit, an all den stattlichen Butterknollen, den saftigen Käsen, den appetitlichen Schmalzriegeln immer was gefehlt. Der Senn mochte noch so aufpassen. Das, was er im Herbst zu La brachte, stimmte nie völlig mit seinen Aufschreibungen. Es fehlten stets ein paar Käse, Butterknollen und Schmalzriegeln. Auch heuer konnte der Sennner Luis schon die und da einen kleinen Abgang feststellen. Sein Verdacht lenkte sich unwillkürlich auf den Muck. Warum hatte früher alles haarlein gestimmt, als der Muck noch nicht als „Mühbua“ auf der Detschenalm war? Ihn zu ertappen, war dem Luis trotz alles Aufpassens aber noch nie gelungen.

Die Trina hatte der Senn ins Vertrauen gezogen. Eines Abends entwarfen nun die beiden einen Plan, wie man dem Muck auf seine Schliche kommen könnte. Der Senn empfand ein solches Vergnügen über die ganze Idee, daß er sich mindestens eine Viertelstunde lang mit den knochigen Fäusten auf beide Knie schlug und dabei jedesmal schadenstrotz aufschrie.

Seit ein paar Tagen war ein herrischer Stadtfrad auf der Detschenalm zu Besuch. Ein „glasaugeter“ Professor, den die Almleute mit einem gewissen überlegenen Mitleid betrachteten. Ein solcher Mensch war entschieden zu bedauern, dessen Lebensaufgabe darin bestand, den ganzen Tag herumzustiefeln und jedem Graß und Blüeml nachzujagen. Besonders hatte es der Herr Professor auf die Schwammerln abgesehen, und gerade die giftigen Schwämme waren ihm die liebsten. Die sammelte er mit besonderer Sorgfalt und breitete sie an der Sonne zum Dörren aus. Der Sennner hatte dem „Glasaugeter“ gegen gutes Entgelt seine Kammer zur Verfügung gestellt und nächtigte seitdem in einem der Bettverschläge in der Almshütte.

Für heute mittag hatte die Trina eine schmackhafte Schwammerlsupp'n angekündigt. Die beiden Goasbuab'n hatten gestern aus den unter der Alm liegenden Waldbeständen einen schweren Rucksack voll frischer Steinpilze, Morcheln, Bärentapeln und Pfifferlinge mitgebracht.

Der Muck freute sich schon den ganzen Vormittag auf den Genuß. Wenn es etwas Extras gab, dann trachtete er stets, ein paar Minuten vor den übrigen beim Tisch zu sein, um womöglich noch vor dem Eintreffen der anderen und vor dem üblichen Tischgebet einige Löffel oder Broden mehr aus der dampfenden Schüssel zu erhaschen.

Nichtig gelang es dem Muck, als erster zu der Schwammerlsupp'n zu kommen. Noch niemand war da. Nicht einmal die Trina beim Herd. Die hörte der Muck in der Milchammer nebenan mit dem Geschirr klappern. Der Muck sog nicht lang den würzigen Duft der Suppe ein, sondern beeilte sich, einen Löffel zu ergreifen und von der Supp'n hinunterzuschlingen, so viel er konnte.

Jetzt stampfen auch die übrigen nach und nach in die Hütte. Der Muck legte mit einem neidischen Seufzer seinen Löffel weg und erhob sich zum Tischgebet. „Kamui hatten die Leute jedoch das Amen gesagt, als die Trina,

die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, aus der Milchammer gestürzt kam.

„Jessa! Marand! Josepp!“ rief die Wirtschaftlerin mit allen Anzeichen des Entsetzens. „Mührt's mir soaner dö Supp'n an! I hab' in der Eiu' und aus Versehen die giftigen Schwammerln vom Professor drunter g'schnitten! Weil er dös Giftzeug auch alleweil überall unanandliegen hat! So a Schreden!“ setzte sich die Wirtschaftlerin, als ob sie die Füße nicht mehr tragen würden, auf der Herdbank nieder. Von den Dienstboten hatte noch keiner Zeit gehabt, nach seinem Löffel zu laugen.

„Waaaas haast?“ stotterte der Muck, der plötzlich laßweiß wurde.

„Giftige Schwammerln sein in der Supp'n!“ bestätigte der Sennner Luis. „Gottlob hat noch soaner an Trop'n g'schluckt!“

„Aber i hab' davon g'sessen!“ stammelte der Muck, indem ihm die kalten Schweißtropfen auf die Stirn traten.

„Nachher bist hin!“ bemerkte der Schafhirt trocken, als ob es sich um die Feststellung einer vollkommen selbstverständlichen Tatsache handeln würde.

Jetzt bemächtigte sich der Weiberleut' am Tisch eine Aufregung.

„Ins Bett muß er! Schwizen muß er!“ meinte die alte Mellerin.

„Holt 'n Pfarrer! Holt 'n Pfarrer!“ rief die Fadenbirn.

Der Muck torfelte hinter dem Tisch hervor. Es war eine dumpfe Ueberzeugung in ihn gekommen, daß er vor allem einmal ins Bett müsse. Er schritt mechanisch nach der Thür, die in seinen Schlafraum führte, einen Holzverschlag, wo er gemeinsam mit dem Schafhirten seit Heulager mit einem rupfenen Leintuch darüber und einem wollenen Kogen zum Zudecken hatte. Die Dienstboten folgten ihm. Der Senn und die Trina voran.

In allen Gliedern schlotternd, froch der Muck unter den Kogen. Er wagte nicht, sich niederzulegen. Eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß er am ehesten aus diesem irdischen Jammerl abfahre, wenn er einmal zum Diegen komme. So lauerte er unter dem Bettfoden, eine wahre Jammergestalt. Der schmalzige Ton war völlig von seinem Schädel gewichen.

„Es hat mich! Es hat mich!“ winselte er. „Ich g'spar' schon das Gift!“

„Da nimn g'schwind das Del!“ kam die Hausdirn mit einem ganzen Suppenschöpfer voll Tafelöl. Der Muck würgte es hinunter.

„Holt 'n Pfarrer! Holt 'n Pfarrer!“ jammerte die Fadenbirn von neuem. „I bitt' dich, Muck, erwed' g'schwind vollkommene Reu' und Leid! Sonst ist' gefehlt. Sonst holt dich der höllische Schürmeißter!“

Der Muck bewegte die Lippen.

„Soll i dir helfen, G'wissen erforschen?“ erbot sich die Mellerin.

„Wart', Muck, i sag dir den Reichspfege! auf!“ meinte einer der Goasbuab'n.

„Noch a Del!“ stöhnte der Muck, dem die Augen vor lauter Angst aus seinem kugelrunden Gesicht traten. Die Hausdirn kam gleich darauf mit einem neuen Schöpfer voll Del.

„Was mußt auch immer der erste in der Schüssel sein!“ meinte der Sennner Luis vorwurfsvoll.

„Am g'schicktesten is, du machst g'schwind dein Testament!“ sagte der Schafhirt. „I bin immer deir guater Kamerad g'wesen! Kannst schon a bissel an mich denken! Dein neues Feiertagsg'wand vermachst mir? Gelt, Muck? Du brauchst es ja doch nit mehr!“

Der Muck krümmte sich auf seinem Kogen zusammen und spuckte empört nach der Richtung aus, wo der Schafhirt gleichmütig an der Holzwand lehnte. „Nix vermach' i!“ ächzte er. „Dir schon gar nit, du linker Schächer du!“

„I bitt' dich, Muck, huach nit!“ jammerte die Fadenbirn. „In ein paar Minuten kannst ja schon fertig sein!“



Herrgott, i g'spür's, i g'spür's!" hochte sich der Muck frampfhaft auf seinem Lager auf.

"Dein Geldl vermachst zum Guat'n!" redete ihm die Messertin zu. "A fromme Stiftung wird's Beste sein, und auf ewige Weltzeiten a Mess' für dei' arme Seel!"

"I vermach' nix!" schrie der Muck mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte.

"Nacht laßt's ihn in Ruah! Er wird ja ganz damisch! Schau's, daß es auht konnt's," schaffte der Sennner die Ebbatten aus der Kammer. "I will schon schau'n, ob dem Muck nimmer z' helfen is!"

"Hansl, hol' n' Pfarrer!" fahte die Hackendirn einen Goasbuab'n bei der Foppen.

Als die Trina mit den Dienstboten wieder im Küchenraum der Wm war, meinte sie: "Da brauch't's foan' Pfarrer! Der Muck ist pumperig'fund! Sag fest's ent nur nieder und laßt's ent die Schwammerlsupp'n quat schmeden! Sie is derweil g'rad' richtig ausg'föhlt!"

"Und die g'istigen Schwammerl?" fragte der Schafhirt mißtraulich.

"Is ja alles j'famm' nit wahr!" sagte die Trina. "Der Muck hat amal sein' Denzettel' brauch't! Des werdet's es vielleicht schon erfahren, warum!"

Unter den Dienstboten wollte sich ein Gelächter erheben, "Bist!" machte die Trina.

Unterdessen hatte sich der Senn in der Kammer drinnen auf das Lager des Muck gesetzt. "Reinst wirklich, i bin hin?" fragte der Muck nach einer ängstlichen Pause.

"Ja, wie is dir denn?" erkundigte sich der Senn.

"Hundsbübel!" söhnte der Muck und wischte sich mit dem Kopfen den Schweiß von der Stirn.

"Dös is a schlim'm's Zeichen!" sagte der Senn. "Da kann's auf einmal aus sein!"

"Heilige Mutter Anna!" jammerte der Muck. "I g'spür's schon! I g'spür's schon! Wann i nur noch beicht'n könnt'! Dö Sünden! Dö Tod'sünden!"

"Aha, druct dich 's Gewissen?" meinte der Senn mit einer gewissen Schadenfreude. "Hast vielleicht gar wen unbracht?"

"Dös nit!" erklärte der Muck.

"Oder hast was g'stohlen?" fragte der Senn wie ein Weichwaser.

"Dös nit!" ächzte der Muck.

"Muck!" sagte der Senn. "Erforsch' dei' G'wissen! Wenn d' vielleicht doch was g'stohlen hast, und du laugnest es in deiner Sterbtund', nachher mußt ewig braten im g'lebenden Höllentessel —"

"I bitt' dich, sei stad!" flehte der Muck.

"Und wenn der Teuffl nach dir langt mit feurige Kraff'n —" fuhr der Senn fort.

Den Muck schüttelte es unter seinem Kopfen. "I bitt' dich, hör' auf!" winselte er. "I will's ja bereuen! Dir sag' i's. Aber verrat' mich nit! Droben im Heustadl bei der G'schoh'wand, unterm Heu — drei Kas und vier Zieg'l'n Schmalz!"

"Und Butter foan'?" fragte der Senn.

"Butter foan'!" ächzte der Muck.

"Muck, wenn dich dann dem Teuffl sei' Großmuatter ins höllische Beck- und Schwefelbad eintaucht —"

"A Knödlern!" gab der Muck söhrend zu.

"Und wenn 's dich am Spieß bra'n —" fuhr der Senn unbarmherzig fort.

"Zwoa Knödlern Butter!" winselte der Muck.

"Und dich an beiden Hagen mit rotglühantigen Hufeisen b'schlag'n —"

"Drei Knödlern!" rief der Muck und sank erschöpft auf seinem Lager zurück. "G'wiss nit mehr! Bei meiner armen Seel'!"

In diesem Augenblick trat die Trina mit einem großen irdenen Hasen in die Kammer, in dem ein dunkles Gebräu brodelte. "Muck, trink!" meinte sie. "Dös hilft dir vielleicht wieder auf die Füßal! Der Tee macht Lote lebendig! Enzianwurzeln, Arnika, Schafgarben, Fochsamilien, Viehsalz und Wacholderbeeren — dös treibt dir 's Gist schon wieder auf!"

Der Muck schürfte gehorsam den Hasen aus. Dann streckte er sich auf seinem Lager und versiel alsbald in einen festen Schlaf. Machte es die ausgestandene Angst, der Tee oder das erleichterte Gewissen — der Muck erwachte erst am nächsten Morgen, als die frühen Sonnenstrahlen durch das enge Fensterl seines Holzverschlags fielen. Er war zwar schwach — so hatte ihn die fürchterliche Brähe der Trina schwächen gemacht — sonst fühlte er sich aber ganz gesund.

Sein Schlafkamerad, der Schafhirt, zog gerade die beschlagenen schweren Bergschuhe an. "Unserins hat foa G'glück!" sagte er. "I hab' mich schon so auf dein Feiertags'ward g'freut!"

Der Muck drehte ihm stumm und verächtlich den Rücken.

Das Hamsternest des Muck hatte der Senn noch am selben Nachmittag ausgenommen. Es stimmte alles genau. Seitdem hatte der Sennner Luis nit mehr einen Abgang am Almuuzen zu beklagen.

Dem Muck blieb die Geschichte mit der Schwammerlsupp'n natürlich kein Geheimnis. Er verbiß seinen Groll, verdingte sich aber im nächsten Sommer doch wieder auf die Detschenalm. Nach seinen langjährigen Eriadrungen war dort die Kost immer noch am besten und am schmalzigtsten.

## Der Sozialismus der Kirchenväter.

Die christliche Kirche versucht bekanntlich, den Sozialismus als etwas Sündhaftes hinzustellen. Insbesondere ist es das Zentrum, das seine Anhänger vor dem sozialistischen Gedanken ebenso warnt, wie vor dem Teufel, und wenn wir in christlichen Kreisen für die Sozialdemokratie sowie für die freien Gewerkschaften Mitaleieder werden, so wird uns oft entgegengehalten, daß die christliche Religion den Eintritt in die Reihen der sozialistisch gesinnten Arbeiter verbiete. Auch diejenigen, die an der Abschaffung des lieben Gottes und der Religion durch die Sozialdemokratie nicht mehr glauben, sind vielfach der Ansicht, ihre religiöse Ueberzeugung gestatte ihnen nicht, Anhänger des Sozialismus und Mitglieder der freien Gewerkschaften zu werden.

Es ist daher nützlich und notwendig, einmal den Nachweis dafür zu erbringen, daß eine Reihe Kirchenväter, deren Namen in der christlichen Kirche einen sehr guten Klang haben, Anhänger des Sozialismus gewesen sind. Natürlich gibt es auch heute eine Anzahl frommer Leute, selbst Kapläne und Pfarrer, die offen für

die sozialistischen Ideen eintreten. Aber die sozialistischeren Christen sehen diese tapferen Leute als "Verirrte" an. Nun hat es aber eine Reihe Verteidiger des sozialistischen Eigentums gegeben, die heute von der katholischen Kirche als Heilige verehrt werden. Diese wird man daher nicht kurzerhand abtun können.

Daß die ersten Christen, die dem Proletariat angehörten, Kommunisten waren, ist allgemein bekannt. Die Apostelgeschichte gibt darüber Auskunft; sie sagt: "Sie beharrten aber in der Lehre der Apostel und im Kommunismus, im Brotbrechen und den Gebeten. . . . Alle aber, die gläubig geworden waren, besaßen alles gemeinsam, und sie verkauften ihren Besitz und ihr Eigentum und verteilten dieses nach dem Bedürfnis eines jeden. . . ."

Die Christengemeinden verloren wohl bald den kommunistischen Charakter, aber die kommunistischen Ideen lebten fort, und selbst Päpste haben das Gemeineigentum als das einzig richtige anerkannt.



So sagte Papst Clemens der Heilige: „Der Gebrauch aller Dinge in der Welt soll gemeinschaftlich sein; nur die Ungerechtigkeit hat dies und jenes in Einzelbesitz genommen.“

Papst Gregor der Große erklärte: „Sie sollen es wissen, daß die Erde, wovon sie ja abstammen und gemacht sind, allen Menschen gemeinschaftlich ist, und daß daher die Früchte, welche die Erde erzeugt, allen ohne Unterschied gehören sollen.“

Der Heilige Augustinus predigte: „Weil das individuelle Eigentum existiert, existieren auch die Prozesse, die Feindschaften, die Zwietracht, die Kriege, die Aufstände, die Sünden, die Ungerechtigkeiten, die Mordtaten. Woher kommen all die Geißeln? Einzig von dem Eigentum. Enthaltet wir uns also, meine Brüder, ein Ding als Eigentum zu besitzen, oder wenigstens enthalten wir uns, es zu lieben.“

Der Heilige Ambrosius, Bischof von Mailand, ein berühmter Kirchenlehrer, schrieb: „Die Natur gibt alle Güter allen Menschen gemeinsam. Denn Gott hat alle Dinge geschaffen, damit der Genuß für alle gemeinschaftlich sei und damit die Erde zu gemeinsamem Besitztum werde. Die Natur hat also das Recht der Gemeinschaft erzeugt, und es ist nur die ungerechte Annahme, welche das Eigentumsrecht erzeugt.“

St. Johannes Chrysostomos sagte: „Nenne niemand etwas sein eigen, von Gott haben wir jegliches zu gemeinsamem Genuß empfangen und Mein und Dein sind Worte der Lüge.“

Dieser Kirchenvater zog sich den Haß der „höheren Klassen“ und auch eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung und „Verschleuderung von Kirchengütern“ zu. Selbstverständlich unterschreiben wir nicht alle obigen Aeußerungen. Es ist zum Beispiel unrichtig, das Aufkommen des Privateigentums auf die Ungerechtigkeit zurückzuführen. Aber alle genannten Geistlichen sind Anhänger des Kommunismus. Ihnen ist auch nicht entfernt der Gedanke in den Sinn gekommen, daß das Gemeineigentum den religiösen Grundfäden zuwiderlaufe. Das Gegenteil ist der Fall. Sie haben zum Ausdruck gebracht, daß ein wahrer Christ kommunist sein soll.

Einer der glänzendsten Verteidiger des Kommunismus war der englische Lordkanzler Thomas Morus, der am 6. Juli 1535 als Märtyrer der katholischen Kirche auf dem Schafott starb. Er hatte sich aus politischen, wirtschaftlichen, aber auch religiösen Gründen der Einführung der Reformation in England widersetzt und mußte daher wegen „Hochverrats“ den Tod unter dem Beile des Henkers erleiden. Thomas Morus war kein blinder Verehrer des Königtums von Gottes Gnaden. So schrieb er:

- „Unter vielen Königen findet man kaum einen
- Wenn man einen findet — dem sein Reich genügt.
- Unter vielen Königen findet man kaum einen
- Wen man einen findet — der sein Reich zu regieren versteht.“

Als Thomas Morus lebte, befand sich die kapitalistische Produktionsweise erst in ihren Anfängen. Morus erkannte aber ihre Schäden an. In seinem Buche „Utopia“, in dem er das Bild einer idealen Gesellschaft entwirft, heißt es:

„Ihr laßt die Menschen in Nichtsnutzigkeit aufwachsen und sie vom zartesten Alter an von Lastern anstecken. Dann straft ihr sie, wenn sie herangewachsen sind, und das tun, wozu ihnen von Jugend auf die Neigung eingestößt worden ist. Ich bitte euch, was tut ihr anders, als zuerst Uebel züchten und nachher aufhängen.“ ... „Ich bin daher fest überzeugt, daß weder eine gleiche und gerechte Verteilung der Güter, noch Wohlstand für alle möglich sind, ehe nicht das Privateigentum verbannt ist. Solange es besteht, werden die Lasten und Klümmernisse der Armut das Loß der meisten und besten Menschen sein. Ich gebe zu, daß es andere Mittel als das Ge-

meineigentum gibt, diesen Zustand zu lindern, nicht aber, ihn zu beseitigen.“

In der „Utopia“ findet man außer diesem Bekenntnis zum Sozialismus auch folgende treffende Kritik des kapitalistischen Wirtschaftssystems: „Was ist das für eine Gerechtigkeit, wenn der Edelmann, der Goldschmied oder der Bucherer, kurz diejenigen, die nichts tun oder doch nichts Nützliches, bei ihrer Untätigkeit oder überflüssigen Tätigkeit herrlich und in Freuden leben, indes die Tagelöhner, Körner, Schmiede, Zimmerleute und Ackerknechte, die härter arbeiten als Lasttiere, und deren Arbeit das Gemeinwesen nicht ein Jahr lang entbehren könnte, ein so erbärmliches Dasein sich erarbeiten und schlechter leben müssen als Lasttiere. Jene arbeiten nicht so lange, ihre Nahrung ist besser und nicht durch die Sorge für die Zukunft vergällt; der Arbeiter dagegen wird niedergedrückt durch die Trostlosigkeit seiner Arbeit und gemartert durch die Aussicht auf das Bettlerelend seines Alters.“

Nachdem man sie (die Arbeiter) ausgebeutet und ausgepreßt hat in der Kraft ihrer Jugend, überläßt man sie ihrem Schicksal, wenn Alter, Krankheit und Not sie gebrochen haben.“

„Bei Gott, wenn ich das alles bedenke, dann erscheint mir jeder der heutigen Staaten nur als eine Verschwörung der Reichen, die unter dem Vorwand des Gemeinwohls ihren eigenen Vorteil verfolgen und mit allen Kniffen und Schlichen danach trachten, sich den Besitz dessen zu sichern, was sie unrecht erworben haben und die Arbeit der Armen für so geringen Entgelt als möglich für sich zu erlangen und auszubenten suchen. Diese sauberen Bestimmungen erlassen die Reichen im Namen der Gesamtheit, also auch der Armen, und nennen sie Gesetze.“

Der Mann, der dies geschrieben hat, ist vor wenigen Jahren von der katholischen Kirche — selig gesprochen worden.

Anhänger der kommunistischen Idee war auch der berühmte Dominikanermönch Thomas Campanella, der im Jahre 1639 starb. Dieser Mann wurde von den Feinden des Fortschritts so gefürchtet, daß sie ihn auf die Folter spannen und 26 Jahre lang hinter Kerkermauern schmachten ließen. Er hat gleichfalls das Idealbild eines Staates entworfen und unter anderem geschrieben: „Die Wurzel aller Uebel ist in der unmäßigen Eigenliebe zu suchen. Das Eigentum beschneidet die Triebe der christlichen Liebe; da entstehen Geiz, Neid, Haß des Nächsten, Neid gegen die Reichen und Großen usw. Wir ziehen die Liebe zum Gemeinwesen groß und all diese Auswüchse nebst Rechtsfrevlichkeiten, falschem Zeugnis usw. verschwinden.“

Daß ein solches Gemeinwesen überhaupt denkbar, ja, möglich sei, beweist die christliche Urgemeinschaft unter den Aposteln, auch die christliche Gemeinde in Alexandria unter dem heiligen Markus. So lebte auch die Geistlichkeit bis zu Papst Urbans I. Zeiten. Und der Staat des Plato, den der Spötter Lucian verlacht, wird vom Heiligen Clemens, Ambrosius und Chrysostomos gelobt.“

Bossuet, Bischof von Meaux, der im Jahre 1704 starb, schrieb: „Nach dem Urrecht der Natur hat niemand das besondere Recht auf irgend etwas. Alles gehört allen.“

Daß all diese Kirchenväter Anhänger des utopischen Sozialismus gewesen sind, sollte den christlich gestimmten Arbeitern, die aus religiösen Gründen vom Sozialismus und von den freien Gewerkschaften nichts wissen wollen, doch zu denken geben. Wenn die christlichen Gewerkschaftsführer und Kapläne den Sozialismus als ein Werk des Teufels verdammen, dann sollten ihnen die Ansichten der kommunistisch gestimmten Heiligen der katholischen Kirche unterbreitet werden. Aus ihnen ersehen die christlichen Arbeiter, daß der Sozialismus nichts Unchristliches ist. Sie sagen ihnen, daß sie erst dann wahre Christen sind, wenn sie auf dem Boden des Sozialismus stehen.

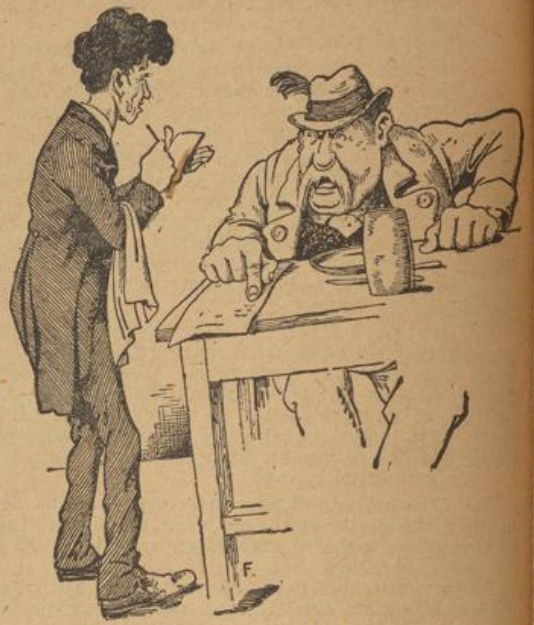


### Auf der Kammer.



Unteroffizier (zu den neu eingeleiteten Rekruten): „So, den schönen Einband habt ihr nun auf dem Leibe; jetzt werden wir mal gleich Klassiker aus euch Kerls machen!“

### Er geht mit der Zeit!



Beim Bezahlen: „Was kost' die Schweins-haxen, was kost' sie — 2 Mark — auf der Karte steht ja 1 Mark 25 Pfennig?“  
 „Ganz recht, mein Herr, aber eben hat der Schlächter antelephoniert, daß das Schweinefleisch wieder teurer geworden ist.“

### Kein Vergnügen.



„Vergnügungsreise, Herr Müller?“  
 „Nein, zu meiner Familie!“

### Wird was schönes werden!



— „Ist das Essen bald fertig, Schatz?“  
 — „Ja Männchen, nur noch zehn Zeilen!“



## Das dritte Kriegsjahr.

Juli 1916 — Juli 1917.

Von Dr. Paul Lenfch.

Auch das dritte Jahr seit Beginn des Weltkrieges ging dahin, ohne der Welt den Frieden gebracht zu haben. Alle die Prophezeiungen, daß die kapitalistische Gesellschaftsordnung nur einen kurzen Krieg vertragen könne, ohne zusammen zu brechen, haben sich als irrig erwiesen. Das dritte Kriegsjahr hat aber nicht nur keinen Frieden, sondern es hat noch eine weitere, ganz unerhörte Ausdehnung der gewaltigen Völkerverwüstung gebracht, als die sich der Krieg immer deutlicher herausstellt. Erst im dritten Kriegsjahr ist der große Krieg wirklich zu dem Weltkrieg geworden, als den man ihn von Anfang an bezeichnet hat. Die Riesenrepublik jenseits des großen Wassers trat ebenfalls in den Krieg ein und zog eine ganze Schar kleinerer und größerer Staaten nach sich. Nicht nur ein großer Teil der südamerikanischen Staaten, wie Brasilien, und der westindischen Inseln wie Haiti, sondern auch in Asien China und gegen Ende des Berichtsjahres sogar das harmlose Siam wurden in den Krieg gegen die Zentralmächte gepreßt. So sieht, wie äußerlich gesehen, das Bild am Ende des dritten Kriegsjahres für die Zentralmächte sehr viel kritischer aus, als es zu Anfang aussah. In Wahrheit stehen die Dinge umgekehrt. Zu Beginn des dritten Kriegsjahres standen die Verhältnisse für die Mittelmächte ganz außerordentlich kritisch, während gegen sein Ende die allgemeine Situation sich ganz entschieden wesentlich gebessert und für die Mittelmächte sogar ein ausgesprochen günstiges Ansehen gewonnen hatte.

Der Sommer 1916 hatte im Westen den Beginn der Sommerschlacht gebracht. Am 1. Juli waren die Engländer gegen die deutschen Stellungen losgebrochen und bis in den November hinein bemühten sie sich unter ungeheuren Anstrengungen mit einer vielfachen Ueberlegenheit an Material und Menschen, die deutschen Stellungen zu durchstoßen. Die amerikanische Kriegsindustrie hatte unsagbare Vorräte an Geschützen und Munition an die anglo-französische Front gebracht, und im festen Vertrauen auf diese ihre technische Ueberlegenheit, sowie auf die billigen Hilfsvölker aus Afrika und Asien, Amerika und Australien, rechneten die Engländer fest auf den Erfolg und die Zerreißung der deutschen Front. Gleichzeitig gingen die Franzosen ihrerseits zur Gegenoffensive bei Verdun vor und es gelang ihnen, den Deutschen die in monatelangen Kämpfen errungenen Stellungen zum Teil wieder abzunehmen. Douaumont und das Fort Vaux gingen wieder in französische Hände über. Im übrigen aber waren die französischen wie die englischen Bemühungen ergebnislos. Die deutschen Stellungen wurden im großen und ganzen gehalten, die geringen lokalen Erfolge taktischer Art standen in keinem Verhältnis zu den gegenseitigen Kräften — auch im Luftkampf rühmte sich damals England der Ueberlegenheit — und von irgendwelchen strategischen Erfolgen, wie sie beabsichtigt waren und wie man sie in England als selbstverständlich angenommen hatte, war gar keine Rede. Zu Beginn der Offensive im Juli war die Aufregung in Londons Straßen ungeheurer; föhndlich erwartete man die Nachricht vom großen Durchbruch. Aber Monat auf Monat verging, bis mit dem heraufziehenden Winter der Sturm ausgetobt hatte. Die deutschen Linien hatten standgehalten.

Im Osten war gleichzeitig Rußland in Bewegung geraten. Brussilow begann seine große Offensive, das russische Heer hatte sich den Winter hindurch von seinen furchtbaren Schlägen erholt. Japaner und Amerikaner hatten fleißig Munition und Geschütze herangeschafft, und als nunmehr die russische Offensive, die sich in der Hauptsache gegen die österreichischen Linien rich-

tete, wirklich losbrach, da gelang es dem russischen General, die österreichischen Heere ganz erheblich zurückzudrängen. Dubno und Luzk in Wolhynien gingen wieder in russische Hände über; dagegen gelang es nicht, das wichtige Kowel den dort stehenden deutschen Truppen zu entreißen. In Galizien gingen ebenfalls größere Teile Ostgaliziens mit Brody und der Lota-Lipa-Linie, Stanislaw und Radworna, sowie die gesamte Bufowina bis zur ungarischen Grenze in den Karpathenpässen verloren.

Diese Situation hielt nunmehr Rumänien für geeignet, seine bisherige „Neutralität“ aufzugeben und offen an die Seite Rußlands zu treten. Man kann sagen: es war wohl der für die Zentralmächte kritischste Augenblick. So schien es wenigstens. Allein, bald stellte sich heraus, daß gerade der Eintritt Rumäniens in den Krieg für die Zentralmächte einen Umschwung der gesamten Situation herbeiführen sollte. Zunächst allerdings war es nötig, den bisherigen Generalkommandeur der Armee, General v. Falkenhahn, abzurufen und an seine Stelle endlich den Mann zu stellen, der von Anfang an der berufenste für diesen Posten gewesen war: Hindenburg. Die deutsche Kriegsindustrie arbeitete wieder mit neuer und vielfachter Kraft für die Herstellung der Heeresbedürfnisse an Munition und Geschützen, wodurch es in erster Linie gelang, unsere Front im Westen zu halten. Rumänien aber wurde in einem glücklichen und rasch geführten, meisterhaft entworfenen Feldzuge über den Haufen gerannt. Die rumänischen Truppen, die sofort in Siebenbürgen eingebrochen waren, wurden bei Hermannstadt und Kronstadt geschlagen. Gleichzeitig rückte von Süden her Madensen in die Dobrudscha ein, die im Laufe des September bis über die Bahnlinie Cernaboda—Konstanza erobert wurde. Im Oktober und November folgte ein hartes Ringen um die zwei Jahre gründlich ausgebauten Gebirgsstellungen der Rumänien im Vozda-, Tömöser-, Törzburger- und Roten Turm-Paß. Endlich gelang es Falkenhahn, vom Vulkangebirge her in die Flanke und über Craiova im Rücken der Rumänen vorzudringen. Gleichzeitig überschritt Madensen von Süden her die Donau. Die ganze rumänische Front wurde aufgebrochen, Bularest und, bis zum Ende des Jahres 1916, die Balachei und die Dobrudscha bis zur Donaumündung erobert. In der Balachei wurden uns die reichsten Getreide- und Petroleumgebiete erschlossen. Die Engländer suchten zwar noch im letzten Augenblick die Petroleumquellen von Sinai und Ploesti zu zerstören, jedoch gelang es in den kommenden Monaten, sehr vieles wieder herzustellen. Die rumänischen Getreidevorräte kamen, als die Verkehrswege der Donau und der Eisenbahnen wieder frei geworden waren, den Zentralmächten sehr zu statten.

Die Italiener drängten in stets erneuten Soffenschlachten ihr Ziel Triest zu erreichen. Immer mit dem gleichen Mißerfolg. Auch auf dem Balkan kam die Armee Sarraills zu keinen nennenswerten Fortschritten. Zwar gelang es im Herbst, Monastir auf dem linken Flügel zu nehmen, dafür aber hatten die Bulgaren in Skaballa auf dem rechten Flügel die Stifte erreicht. Irgend einen Einfluß auf die Operationen in Rumänien hat der Feldzug in Mazedonien nicht ausüben vermocht und von einer „Wiederherstellung Serbiens“ vollends, die man vorher angeflündigt hatte, war gar keine Rede.

Inzwischen war der Winter näher gekommen und die Vorbereitungen auf den Feldzug 1917 begannen. Das Hindenburg-Programm wurde aufgestellt. Das Hilfsdienstgesetz wurde geschaffen und die gesamte ar-



beitsfähige männliche Bevölkerung in der Heimat zur Versorgung der Feldheere an die Arbeit gerufen. Unter der Leitung des Generals Gröner wurde ein besonderes Kriegsamt eingerichtet. Eine Vermehrung der Artillerie, der Maschinengewehre, der Munition und alles Kriegsmaterials wurde organisiert und durchgeführt, die weit über jedes bei uns bekannte Maß hinausging. Die Menschenverluste nahmen infolge der erhöhten Materialbeschaffung bald in merkbarer Zahl ab.

In dieser Situation, wo sich die Kraft der Mittelmächte gestärkt und als unbezwingbar herausgestellt hatte, ergriffen sie am 12. Dezember die Gelegenheit, der Welt den Frieden anzubieten. Zum Kampfe entschlossen, zum Frieden bereit, unter diesem Stichwort ging die Offerte der Centralmächte, in Friedensverhandlungen einzutreten, in die Welt. Sie wurde von der Entente in der rohesten, räuelhaftesten Form unter Proklamierung geradezu wahnsinniger Eroberungsziele zurückgewiesen. Kurz vorher war in England das Kabinett Asquith-Grey zusammengebrochen und Lloyd George hatte sich zum allmächtigen Führer des englischen Reiches aufgeschwungen. Er umgab sich mit einem sehr kleinen Kriegskabinet und versprach den Engländer in kurzer Zeit die „Niederborzung“ Deutschlands. Um die gleiche Zeit hatte der amerikanische Präsident Wilson, dessen Wiederwahl sich soeben vollzogen hatte, die Welt mit einer Friedensrede überrascht, in der er davon sprach, daß es unmöglich sei, festzustellen, wer in diesem Kriege Recht und wer Unrecht habe, und daß ein Krieg ohne Sieg noch der beste Ausgang des Kampfes sein würde. Die Stimmung in den Ententeländern ob dieser Rede war gegen Wilson sehr gespannt, und Anfang Januar schien sich so etwas wie eine deutsch-amerikanische Annäherung vorzubereiten. Wenigstens wurden die Reden, die der Staatssekretär Helfferich und andere auf einem amerikanischen Bankett in Berlin hielten, von einigen Seiten so aufgefaßt. Diesen Vorstellungen machte jedoch die Erklärung des uneingeschränkten Unterseeboot-Krieges vom 1. Februar 1917 ein Ende. Die Folge war, daß die nordamerikanische Union nunmehr völlig den trügerischen Charakter ihrer bisherigen Neutralität preisgab und die Beziehungen zu den Mittelmächten abbrach. Gleichzeitig richtete sie einen Appell an die noch neutralen Mächte Europas, ihrem Beispiel zu folgen. Mit diesem Versuch, den Kreis des Krieges noch weiter zu schlagen, hatte Herr Wilson in Europa entschieden Rech. Weder die skandinavischen Mächte, noch Holland, noch die Schweiz, noch Griechenland, noch Spanien zeigten Lust, der amerikanischen Lodung zu folgen. Dagegen gelang es der Union, außerhalb Europas eine ganze Reihe von Staaten zum Abbruch der Beziehungen und schließlich auch zum Eintritt in den Krieg zu heben. Man berechnete, daß gegen Ende des Berichtsjahres ungefähr 24 Staaten mit Deutschland im Kriegszustand oder im Zustand der abgebrochenen Beziehungen standen. Welche großen Werte dadurch der deutschen Volkswirtschaft verloren gingen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Aber das war ja auch der Zweck der Uebung. Die Union stürzte sich sofort auf die große Anzahl deutscher, teilsweise höchst wertvoller Schiffe, aber die Maschinen waren vorher von den deutschen Mannschaften so gründlich zerstört, daß die Schiffe monatelang unbrauchbar blieben, zumal die amerikanische Industrie bei ihrer sehr unentwickelten Reederei gar nicht die nötigen Hilfsmittel besaß, die Schäden bald zu kurieren.

Zimmerhin war durch den Eintritt Amerikas in den Krieg die moralische Position der Entente sehr geträufelt. Die einzige noch übrig gebliebene Großmacht war nunmehr auch in den Krieg getreten und ihre ungeheuren, in den zweieinhalb Jahren des Krieges aufgehäuften Reichtümer standen der Entente schrankenlos zur Verfügung, ebenso die fabelhafte Produktionskraft der Union mit ihrer hochentwickelten Industrie und wichtigen Roh-

materialien. Dazu kam das noch nicht angegriffene Menschenreservoir. Zwar war die Militärkraft der Union an sich zwarhaft gering, sie blieb weit unter hunderttausend Mann. Aber die alsbaldige Einführung der allgemeinen Wehrpflicht zeigte an, daß in dieser Hinsicht die amerikanische Bourgeoisie entschlossen war, den Krieg mit allen Mitteln zu führen. Die „Begeisterung“ der Volksmassen für den Krieg war und blieb freilich äußerst gering und war selbst durch die Veröffentlichung einer geheimen Botschaft nicht zu heben, die der deutsche Staatssekretär Zimmermann an die mexikanische Adresse hatte geben lassen, in der Mexico zum Eintritt in den Krieg an Deutschlands Seite aufgefordert wurde, wofür dem Lande als Belohnung Aussichten auf die Erwerbung amerikanischer Territoriums gemacht wurden. Gleichzeitig suchte man den Eintritt der amerikanischen Union in den Krieg auf deutscher Seite dadurch in seiner Bedeutung abzuschwächen, daß man auf die Unwahrscheinlichkeit hinwies, daß die Union noch genügend Schiffsraum zur Verfügung haben würde, wenn es mit seinen Militärtransporten nach Frankreich beginnen wolle. Vor Jahresfrist sei an eine halbwegs brauchbare Armee nicht zu denken, dann aber sei der U-Bootkrieg sicherlich schon derartig wirksam gewesen, daß der Schiffsraum für derartige Riesentransporte unmöglich noch zur Verfügung stiehe.

Die Probe auf dieses Exempel konnte nur die Praxis des verstärkten U-Bootkrieges selber machen. Die Berechnungen, die das Marineamt dem Reichstage vorlegte, waren sehr sachlich und enthielten sich aller verlegenen Erwartungen. Der Erfolg des U-Bootkrieges übertraf denn auch die geäußerten Erwartungen beträchtlich. Schon Mitte Juli waren nach den deutschen Angaben 5 Millionen britischer Registertonns vernichtet, eine ohne Frage außerordentliche Leistung, die wohl in keinem anderen Kriege zu finden ist. Schon vor Beginn des verstärkten U-Bootkrieges hatten die deutschen Unterseeboote durch diese nordwestliche Profitreue die Striche gezogen, indem sie den Seeverkehr nach der russischen Murman-Küste stark gefährdeten und zahlreiche norwegische Handelsdampfer, die den Russen amerikanische Munition zuführten, versenkten. Nach dem 1. Februar nahm diese Gefährdung kapitalistischer Profiteurereisen natürlich noch ein viel schärferes Tempo an und zeitweise schien es so, als wolle Norwegen dem Wunsche Englands und Amerikas folgen und sich ebenfalls in die Reihen unserer Feinde stellen. Von seiten der Entente nahm andererseits die bewußte Strangulierung der Neutralen stets schroffere Formen an. Amerika setzte sie auf Nationen und verhinderte jeden Bezug von Waren, wenn nicht Siderbeit geboten wäre, daß die Waren nicht nach Deutschland gehen sollten. Die Schweiz und Holland litten ganz besonders unter dieser Politik. Beide Länder waren auf den Bezug deutscher Waren, besonders deutscher Kohlen, angewiesen, und konnten also eine Unterbrechung aller Handelsbeziehungen zu Deutschland einfach nicht vertragen. Die Lage der Bevölkerung dieser am Kriege nicht beteiligten Länder war also alles andere als rosig.

Der Winter war der schwerste und kälteste, den Europa seit Jahrzehnten gehabt hatte. Unter diesen Umständen war der Mangel an Kohlen, der sich nunmehr auch in dem kohlenreichen Deutschland allmählich herausstellte, äußerst empfindlich, zumal auch das Eisenbahnmateriale



unter der übergroßen Benützung während des Krieges zu leiden begann. Die Fahrpläne wurden eingeschränkt und das Reisen hörte auf, ein Vergnügen zu sein.

Noch mitten im Winter begann die Oberste Heeresleitung ihre Vorbereitungen für das Frühjahr zu treffen. Ende Februar ergriff sie eine Maßregel, die von größter Bedeutung für die Gestaltung der ganzen Lage werden sollte. In aller Stille wurden die Linien im Westen an der Aisne zurückverlegt, ohne daß der Gegner es anfangs merkte. Dann erfolgte auf der Front von Arras bis Soissons die planmäßige Aufgabe eines breiten Streifens. Dieser Rückzug war eine geniale Tat. Bis dahin hatten die Gegner mit einem Verlust von ungefähr  $\frac{1}{4}$  Millionen Toten und Verwundeten innerhalb 8 Monate rund 15 Kilometer vorrücken können. Sie standen im Begriff, neue gewaltige Anstrengungen zu machen, um die Entscheidung zu erzwingen. In diesem Augenblick, wo sie sich zu einem neuen Anlauf rüsteten, entzog ihnen die deutsche Heeresleitung das Sprungbrett. Die Folgen zeigten sich bald. An die Stelle des bisherigen starren Verteidigungssystems trat das elastische. Die Abwehrschlachten, die mit dem Frühjahr pünktlich einsetzten, zeigten die höchste Lebendigkeit; im Gegenstoß wurde der Gegner aus den meisten eroberten Linien wieder herausgeworfen und dort, wo er sich hatte einnisten können, wurde er stückweise wieder zurückgedrängt. Von Soissons bis in die Westkampagne brachen die Armeen des Generals Ribelle vor, aber schon in dem vorangehenden Artilleriekampf gelang es uns, die weit ausgreifenden Pläne des Feindes zu zerstören. Der Infanteriestoß kam nur auf ganz geringe Tiefe vorwärts. Die Verluste der Franzosen in dieser Frühjahrsoffensive waren so fürchterlich, daß Ribelle, der „Blutäuser“, abberufen wurde und die französische Kammer in große Unruhe geriet. Aber auch den Engländern ging es in den Kämpfen östlich von Arras nicht viel besser. Allmählich zogen sich die Kämpfe etwas nördlich in das Gebiet von Lens und Loos. Auch hier standen die Verluste der Engländer in gar keinem Verhältnis zu ihrem höchst bescheidenen Geländegevinn. Die deutschen Linien stehen auch heute im großen und ganzen noch da, wo sie im Herbst 1914 waren. Das geräumte Gebiet von Saint Quentin war vorher nach den Bedürfnissen der militärischen Lage zerstört worden, so daß die französischen Armeen, als sie nun endlich merkten, daß diese Gegenden „befreit“ waren, nur mit größter Mühe und Langsamkeit vorrücken konnten.

Inzwischen war im Osten die lang erwartete Auswirkung des Krieges gekommen, mit der man in einigen Kreisen schon von Anfang an gerechnet hatte: als eine Folge der deutschen Waffenstillebrach die russische Revolution aus. Diesen Zusammenhang zwischen den deutschen Siegen und der russischen Freiheit gilt es festzuhalten. Diese Siege hatten die zarische Regierung ihrer Autorität und Macht beraubt. Die durch die Revolution von 1905 erstarbte russische Bourgeoisie hatte sich damals rasch in alle Staatsgeschäfte gemischt. Von England und Frankreich waren rege Beziehungen herüber und hinüber geschlossen, der Imperialismus erhob in der engen aber einflussreichen Schicht der russischen Kapitalistenklasse sein Haupt, und, da sich in der russischen Arbeiterklasse neue revolutionäre Regungen zeigten, so begrüßte man den Krieg als ein sicheres Mittel, mit Hilfe des Imperialismus die Revolution und den Sozialismus zu erschlagen. Der Krieg ging jedoch unglücklich bis ins dritte Jahr hinein, die russische Regierung trug sich mit Friedensgedanken. Der Noistand in den Städten wuchs, besonders in dem harten dritten Kriegswinter, zu furchtbarer Höhe an, die Arbeitermassen befanden sich in vollem Aufruhr, die revolutionären Organisationen verbreiteten sich allenthalben. Es war Gefahr im Verzuge. Der Zar mußte gestürzt oder wenigstens zur Errichtung einer „parlamentarischen“ Regierung ge-

zwungen werden, um der Revolution vorzubeugen. Der englische Botschafter Buchanan knüpfte Verbindungen mit der russischen Bourgeoisie gegen den Zaren an. Nikolai II. war ein zu großer Dummkopf, um das beraufziehende Unwetter zu erkennen. So stürzte er denn und wurde kurze Zeit nach seiner Absetzung gefangen nach Jaroslaje Selo gebracht. Es wurde ein Ministerium gebildet, dessen Haupt der Minister des Auswärtigen, Prof. Miljutow, war und dem der revolutionäre Dumaabgeordnete Kerenski als Justizminister angehörte. Der schnelle Sieg der Revolution gegen den Willen der Miljutow und Genossen war in dem Augenblick festgestellt, als die Petersburger Garnison auf die Seite der Revolution trat. Die reaktionären Junker, die bis zum Kriege das Offizierskorps der Petersburger Garderegimenter bildeten, lagen entweder auf den Schlachtfeldern Masurens und bei Tannenberg oder saßen in deutschen Gefangenenlagern. Die Studenten, die man an ihrer Stadt schnell zu Offizieren gemacht hatte, erwiesen sich bald als die besten Vertreter der revolutionären Agitation im Heere. So siegte die russische Revolution mit über raschender Schnelligkeit und der Zarismus lag in so viele Scherben zertrümmert am Boden, daß an seine Wiederherstellung und Rückberufung der Romanows nicht mehr zu denken war. Die provisorische Regierung stellte die Verfassung eines konstituierenden Kongresses Rußlands auf Grundlage des allgemeinen Wahlrechts in Aussicht. Ueberall bildeten sich Arbeiter- und Soldatenräte, die einen großen Teil der politischen Macht an sich zogen. Besonders der Arbeiter- und Soldatenrat Petersburg erwies sich als eine höchst einflussreiche Körperschaft, die die provisorische Regierung unter seine Kontrolle nahm.

Bald waren auch die Fliederwochen der Revolution verflohen. Miljutow, der von dem Eroberungsprogramm des Zarismus nicht lassen wollte und unbedingt Konstantinopel für Rußland beanspruchte, mußte zurücktreten. Der Arbeiter- und Soldatenrat proklamierte den Grundsatz: keine Annektionen und Kriegsentschädigungen, Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts der Völker und zwang die Regierung, diesen Grundsatz zur Basis ihrer Politik zu machen. Man verlangte die Revision der Bündnisverträge. Die ausschweifenden Eroberungspläne, die in ihnen niedergelegt waren und die besonders für Frankreich Elsaß-Lothringen, das Saargebiet, sowie das gesamte linke Rheinufer mit Mainz, Koblenz und Köln, nebst Brückenköpfen auf dem rechten Ufer verlangten, sollten aufgehoben werden. Begreiflicherweise sträubte sich die Entente mit höchster Energie gegen diesen Plan. Sie schickten Sozialisten und Arbeiterführer nach Petersburg — mit Beschämung muß konstatiert werden, daß sich Sozialdemokraten zu derartigen schmutzigen Aufgaben verwenden ließen —, um die dortigen Revolutionäre zu beruhigen und sie mit dem Annektionsprogramm ihrer Regierung auszuföhnen. Die Versuche blieben nicht ohne Erfolg. Ende Juni war man so weit — Kerenski war inzwischen Kriegsminister geworden —, daß man sogar eine neue Offensive übernahm. Frühere Versuche zu Offensiven aus der Zeit des Zarismus her waren teilweise durch die ungeheuren Explosionen unmöglich gemacht, die sich in den Häfen der Murmanküste unter der dort aufgeschickerten amerikanischen Munition einzustellen pflegten. Inzwischen hatten Amerika und Japan neu geliefert. Auch hatte man sich, wie die Londoner „Morning Post“ und die amerikanische „Washington Post“ melden, seinerzeit, als die Union an Rußland eine Anleihe bewilligte, schriftlich und ausdrücklich zur Übernahme einer neuen Offensive gegen Deutschland breit erklärt. Die so zustande gekommene Offensive setzte unter ungläublichen Opfern der Russen in Galizien in der Richtung auf Lemberg ein und hatte anfangs auch gewisse Erfolge. Dann aber kam der deutsche Gegenstoß. Am 19. Juli wurden die russischen Linien durchstoßen und eine Bewegung setzte ein, die an militärischer Bravour und Präzision an den großen Durch-



bruch von Tarnow und Gorlice am 2. Mai 1915 erinnerte. Tarnopol, seit 1914 im Besitz der Russen, fiel und bald war der Grenzfluß überschritten. Die ganze Karpatenfront kam ins Wanken, und wiederum zogen die verbündeten Heere zur Befreiung der Bukowina gegen Cernowit her an. Dies war hier der Stand der Dinge am Ende des Berichtsjahres Ausgang Juli 1917.

Die Offensive selber hatte in Rußland schwere innere Kämpfe losgelöst. Kerenski machte sich zum Diktator und gebrauchte zur Verfolgung seiner politischen Gegner, in erster Linie der Bolschewiki und ihres Führers Lenin, die Methoden des Zarismus. Die Todesstrafe wurde wieder eingeführt, in den Straßen Petersburgs tobten blutige Kämpfe, an den Fronten kam es zu Kämpfen zwischen den Truppen. Kerenski selber bemühte sich, den Zusammenbruch seiner Offensive durch tendenziöse Berichte den Bolschewiki aufs Konto zu setzen.

Aber der Auflösungsprozeß des Reiesenreiches nahm noch schlimmere Formen an. Die Fremdsämmigen, die an Zahl fast die Großrussen erreichten, meldeten ihre Ansprüche auf Selbständigkeit an. Die Polen waren bereits durch die deutschen Siege ausgeschoben. Nun aber kam Finnland und erklärte seine Selbständigkeit. Ihm folgte die Ukraine, die sich für autonom erklärte und in scharfen Gegensatz zur provisorischen Regierung trat. Auch in Kurland und Estland, im Kaukasus, in Sibirien, bei den Tataren, den Kirgisen, den Burjaten — überall traten die gleichen Erscheinungen zutage. Das gewaltige Reich schien über Nacht wie ein Kartenhaus zusammenstürzen zu wollen. Wenn auch diese „Fremdvölker“ nicht direkt die Lostrennung von Rußland und die Existenz als besondere selbständige Staaten verlangten, so war doch die Gefahr für Rußland und die Revolution riesengroß. Es stellte sich heraus, wie falsch die Taktik Kerenskis war, der, um der „Niedertracht“ eines Sonderfriedens mit Deutschland zu entgehen, die Dummheit eines Sonderkrieges gegen Deutschland begangen hatte. Welche weiteren Auswirkungen der Zusammenbruch der russischen Armee noch haben mag, war am Ende des Berichtsjahres noch nicht abzusehen. Schon begannen sich die zärrlichen Verbündeten über Rußland herzumachen. Amerikanische Finanzkapitalisten ließen sich zur Sicherung ihrer Kredite Waldungen, Domänen, frühere Kronländer, Bergwerke, Kohbezugsquellen überantworten, die Engländer waren auch nicht blöde und besetzten gleich nach alenglischer Ueberlieferung russische Häfen, so Alexandrowitsch an der Murmanliste. Ihnen folgten die Japaner im fernem Osten, die sich in den russischen Teilen der Mandchurei und sogar, wie es hieß, in dem wichtigen Wladiwostok festsetzten. Die nördliche Hälfte der Insel Sachalin, die man 1905 im Frieden von Portsmouth vor den gierigen Händen der Japaner gerettet hatte, mußte man jetzt den Amerikanern abtreten. In Rußland selber verschärfte dies alles die englandfeindliche Stimmung, die sich in den Volksmassen schon lange bemerkbar gemacht hatte, und verstärkte zugleich das Bedürfnis nach Frieden, den Rußland bei seiner grauenhaften Verlotterung aller Verkehrs- und Ernährungsverhältnisse nicht mehr lange entbehren kann. Es erkannte immer mehr in der Entente das einzige Hindernis für den Frieden und die Revolution.

Die deutsche Regierung hatte ihrerseits sofort bei Ausbruch der Revolution erklärt, daß sie sich in die inneren Verhältnisse Rußlands nicht einzumischen gedenke. In der Tat hatte an unserer Ostfront seit März eine Art Waffenstillstand geherrscht, und der große Erfolg der deutschen Waffen am Stochod, der in den Anfang dieser Zeit fiel, wurde aus politischen Gründen nicht mit jenem Nachdruck hervorgehoben, den er unter anderen Umständen selbstverständlich gefunden hätte. Als aber die russische Offensive, die sicherlich auf Unterschätzung der noch furchtbaren deutschen Leistungsfähigkeit beruhte, dieser Situation ein Ende machte, da stellte sich heraus, wie

stark auch noch an der Schwelle des vierten Kriegsjahres die deutschen Waffen waren.

Zu Ende des dritten Kriegsjahres hatten die Engländer in Flandern eine furchtbare Schlacht begonnen, die sie mit wochenlangem Trummelfeuer eingeleitet hatten, um dann am 31. Juli mit dichten, selbst die Brussilow-Offensiven noch übertreffenden Massen den Infanteriekampf zu beginnen. Es galt diesmal, die Basis der deutschen U-Boote an der flandrischen Küste, die die englische Leistungsfähigkeit je länger desto sicherer untergrub, zu vernichten. Dem Ausgange der Schlacht sah die deutsche Heeresleitung, die die Vorbereitungen auf englischer Seite schon lange verfolgt hatte, mit voller Ruhe entgegen. Wie weit die Franzosen, deren Angriffskraft vom Frühjahr her gebrochen war, sich an dieser Offensive beteiligen konnten, war am Ausgang des Berichtsjahres nicht zu ersehen.

Bei den Zentralmächten waren im Laufe des Jahres wesentliche Veränderungen eingetreten. Franz Josef, der alte österreichische Kaiser, starb und ihm folgte der junge Kaiser Karl. Noch unter dem alten Regime hatte in Wien Friedrich Adler, der Sohn Viktor Adlers, den österreichischen Minister Stürgkh erschossen. Der Tod des alten Kaisers und der Ausbruch der russischen Revolution wirkte außerordentlich tief auf die inneren Verhältnisse des alten Reichs. Das Parlament, das seit Kriegsbeginn nicht wieder zusammengetreten war, wurde berufen, und bald zeigte es sich, wie verhängnisvoll der Fehler gewesen war, die Stimme der Volksvertretung so lange verstummen zu lassen. Jetzt plätierten die nationalen und politischen Gegensätze mit unverminderter Wucht aufeinander los und besonders die Tschechen erwiesen sich als die alten Impostibilitäten. Ihr Führer Kramarcz war während des Krieges wegen Landesverrats an die Russen zum Zuchthaus verurteilt worden. Jetzt wurde er plötzlich begnadigt. Allein diese Amnestie hatte nicht die politische Wirkung, die man sich von ihr vielleicht versprochen hatte. In Ungarn stürzte das Kabinett Tisza zusammen, und zwar in der Hauptsache wegen der Wahlrechtsfrage. Auch in Ungarn sind die Tage der Oligarchenherlichkeit gezählt, und die Einführung großer innerer Reformen, besonders eines demokratischen Wahlrechts, ist sicher.

Mit dem Deutschen Reiche zusammen vereinbarte die österreichische Monarchie die Gründung des Königreichs Polen am 5. November 1916. Indessen waren damit die großen Schwierigkeiten des polnischen Problems nicht etwa überwunden, sondern sie begannen erst recht. Es kam zur Gründung eines Staatsrats, der aber die Polen nicht befriedigte. Die Unzufriedenheit wuchs. Die Universität und die Technische Hochschule, die man im November 1915 in Warschau eröffnet hatte, wurden im Sommer 1917 geschlossen; Silbuski, der Führer der polnischen Regionen, wurde verhaftet. Jedenfalls war die politische Frage am Ende des dritten Kriegsjahres noch weit davon entfernt, einen irgendwie befriedigenden Charakter zu tragen.

Die inneren deutschen Verhältnisse nahmen inzwischen eine Entwicklung, die man nicht gerade als erfreulich bezeichnen konnte. Die inneren Gegensätze spitzten sich derartig zu, daß sie schließlich zum Rücktritt des Reichskanzlers Bethmann Hollweg führten. Die Hege der Aldeutschen, Schwerindustriellen, Großagrarien gegen ihn war immer giftiger geworden und hatte auch durch die Proklamierung des verschärfsten U-Boot-Krieges nichts von ihrer Bitterkeit verloren. Der Kanzler trat Mitte Juli von seinen Ministern zurück, nicht ohne vorher die Ankündigung des allgemeinen gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts in Preußen vorgenommen zu haben. Zu seinem Nachfolger wurde der preussische Ernährungsminister Dr. Michaelis ernannt. Von einer „Parlamentarisierung“ der deutschen politischen Verhältnisse war und blieb allerdings noch keine Rede. Immerhin war es der Sozial-



demokratie gelungen, das deutsche Parlament zu einer entschlossenen und folgenreichen Mehrheit zusammenzubringen. Mit Hilfe des Zentrums und der Fortschrittler gelangte am 19. Juli 1917 eine Resolution zur Annahme mit 212 gegen 116 Stimmen, in der sich der Reichstag für einen Frieden ohne Annexionen und Vergewaltigungen aussprach, für die Freiheit der Meere und gegen den Handelskrieg nach dem Kriege. Die Nationalliberalen hatten, um eine Spaltung zu vermeiden, eine selbständige, ähnlich lautende Erklärung abgegeben. Die Regierung stellte sich auf den Boden der Mehrheitsresolution. Gegen sie stimmten geschlossen die Konservativen und die sozialdemokratischen Unabhängigen. Diese Aktion des Reichstages, die zeigte, welcher großer Machtfaktor das deutsche Parlament ist, wenn es will, machte im Lande gewaltiges Aufsehen, und die Alldeutschen, gegen deren verfehlene Annexionspläne sich die Spitze der Resolution hauptsächlich richtete, entfalteten eine fieberhafte Tätigkeit, um der Erklärung des neuen Reichstanzlers, mit der er sich auf den Boden der Mehrheitsresolution gestellt hatte, einen doppelten Sinn zu geben. Im Ausland waren die kriegsheberischen Regierungen, die den Frieden ohne die Zerstückelung Deutschlands als eine Niederlage empfinden, eifrig bestrebt, die Bedeutung der Friedensresolution zu verkleinern und vom Deutschen Reichstage als von einem völlig einflusslosen Gebilde zu sprechen. Hätte die Resolution sich umgekehrt für schrankenlose Annexionen ausgesprochen, so wäre sie dem Lloyd George, Ribot und Kerenski natürlich zur Aufhebung ihrer Völker hoch willkommen gewesen und man hätte hören können, daß die deutsche Regierung in Wahrheit nur die Willensvollstreckerin dieser annexionsstiftenden Parlamentsmehrheit sei.

Einen sehr glücklichen und scharfen Stoß führte der neue Reichstanzler gegen die fremden Annexionspolitiker, indem er den Geheimvertrag enthüllte, den am 27. Januar 1917 die zarische Regierung und Herr Poincaré abgeschlossen hatten. In ihm wurde Frankreich nicht bloß Elsaß-Lothringen, sondern auch das Saargebiet, sowie das gesamte linke Rheinufer, soweit es Frankreich haben wolle, garantiert. Ebenso der Besitz von Syrien. Rußland bedang sich dafür Konstantinopel und entsprechende Eroberungen in Kleinasien aus. Als nach Ausbruch der russischen Revolution die revolutionären Minister diese lieblichen „Kriegsziele“ in den Portfeuille vorfanden, bekamen sie doch Beklemmungen und verlangten von der französischen Regierung die Revision der Kriegsziele. Diese weigerte sich aber kategorisch und sandte einige ihrer „Sozialisten“ nach Petersburg — Cohnin und Moutet, sowie später den Munitionsminister Thomas —, die den russischen Revolutionären ihre Strupel ausreden sollten. Diese Bemühungen waren von Erfolg gekrönt. Die russische Revolution begann ihre Offensive, ohne daß die Kriegsziele des Verbandes geändert worden wären. Nachdem Ribot erklärt hatte — und zwar in der Geheim Sitzung der Kammer —, daß zum mindesten aus dem linken Rheinufer ein unter französischer Kontrolle stehender „Pufferstaat“ geschaffen werden sollte, nahm in der wieder eröffneten Sitzung die Kammer eine Resolution an, die „jedem Gedanken an Er-

oberung oder Unterwerfung fremder Völker fernzustehen“ erklärte. Darauf wurde Herrn Ribot das Vertrauen ausgesprochen, und alles war wieder gut. Um so schärfer wirkte die Enthüllung des Reichstanzlers.

Wie es in Wahrheit mit den „Freiheitszielen“ der Entente auch sonst aussah, das zeigte ihr Vorgehen in Griechenland. Das Land wurde, weil es sich nicht in den Krieg stürzen lassen wollte, einer gründlichen Auswüchterskur unterworfen, sodann der König zur Abdankung gezwungen und schließlich das Land, dem man auch seine Handelsflotte und die Verfügung über seine Eisenbahnen geraubt hatte, zur Kriegserklärung an Deutschland geprügelt.

Ebenso klar ging der lediglich auf Eroberung ausgehende Charakter des Krieges seitens der Entente aus dem Vorgehen der Engländer in Arabien und Mesopotamien hervor. Es gelang ihnen, Bagdad einzunehmen und damit die Hand auf das für den Ausbau des englischen Weltreichs wichtige Mesopotamien zu legen. Sogleich erklärte man im englischen Unterhause, man denke nicht daran, den „Garten Eden“ wieder herauszugeben. —

Die deutsche Sozialdemokratie hatte dem Weltbrande gegenüber einen schweren Stand. Die Zerstückelungserscheinungen nahmen ihren Fortgang und im Frühjahr 1917 kam es, nachdem eine Reichskonferenz der Gesamtpartei vergebens getagt hatte, in Gotha zur Gründung der „unabhängigen“ Sozialdemokratie. Damit war endgültig die Spaltung ausgesprochen. Die neue Gruppe holte ihre Kraft aus der steigenden Not und Erbitterung der Volksmassen über das Elend der Ernährungsfrage. Zu dem furchtbaren strengen Winter war neben dem Kohlenmangel die Kohlrübenplage getreten, im beginnenden Sommer war das Gemüse und das Obst nicht zu bekommen. Es war durch den Zwischenhandel direkt vom Markte verdrängt, und an die „Höchstpreise“ hielt sich kein Mensch mehr. Im April hatte sich eine Herabsetzung der Brataration notwendig gemacht, die man durch eine höhere Zuzahlung des Fleisches auszugleichen suchte. Es kam zu Streiks in der Rüstungsindustrie, besonders in Berlin, die aber bald und gütlich beigelegt wurden.

Der Herbeiführung des Friedens dienten die Konferenzen zu Stockholm, an denen sich die Vertreter beider Richtungen der deutschen Sozialdemokratie beteiligten. Das Ergebnis war freilich außerordentlich mager. Weder die Franzosen, noch die Engländer kamen. Die französische Regierung hatte ausdrücklich die Pässe verweigert. Schließlich wurde von russischer Seite ein neuer Termin für den August 1917 festgesetzt.

So war das ganze Berichtsjahr vom Juli 1916 bis Juli 1917 wieder angefüllt mit Krieg und abermals Krieg. Der Hoffnungsstern, der schließlich in Stockholm aufzugeben schien, konnte zunächst noch nicht der Menschheit das Ende des entsetzlichen Mordens antändigen. Um so heißer erhebt sich die Sehnsucht aller Völker nach dem Frieden:

Alle Völker wollen Frieden,  
Frieden jedes Menschenherz!

## Die dritte Kriegstagung des badischen Landtags.

„Denn erstens kommt es anders und zweitens als man denkt.“ Als im Februar die badische Regierung die Führer der Parteien zu einer Besprechung über den bevorstehenden außerordentlichen Landtag einlud, herrschte Uebereinstimmung darüber, sich auf die Friedigung der von der Regierung dem Landtag vorzulegenden Gesekentwürfe zu beschränken und insbesondere von politischen Erörterungen Abstand zu nehmen. Man glaubte dies um so eher rechtfertigen zu können, als man damit rechnen

mußte, daß die Tagung des Landtags gerade in die Zeit der großen Frühjahrskämpfe hineinfiel und überdies der Landtag im Späthjahr zu einer ordentlichen Tagung wieder einberufen werden muß, bei der sich reichlich Gelegenheit bietet, auch die politischen Fragen einer eingehenden Besprechung zu unterziehen.

Kurze Zeit hernach kam die Kunde von der russischen Revolution, die wie ein Sturmwind über die Gefilde des Riesentrichs dahinbrauste und der mit Mil-



tionen Flächen beladenen Zarenherrschaft ein plötzliches Ende machte. Der gewaltige Siegeszug der russischen Demokratie erweckte auch in allen anderen Staaten, nicht zuletzt in Deutschland, die Politik zu neuem Leben. Die seit Kriegsausbruch in Deutschland auf der Tagesordnung stehenden Fragen der inneren politischen Erneuerung wurden lebhafter denn je diskutiert. Es war deshalb auch kein bloßer Zufall, daß an Ostern der kaiserliche Erlass erschien, der die Aenderung des preussischen Wahlrechts in sichere Aussicht stellte.

Unter solchen Umständen glaubte die badische Sozialdemokratie bei der außerordentlichen Tagung des Landtags um so weniger auf eine Erörterung politischer Fragen verzichten zu können, als es auch in Baden politisch noch mancherlei zu reformieren gibt. Sie stellte deshalb auf der Mitte April in Offenburg stattgefundenen Landeskonferenz ein politisches Aktionsprogramm auf und gab ihren Abgeordneten im Landtag den Auftrag, die darin enthaltenen Forderungen der badischen Volksvertretung zu präsentieren. Dieses Aktionsprogramm enthielt keine einzige „unfürzlerische“ Forderung, auch keine, die als spezifisch sozialdemokratisch angeprochen werden könnte, sondern durchweg Forderungen, die von jedem politisch fortschrittlich und freiheitlich denkenden Mann unterschrieben werden können.

Es wurde verlangt:

1. Abschaffung der I. Kammer und Beseitigung aller mit der Geburt und dem Besitz begründeten Privilegien;
2. Einführung der Verhältniswahl für die II. Kammer;
3. Reform der Gemeinde- und Städteordnung, unter Beseitigung der Dreiklassenwahl;
4. Reform der Kreisverfassung;
5. Vereinfachung und Verbilligung der Staatsverwaltung.

Die Regierung sowohl, als die beiden großen bürgerlichen Parteien — Zentrum und Nationalliberale — waren von dem Vorgehen der Sozialdemokratie unangenehm überrascht, und nur schweren Herzens erklärten sie sich bereit, sich in eine Erörterung des sozialdemokratischen Aktionsprogramms einzulassen.

Zuvor wurden die von der Regierung vorgelegten Gesetzentwürfe erledigt, unter welchen sich ein solcher bestand, der einen neuen Kriegskredit von 100 Millionen forderte. Nach eingehender Beratung in den Kommissionen erörterte der Landtag in mehreren Sitzungen alle die durch den Krieg aufgeworfenen Fragen, wobei die der Lebensmittelversorgung im Vordergrund stand. Den Staatsbeamten und Arbeitern wurde eine Erhöhung der Steuerumlage bewilligt, die leider vielfach den berechtigten Wünschen nicht entspricht. Auch die Verhältnisse der Landwirtschaft und des Gewerbes wurden eingehend besprochen.

Ihren Abschluß fanden die Verhandlungen des Landtags mit den politischen Debatten, die leider nicht das Ergebnis hatten, das man vom Standpunkt der politischen Entwicklung aus wünschen mußte.

Am bedauerlichsten war die Haltung der Regierung. Der Staatsminister v. Dusch lehnte die in dem sozialdemokratischen Aktionsprogramm enthaltenen Forderungen, mit Ausnahme der Reform der Kreisverfassung,

rundweg ab. Einen weniger schroffen Standpunkt vertrat der Minister des Innern, Herr v. Bodman. Aber auch er zeigte wenig Entgegenkommen. Herr v. Bodman ist zwar zu Reformen bereit, aber nur dann, wenn die Mehrheit des Landtags dies wünscht. Angesichts dieser Haltung der Regierung war die des Zentrums und der Nationalliberalen äußerst bedauerlich. Das Zentrum lehnte die meisten der sozialdemokratischen Forderungen ab und stellte sich im übrigen auf den Standpunkt, daß man während des Krieges keine politischen Reformen durchführen sollte. Um so ungestümmer verlangte es aber schleunigste Anerkennung der von ihm vertretenen kirchenpolitischen Forderungen. Die Nationalliberalen wußten nicht recht, was sie tun sollten. Sie konnten, wenn sie ihren ohnehin nicht übermäßig großen politischen Kredit nicht schwer schädigen wollten, die sozialdemokratischen Forderungen nicht unbedingt ablehnen. Andererseits hatten sie auch nicht den Mut, ihnen ihre Zustimmung zu geben. Aus dieser Zwickmühle glaubten sie mit der Erklärung einen Ausweg zu finden, daß sie erst die weitere Entwicklung abwarten wollten. Mit Recht wurde den Nationalliberalen von einem sozialdemokratischen Redner entgegengehalten, sie sollten zusehen, daß sie nicht unter die Räder der Entwicklung kämen.

In einigen bürgerlichen Zeitungen hat man der Sozialdemokratie eine politische Niederlage angedichtet, weil sowohl die Regierung, als die Mehrheit des Landtags ihre Forderungen abgelehnt haben. Die Ereignisse, welche sich im Juli in Berlin abgespielt haben, zeigen jedoch klar und deutlich, daß die badische Sozialdemokratie den richtigen Weg beschritten hatte. Nicht nur, daß die Mehrheit des Reichstags sich auf den Boden des bis dahin nur von der Sozialdemokratie geforderten Friedens der Verständigung stellte, sie verlangte auch die alsbaldige Lösung der preussischen Wahlrechtsfrage und die Parlamentarisierung der Reichsleitung. Es ist ganz klar, daß diese Entwicklung der Dinge im Reiche nicht ohne politische Rückwirkung auf die Bundesstaaten bleiben kann. Wird in Preußen das Dreiklassenwahlrecht abgeschafft, dann kann es im einstigen liberalen Musterstaate nicht mehr aufrechterhalten werden, und wird im Reiche die Parlamentarisierung durchgeführt, dann kann sie in den Bundesstaaten nicht mehr verhindert werden.

Noch ist alles in der Entwicklung. Auch im Reiche wird die endgültige Entscheidung erst im Spätsommer fallen. Immerhin steht soviel fest, daß es auf dem vom Reichstag eingeschlagenen Weg kein Zurück mehr gibt. Wenn der badische Landtag Ende dieses Jahres wieder zu einer ordentlichen Tagung zusammentritt, steht er vor einer gänzlich veränderten politischen Situation, und man darf deshalb hoffen, daß die Forderungen des sozialdemokratischen Aktionsprogramms dann in der II. Kammer ein anderes Echo finden werden. Sollten wir uns täuschen, nun, dann muß eben das badische Volk bei den nächsten Wahlen seinem Willen so Ausdruck geben, daß seine Regierung und keine Partei an ihm achlos vorbeigehen kann.

Baden in Deutschland voran! Das sollte die Losung sein für alle, die es mit dem politischen Fortschritt ehrlich meinen. Die Sozialdemokratie wird auf alle Fälle auf dem Damme sein und ihre ganze Kraft dafür einsetzen, daß in Baden der Gedanke der Demokratie in der Gesetzgebung und Verwaltung sich siegreich durchsetzt.

### Das Kamel und das Trampeltier.

Fort! Geh mir aus dem Wege!  
So sprach an einem Stege  
zum biedern Trampeltier  
einf! das Kamel. — Dir weichen?  
Sprach jenes; ei, wofür?

Meinst du, daß unser einer,  
rief das Kamel, von deiner  
verworfenen Raste sei?  
Du hast nur einen Buckel  
und ich, ich habe zwei!

Gottlieb Konrad Pfeffel.



### Lieschens Sorge.



„Vater, haben die Franzosen einen andern Klapperstorch als wir?“  
 „Gottbewahre, ganz denselben.“  
 „Gerrje, wenn der nun mal die Kinder verwechselt?“

### Ein folgamer Patient.



L. Sogelka  
 München

„Ich denk, Herr Wamperl, der Doktor hat Ihnen gymnastische Nebungen verordnet?“  
 „Freilich!“  
 „Nu, treiben Sie denn auch welche?“  
 „Sehen Sie denn nicht, wie fleißig ich den Maßkrug hebe und senke?!“

### Gummierlatz.



Lothar Krupke

„Na, wat hat denn der Kleene?“  
 „„Och, er hat seinen Schnulsa valor'n und nu will er durchaus nich n einen Zigarrenstummel.““

### Das Soldatenkind.



Frau: „Sieh mal, Männe, unser Frischken belommt schon Haare!“  
 Feldwebel: „Die werden sofort in Form einer „nassen 6“ in die Schläfen gekämmt!“



## Statistisches.

### Die Tuberkulose im Kindesalter.

Wie Professor Dr. F. Umber, dirig. Arzt des Städtischen Krankenhauses zu Charlottenburg, in seinem Beitrag zur „Festschrift Johannes Orth zum 70. Geburtstag“ darlegt, ergeben seine Beobachtungen der letzten 4 Jahre, daß mit der Verschlechterung der sozialen Lage, wie sie der Krieg selbst in einer so günstig gestellten Stadt wie Charlottenburg unbedingt mit sich bringen muß, auch die Zahl der Tuberkuloseninfektionen und Tuberkulosen-todesfälle unter den Kindern zugenommen hat. Es sind vor allem die latenten Infektionen, die gegenüber den klinisch manifestierten Tuberkulosen bei Kindern bis zum sechsten Lebensjahre einen relativen Zuwachs erhalten haben. Das heißt, es sind bereits viele Kinder von der Krankheit angesteckt worden, ohne daß diese ihr Zerstörungswerk schon begonnen hat. Deshalb fordert Professor Umber die Ärzte, insbesondere die Schulärzte und Fürsorgeärzte, auf, mit besonders geschärfter Aufmerksamkeit der Entwicklung der Tuberkulose im Kindesalter nachzuspüren, um der durch den Krieg ungünstiger gewordenen Konstellation beizeiten zu begegnen.

Diese Erscheinung muß aber vor allem eine Mahnung zur Inangriffnahme sozialpolitischer Maßnahmen sein. Denn es steht heute fest, daß der Säugling in der Regel tuberkulosefrei zur Welt kommt und seine eventuelle Erkrankung an Tuberkulose erst später erwirbt, und zwar infolge ungünstiger sozialer Verhältnisse. Nach den Beobachtungen, die Dr. Umber in den Jahren 1912 und 1913 an 600 Säuglingen und Kindern in Charlottenburg machte, erwiesen sich als tuberkuloseinfiziert:

Säuglinge im 1.—3. Monat . . .	0,0 Prozent
"          "          3.—12. . . . .	5,0    "
Kinder im 2. Lebensjahre . . . . .	12,0   "
"          "          3. u. 4.    "	32,0   "
"          "          5. u. 6.    "	33,0   "
"          "          7.—10.   "	47,0   "
"          "          11.—14.   "	56,0   "

Diese Erfahrungen decken sich mit denjenigen, die andernorts gewonnen worden sind. Es zeigte sich aber auch, daß die infizierten Kinder im 1. Lebensjahre auch sämtlich eine klinische Tuberkulose darbieten und fast alle zugrunde gingen, wie folgende Tabelle zeigt:

Kinder im 1. Lebensjahre . . .	Von den infizierten waren klinisch Kranke	
	100 Prozent	Davon starben 80 Prozent
"          "          2.—4.    "	50    "	21    "
"          "          5.—6.    "	40    "	20    "
"          "          7.—10.   "	32    "	7    "
"          "          11.—14.   "	28    "	6    "

Mit zunehmendem Alter festigt sich also Immunität gegenüber der erlittenen Ansteckung. Der Säugling aber ist nicht zu retten, wenn einmal Bazillen in seinen schwachen Körper gedrungen sind. Es erwächst deshalb die dringende Aufgabe, die Säuglinge vor der Ansteckung ganz besonders zu schützen.

Fest steht nun, daß in keinem Lebensalter die Tuberkulose so niedrige Sterbezahlen aufweist, wie im Schulalter. Nach der preussischen Statistik, die sich auch im Deutschen Reich ganz analog verhält, starben im Jahre 1913 in Preußen von je 1000 Lebenden der betreffenden Altersklasse an Tuberkulose:

0—1 Jahr . . . . .	18,49
1—2    "    . . . . .	12,93
2—3    "    . . . . .	7,33
3—5    "    . . . . .	5,65
5—10   "    . . . . .	4,23
10—15   "    . . . . .	4,96
15—20   "    . . . . .	12,80

20—25 Jahr . . . . .	17,70
25—30   "    . . . . .	19,37
30—40   "    . . . . .	17,81
40—50   "    . . . . .	17,58

Nach der Schulzeit beginnt das Erwerbsleben mit seinen großen gesundheitlichen Gefahren. Aber daß die Sterblichkeit bereits nach dem 15. Lebensjahre so gewaltig zunimmt, läßt den Schluß zu, daß die Krankheit vielfach im Kindesalter erworben worden ist und im jugendlichen Alter den Tod herbeiführt. Daß die Tuberkulose in der Schule eine große Bedeutung hat, zeigt auch Prof. Kirchner in seinem Beitrag zu der genannten Festschrift. Zahlreiche Kinder bringen den Krankheitskeim in das Schulleben mit, welcher sich dort weiter entfaltet. Auch unter den Lehrern ist die Tuberkulose nicht selten; so findet während der Schulzeit vielfach eine gegenseitige Ansteckung statt.

Aber daß die Verschlechterung der sozialen Lage während des Krieges die Zahl der Tuberkuloseninfektionen und der Tuberkulosen-todesfälle unter den Kindern vermehrt hat, zeigt doch von neuem, wo die Ursache des Uebels zu suchen ist: in den sozialen Zuständen im allgemeinen. Die Vermehrung der Heilstätten für kranken Kinder, der Waldschulen und Waldbergholmstättchen, der Ausbau des Schularztwesens, die Einführung der Familienversicherung und ähnliche Maßnahmen können viel erreichen. Aber unumgänglich notwendig zur Bekämpfung der Tuberkulose ist jedoch, daß endlich eine großzügige Reform des Wohnwesens in der Richtung des Kleinbaus, der Gartenstadt in die Wege geleitet werde. In der ungesunden Wohnung der Mietskasernen erfolgt im wesentlichen die Ansteckung der Kinder und sodann auch deren klinische Erkrankung, die in der gesunden Luft der Kleinhaus-siedelungen seltener zum Ausdruck kommt.

### Wie lange sollen Kinder und Jugendliche schlafen?

Ueber diese Frage schreibt der Vorstand des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Hamburg: „Das Schlafbedürfnis unserer Kinder wird vielfach unterschätzt und manche unerfrenliche Schulleistung erklärt sich besonders in der Großstadt aus der ungenügenden Befriedigung dieses Bedürfnisses. Man sollte sich vor allem über die Grundregel klar sein, daß der nächtliche Schlaf im allgemeinen für den Gesunden erst dann sein normales Ende erreicht hat, wenn der Schlaf erwaucht. Umfangreiche Erhebungen in Schweden, die annähernde Gültigkeit auch für uns haben werden, haben ergeben, daß die durchschnittliche Schlafdauer beträgt:

für das 7.—9. Lebensjahr	11 Stunden
"          "          10.—11.   "	10—11   "
"          "          12.—13.   "	10       "
"          "          14.       "	9½     "
"          "          15.—16.   "	9       "
"          "          17.—18.   "	8½     "

Wer sein Augenmerk darauf richtet, muß zu seinem großen Bedauern sehen, daß den Kindern allzu häufig durch spätes Schlafengehen die Nachtruhe unerhört verkurzt wird. Kommen dann noch besondere Schädigungen des Nervensystems durch aufregende Aufführungen und ähnliches, oder gar durch alkoholische Getränke, Tabakgenuß oder längeres Verweilen in Tabakrauch hinzu, so kann der mangelhafte Ausgleich durch den Schlaf schließlich verhängnisvoll werden. Mehr denn je sollten gerade heute unter den ungünstigen Ernährungsverhältnissen alle pflichtbewußten Erzieher darauf dringen, daß unserer Jugend zum mindesten die notwendige Schlafzeit nicht verkurzt werde.“



### Wieviele Männer werden vom Kriege betroffen?

Es dürfte interessant erscheinen, einmal eine vergleichende Uebersicht der wirklichen Kopfstärke der Männer zwischen 20 und 50 Jahren zu geben, wie sie kürzlich vom Internationalen Statistischen Bureau im Haag zusammengestellt worden ist.

	Männer von 20 bis 50 Jahren	In Prozenten der ganzen männlichen Bevölkerung
Deutschland	18 167 073	41,1
Oesterreich	5 465 211	39,0
Ungarn	5 871 808	37,4
Bosnien und Herzegowina (vom 21. bis 25. Jahre)	360 965	36,3
Bulgarien	713 419	34,7
Frankreich	8 389 717	43,6
England und Wales	7 596 917	43,5
Schottland	959 961	41,6
Irland	879 438	40,1
Belgien	1 579 297	42,9
Italien	5 207 008	36,5
Portugal	1 037 106	36,6
Rußland	18 996 334	37,7
Rumänien	1 162 013	38,0
Serbien	460 012	35,9

Ueber die Türkei gibt es keine amtlichen Angaben. Nach dem Prozentfuß anderer Länder würden etwa 3 500 000 türkische Untertanen im Alter von 20 bis 50 Jahren stehen. Die Angaben der anderen Länder sind den offiziellen Volkszählungen von 1910 bzw. 1911 entlehnt, ausgenommen Rußland, Rumänien und Serbien, deren Zählungen um weitere zehn Jahre zurückliegen. Nimmt man einen jährlichen Zuwachs von 1 Prozent an, was im Durchschnitt den Tatsachen entspricht, dann betrug die Anzahl im produktiven Alter stehender Männer in Rußland, Rumänien und Serbien 1910 insgesamt 22 600 000.

Für alle Länder zusammen (außer der Türkei) würde das 71 800 000 militärfähige Männer ergeben, die sich, vorsichtig geschätzt, im Zeitraum von sechs Jahren, bis Ende 1916, um 5 000 000 bis 6 000 000 vermehrt haben dürfen. So kann man mit großer Wahrscheinlichkeit einen Bestand von 75 000 000 Männern feststellen, die unmittelbar vom Kriege betroffen und in irgend einer Form für die Dienste ihres Vaterlandes verpflichtet sind.

### Verluste der kriegführenden Staaten.

#### I. Soldaten:

	9,5 Prozent
Rußland	4,4
Frankreich	1,6
England	1,6
Italien	0,24
Belgien	0,5
Serbien	0,3
Rumänien	—

#### Mittelmächte

#### II. Gelände:

Rußland	280 500	□ km
Rumänien	100 000	"
Serbien	85 800	"
Belgien	28 980	"
Albanien	20 000	"
Frankreich	19 220	"
Montenegro	14 200	"
Deutschland <sup>1)</sup>	900	□ km
Oesterreich <sup>2)</sup>	8500	"
	548 700	□ km
	9 490	□ km

### Jede Stunde 13 Millionen Mark!

Die seit Anfang des Krieges von den kriegführenden Staaten gemachten Schulden (durch Anleihe usw.) betragen bis Anfang 1917:

Staaten	Millionen Mark	Prozent	Auf den Kopf der Bevölk. Mt.
England	78 681	29,60	1683
Deutschland	64 000	21,66	937
Rußland	59 015	19,99	421
Frankreich	51 056	17,28	1283
Oesterreich-Ungarn	22 525	7,62	630
Italien	16 000	5,42	452
Türkei	1 412	0,48	65
Serbien	1 120	0,38	386
Rumänien	640	0,22	86
Bulgarien	500	0,17	109
Belgien	240	0,08	31
Japan	173	0,06	—
Portugal	115	0,04	19
Montenegro	?	—	—

Mit diesen 295 407 Millionen Mark sind aber die gesamten Kosten des Krieges noch keineswegs erschöpft. Zu ihnen müssen noch die Rüstungsausgaben der Neutralen gerechnet werden, dazu die Kriegsausgaben der Gemeinden, die verlorenen und unberechenbaren Werte, die durch den Ausfall der Produktion, durch Vernichtung von Schiffen und deren Ladungen, durch Verwüstung auf den Kriegsschauplätzen usw. entstanden sind. Die Edelmetallgewinnung der Welt beträgt nur 116 110 Millionen Mark, der Wert der Eisenbahnen der Welt beträgt nur 2887 Milliarden und der Wert der Gesamtenergie Europas in einem Jahre stellt sich im Durchschnitt auf 31 665 Millionen Mark. Es sind somit die Ernten von zehn Jahren erforderlich, um den Betrag der Kriegsschulden zu decken. Die Summen, die der Krieg verhängt, sind bis Anfang 1917: im Tage 323 548 740 Mt., in der Stunde 13 481 197 Mt., in der Minute 224 687 Mt. Jede Sekunde der weiteren Dauer des Krieges kostete, abgesehen von allen anderen unschätzbaren Verlusten, mindestens 3745 Mt. an baren Ausgaben. Das sind Zahlen, die wirklich keiner weiteren Erklärung bedürfen.

### Die Weltproduktion in Wolle im Jahre 1916.

Ueber die Zahl der Schafe und die Weltproduktion an Wolle im vergangenen Jahre dienen folgende Angaben:

	Anzahl der Schafe:	Produktion an Wolle Ebs. = 453 gr.
Vereinigte Staaten	50 039 281	288 777 000
Kanada	2 136 259	11 210 000
Mexiko und Zentralamerika	3 620 810	7 750 000
Argentinien	83 545 931	264 500 000
Uruguay	26 286 296	143 293 000
Das übrige Südamerika	18 574 046	69 620 707
Großbritannien und Irland	27 552 136	121 200 043
Der europäische Kontinent	157 524 920	682 200 000
Asien	93 321 920	273 146 000
Britisch-Südafrika	35 710 843	157 761 470
Das übrige Afrika	28 698 005	49 919 000
Australien	82 011 606	569 775 000
Neu-Seeland	24 465 526	197 266 914
Die Südseeinseln	10 000	100 000
	633 497 579	2 836 519 134

Der europäische Kontinent, darunter Skandinavien, hat die meisten Schafe, aber es wird durchschnittlich nur 4,3 englische Pfund Wolle pro Schaf jährlich produziert, gegen 7 Pfund in Australien, das 13 Proz. der Schafe besitzt, aber 20 Proz. der Produkte liefert. Für Neu-Seeland sind die Zahlen 4 bzw. 7 Proz. (Rußland hat über 46 Millionen Schafe in Europa und zifra 34 Millionen in Asien. Norwegen hatte 1 281 030 Schafe.)

<sup>1)</sup> Ohne Kolonien. <sup>2)</sup> Dem jetzigen Stand nicht mehr entsprechend.



### Ein Kenner.



Gastwirt (freundlich zum Gast): „Vielleicht eine Portion Hasenbraten gefällig?“

Gast: „Nein, danke, bin selbst Gastwirt.“

### Straßenreiniger.

Hürwahr, es ist zu gar nichts nutz,  
den Kehrriht aufzulesen;  
der Straßen allergrößten Schmutz  
entfernt ja doch kein Besen.  
Die Lumpen, die vorübergeh'n  
beiseitigt Sturm und Regen . . .  
Doch die — in Samt und Seide geh'n,  
die sind nicht wegzufegen.

### Tiroler in Galizien.



„Wenn i nur wüßt', wie man ein Bussel auf polnisch ausdrückt.“

„Dös brauchst net aus drücken; — Dös mußt halt gleich auf drücken!“

### Im Kafernenhof.



Sergeant (zu einem Rekruten, der mit offenem Wunde da steht): „Müller, was sind Sie in Ihrem Zivilverhältnisse?“

— „Ich bin bei der Post, Herr Sergeant.“

— „Na, dann machen Sie gefälligst Ihren Briefkasten zu!“

### Der Sturm.



Lehrer: „Damals sang der edle Dichter Theodor Körner: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ Welchen Sturm meinte der Dichter?“

Der kleine Moriz: „Den auf die Sparlasse!“

### Der Lump.

Und bin ich auch ein rechter Lump,  
so bin ich dessen unverlegen;  
ein frech' Gemüt ein fromm Gesicht,  
Herzbruder, sind ein wahrer Segen!

Links nehm' von Christi Mantel ich  
ein Zipfelchen, daß es mir diene,  
und rechts — du glaubst nicht wie das deckt —  
rechts von des Königs Hermeline.

Theodor Storm.



## Hauswirtschaftliches.

**Herstellung wasserdichter Leinwand.** Die Leinwand wird mit einem Gemisch der nachstehend genannten drei Lösungen bestrichen: 1. 50 gr Hausenblase in drei Liter kalkfreiem Wasser gelocht; 2. 100 gr Alaun in drei Liter Wasser gelöst; 3. 40 gr Natronseife in zwei Liter Wasser gelöst.

**Herstellung von Putzsteinen.** 10 kg feinst gepulvert und geschlemmte Bergtreibe, 1 kg Englischrot, 2 kg gepulvertes Gips werden mit Wasser zu einer dicken Pasta angerührt, in quadratische Formen gebracht und getrocknet.

**Zum Reinigen von tuchenen Koffagen** dient mit zehn Teilen Wasser verdünnter Ammoniak, womit die schmutzigen Stellen gebürstet werden.

**Silbergegenstände zu reinigen.** Die silbernen Gegenstände werden einige Minuten in eine siedend heiße Lösung von Weinsäure gelegt und mit einem zarten Leder gepulst. Man kann auch in heißer Lauge etwas Alaun auflösen, etwas Seife dazwischen mischen, wodurch ein alkalisches Seifenwasser entsteht, putzt die silbernen Gegenstände damit und trocknet sie sorgfältig mit alter, weißer Leinwand ab.

**Wäsche, die man lange nicht braucht, bleibt schön weiß, wenn man sie nicht plättet; glatt gerollt darf sie, sehr gut getrocknet muß sie sein, ehe sie aufbewahrt wird, weil sonst leicht Stockflecke entstehen.**

**Härten von Stahlwerkzeugen in Karbolsäure.** Zum Härten von stählernen Werkzeugen wird die käufliche Karbolsäure empfohlen. Ohne daß die Härte geringer wäre als die von in Wasser gehärteten Stücken, ist die Elastizität und Zähigkeit wesentlich größer.

**Spaltung der Haare** rührt von mangelhafter Ernährung des Haares und zu großer Trockenheit desselben, aber auch von Krankheit des Haarbodens und des Haares her. Die Spitzen der Haare müssen oft und reichlich bis über die Spaltungsstelle hinaus abgesehritten werden. Sodann sind der Kopf und das Haar öfters, wenigstens aber einmal wöchentlich, mit guter Seife und lauem Wasser zu waschen, worauf mit reinem, weichem Wasser, das allmählich kühler zu nehmen ist, abzuspülen ist und gut abgetrocknet werden muß. Hierfür ist mit einer Pomade einzusetzen, die aus 2 gr Chinaextrakt, 4 gr Schwefelblüte, 50 gr Vaselin, 30 gr frischem Rindermant, 20 gr Lanolin, 9 gr Klettenwurzelöl, 1 gr Rosmarinöl besteht.

**Zum Ausfüllen der Fugen in den Fußböden** eignet sich eine Mischung aus Lehm, Ocker und Sägespänen. Durch Bestreichen mit Chromalaunlösung kann dieser Kitt, nachdem er in die Fugen gestrichen ist, wasserdicht gemacht werden.

**Porzellan** fittet man sehr gut mit „Wasserglas“ zusammen. Hauptvoraussetzung sind reine Bruchstücke, denn Staub, Verunreinigung mit fettigen Händen usw., kann die ganze Arbeit zu einer verfehlten machen.

**Seide plätten.** Das Plättelstein darf nicht zu heiß sein und zwischen dem Stoff und dem Eisen muß stets ein Blatt Papier liegen.

**Schutz der Geräte gegen Rost.** Als zweckmäßiges Mittel gegen das Rosten eiserner und stählerner Geräte ist eine Mischung von Fett, welches durch Ausbraten von 1 kg Speck, dann 30 gr Kampfer und etwas Graphit beigegeben werden, gewonnen wird, sehr zu empfehlen. Mit dieser Mischung bestrichen und nach 24 Stunden mit einem weichen Lappen abgerieben, zeigen die Geräte nicht nur eine stählerne Farbe, sondern sind auch auf längere Zeit vor den zerstörenden Einflüssen der atmosphärischen Luft derart geschützt, daß sie nicht rosten können.

**Bernstein** fittet man durch Bestreichen der Bruchstellen mit Aethylalkohol und festes Zusammendrücken der aufeinander gepackten Bruchstücke.

**Um kleine Mengen Eis im Krankenzimmer aufzuwahren,** empfiehlt sich folgendes Verfahren: Man legt über ein irdenes Gefäß ein Stück Flanell, groß genug, um es trichterförmig hineindrücken zu können. In diese muldenförmige Vertiefung bringt man das Eis, in Stücke geklopft, wie man es braucht, und bedeckt es wieder mit einigen Lagen Flanell. Ueber das Gefäß wird ein Deckel gestülpt oder ein Brett gelegt. Auf diese Weise hält sich Eis lange Zeit brauchbar im warmen Zimmer und im Sommer, während es sonst schnell schmilzt.

**Petroleum** brennt besser, wenn man ein nußgroßes Stück Kampfer oder eine Messerspitze voll Salz in den Ballon legt.

**Unverbreitbares Papier** erzeugt man durch ein- bis zweimaliges Eintauchen gewöhnlichen Papiers in starke Alaunlösung.

**Wasslederne Handschuhe** kann man auf folgende Weise selbst reinigen: Man füllt eine Schüssel mit handwarmem Wasser, tue einen Eierbecher voll Stearinöl dazu, ebensoviel Salmtalkgeist und rühre die Mischung gut schaumig. Hierauf ziehe man die Handschuhe über die Hand, reibe und wasche sie sauber und hänge sie umgestülpt zum Trocknen auf.

**Goldgegenstände zu reinigen.** Zum Reinigen und Putzen goldener Gegenstände nimmt man feingeschlammtes Polierrot, womit ein recht weiches, zartes Leder bestreut wird. Die Gegenstände werden damit abgerieben.

**Unfehlbares Mittel gegen Wanzen.** Die frischen Triebe des Traubenholunder (rotbeeriger Sambucus racemosa) werden mit Wasseraufguss mehrere Stunden lang gekocht. Mit dem braunen, möglichst konzentrierten Abzug bestricht oder wäscht man die von Wanzen heimgesuchten Stellen. Inzwischen bereitet man einen zweiten Abzug, der siedend heiß und dampfend in der Mitte des Raumes aufgestellt wird. Wenn Türen und Fenster geschlossen, wirken die starktrocknenden Dämpfe wunderbar. Später ist Reinlichkeit und Sorgfalt nötig, eventuell Wiederholung des Mittels.

**Mittel zur Vertilgung der Mäuse.** Man füllt von zwei Tellern den einen mit Mehl, den anderen mit Wasser und stellt sie nebeneinander an den Ort, wo das Ungeziefer sich aufhält. Daselbe wird davon fressen und am folgenden Tage seinen Kameraden zum Schmausen mitbringen. Auf diese Weise muß das Mehl unvermischt einige Tage aufgestellt werden, bis die Fresser vollkommen sicher gemacht sind. Dann vermischt man es halb dem Gewicht nach mit gebranntem und gestiebtem Gips. Besser ist es, wenn man auch etwas Zucker zusetzt, denn Ratten und Mäuse sind große Leckermäuler. Der Teller mit Wasser muß frisch aufgestellt werden. Das Ungeziefer frist von dem Mehl und säuft von dem Wasser, um den Durst, der sich darauf einstellt, zu löschen. Der Gips verhärtet sich in den Eingeweiden und führt den Tod der Tiere herbei. Auf diese Weise kann man, wenn die Sache gut ausgeführt wird, auf einmal den größten Teil der ganzen Kolonie vertilgen. Dieses angegebene Mittel ist deshalb zu empfehlen, weil es nicht giftig ist, von Haustieren nicht verzehrt wird und auch nicht verschleppt werden kann.

**Unsere Taschenuhr als Kompaß.** Wenige wissen, daß jede gutgehende Taschenuhr zugleich ein Kompaß ist. Dreht man nämlich die Uhr, die man zu diesem Zweck wagerecht hält, so, daß der kleine Zeiger nach der Sonne zeigt, dann liegt Süden gerade mitten zwischen dem Zeiger und der Ziffer 12 der Uhr. Dreht man z. B. den kleinen Zeiger um 6 Uhr nach der Sonne, so liegt Süden in der Richtung der Ziffer 9; um 10 Uhr ist Süden in der Richtung der Ziffer 11.



## Gesundheitspflege.

Heiserkeit beseitigt man am besten durch Anwendung von kaltem Wasser, innerlich und äußerlich. Morgens trinke der Patient beim Anziehen ein Glas frischen Wassers nach und nach, auch tagsüber öfter einen Schluck davon. Abends lege er sich einen Prießnitz-Halsumschlag, das Tuch in kaltem Wasser ausgebrüht, einen dicken, wollebenen Umschlag darüber. Und morgens wasche man den Hals gleich nach dem Auswickeln mit 18gradigem Wasser ab. Dies ein paar Tage fortgesetzt, vertreibt das Uebel schnell und härtet den Hals ab.

Gegen den sogenannten „Schlucken“, der oft recht lästig werden kann, gibt es ein einfaches, aber sicher wirkendes Mittel. Es besteht darin, daß man einen Teelöffel feinen Zucker recht schnell hintergeschluckt. Hilft es nicht das erste Mal, so wiederhole man, es hilft dann sicher.

Gegen Rheumatismus ist das Trinken von frisch ausgepresstem Zitronensaft anzuraten. Wenn er in genügender Menge genommen wird, 2–3 Zitronen täglich, verschwinden die Schmerzen bald. Aber nicht jeder Magen kann dieses Mittel vertragen, das muß jeder selbst ausprobieren.

Gegen Gicht soll das Auflegen warmer Säckchen, die mit Kochsalz gefüllt sind, sich bewährt haben. Sobald das Säckchen erkaltet, muß es durch ein warmes wieder ersetzt werden, bis die Schmerzen verschwinden. Das Säckchen kann zehnmal angewärmt werden, dann ist das Salz unbrauchbar und muß wegwerfen werden.

Zitronensaft wird als Waschmittel gegen aufgesprungene Hände empfohlen, deren Oberhaut durch den Wechsel von Kälte und trockener Wärme, besonders die des Ofens oder Feuerherdes, rüniert wurde. Das erste schmerzhafteste Gefühl nehme man um so lieber in den Kauf, als das selbe auch von dem für den gleichen Zweck empfohlenen Glycerin hervorgerufen wird.

Belebende Mittel, die geeignet sind, die gesunkenen Lebenskräfte schnell zu heben und Ohnmachten zu beseitigen, sind folgende: 10–20 Tropfen Aether, 20–40 Tropfen Hoffmannsche Tropfen auf Zucker, Waschungen mit Essig oder Spiritus, Bepriechung mit kaltem Wasser, Frottieren.

Magenkrampf. Man löst eine Messerspitze doppeltsohlensaures Natron in einem Weinglas Wasser auf und trinkt es bei jedem Krampfanfall.

Wenn man Sühneraugen, ob hart oder weich, jeden Abend und Morgen mittels Pinsels mit stärkster Essigsäure behaupt, verschwinden sie nach 8–10 Tagen.

Bei Erstickungsgefahr durch Anwesenheit fremder Körper im Schlunde oder in der Speiseröhre entferne man dieselben durch die eingeführten Zeige- und Mittelfinger, indem man durch Aufdrücken der Unterlippe auf die untere Zahnreihe sich vor Zahnbiß schützt, oder rufe wenigstens Brechreiz hervor.

Mittel gegen das Ausfallen der Kopfhaare. Man nehme einen Teil Nizinusöl auf fünf Teile Franzbranntwein, schüttle tüchtig und reibe mit dieser Flüssigkeit mit einem kleinen Schwämmchen die Haare ein (1 bis 2 Teelöffel genügen). Die Wirkung ist vorzüglich.

Mittel gegen Frostbeulen. Maum 2 gr, Borax 2 gr, Rosenwasser 150 gr, Benzoeinktur 5 gr. Man lege einen hiermit befeuchteten reinen Leinwandlappen morgens und abends auf und hält ihn 15 Minuten lang feucht, indem man von Zeit zu Zeit etwas von der Flüssigkeit aufgießt.

Für Brustleiden bildet der Honig ein sehr empfehlenswertes Hausmittel. Man nehme ihn in folgender Form: Acht Eßlöffel frische, ungesalzene Ziegenbutter wird zerlassen und mit vier Eßlöffel gutem, edlem Honig verührt; wenn diese Mischung erkaltet ist, verwendet man sie zum Gebrauch, indem man früh und abends einen Eßlöffel voll davon nimmt.

**Senfpapier.** Der bekannte Arzt Susekind empfiehlt das Senfpapier als eines der geschwindest wirkenden Erleichterungsmittel. In dringenden Fällen, z. B. bei schlagartigen Zufällen und Bruststichungen, könne es sogar das Leben retten. Er empfiehlt es ferner bei Kopf- und Zahnschmerzen, Schwindel, Ohrensausen, Betäubung, Brustkrämpfen, Erstickung, Leib- und Rückenschmerzen. Senfmehl und Senfpapier kauft man in der Drogehandlung.

Der Schlaf des Kindes darf keine Störung erfahren, am wenigsten eine gewalttätige, wie durch Herausreißen aus dem Bett, polterndes Geräusch, grelles Licht usw. Man vermeide überhaupt, es zu wecken, und stelle sich daher auch nicht an das Bettchen eines schlafenden Kindes, um es starr anzusehen, wodurch es beunruhigt wird. Vorgesagtes gilt übrigens nicht nur für Säuglinge, sondern für alle Kinder bis zu sieben Jahren. Nach den ersten Jahren kommt man allerdings oft in die Lage, sie wecken zu müssen, doch soll dieses sanft geschehen, indem man sie beim Namen ruft oder leise berührt, damit sie nicht aufschrecken, was selbst bei großen Kindern schlecht für die Nerven ist.

Bei Zahnschmerzen reinige man die kranke Stelle etwa zehnmal täglich mit einer Abkochung von Zinnkraut (Equisetum arvense). Auch gurgeln man öfters mit Zinnkrautwasser. Die erkrankte Seite des Gesichtes muß von oben herab tüchtig mit kaltem Wasser begossen werden, was jeden Tag mindestens zweimal zu geschehen hat.

**Brandwunden.** Man bestreiche die Wunde mit Öl und sirenre gepulvertes Salz darauf. Binnen 10 Minuten ist aller Schmerz, in einer Stunde sogar die glühende Röde verschwunden und die Haut erscheint wieder in ihrer natürlichen Farbe, und weder Blasen noch Hautablösungen zeigen sich.

Erstrene Ohren soll man nicht stark reiben und noch weniger an einen warmen Ofen halten. Man nehme etwas Schnee und reibe damit die Ohren ganz sanft so lange, bis sie sich warm anfühlen. Ist kein Schnee vorhanden, so kann man sich auch eines in kaltes Wasser getauchten Schwammes oder Lappens bedienen.

Wie kann man künstliche Atmung hervorrufen? lege beide Hände (die Fingerippen nach dem Kopf des Kranken gerichtet) flach auf den Bauch des Kranken zu beiden Seiten der Mittellinie und unterhalb des Rippenbogens. Dann führe in kräftigem Tempo einen tiefen und gleichmäßigen Druck nach rückwärts gegen die hintere Wand des Brustkorbes aus, laß mit dem Druck wieder nach und wiederhole ihn in den gleichmäßigen Zwischenräumen der natürlichen Atmung.

Bei Blinddarmentzündung reicht man dem Patienten reines Olivenöl in so großer Menge, wie er nur irgend herunterbringen kann. Das einfache Mittel hat nach Aussage eines berühmten amerikanischen Arztes schon in ganz verzweifeltsten Fällen geholfen, wo das Messer zur Operation schon bereit lag. Sollte nach dem Einnehmen des Oels nicht sofort Linderung eintreten und nach Verlauf einer Stunde noch nicht erzielt worden sein, so wird nochmals Olivenöl, aber nur zur Hälfte des ersten Quantum getrunken. Natürlich muß aber der Arzt bei einer solchen schweren Erkrankung hinzugezogen werden.

Bei Gallensteinbeschwerden pflegt reines Olivenöl, zu vier Malen je einen Eßlöffel voll täglich genommen, häufig zur Entfernung von Gries und Steinen zu führen.

Bei nervösen Kopfschmerzen hilft das Trinken von starkem schwarzen Kaffee, in dem man den Saft einer Zitrone gepreßt hat. So heiß als möglich soll getrunken werden; der Erfolg zeigt sich sogleich.

Gegen Sodbrennen ist ein besseres Mittel als doppeltsohlensaures Natron und Magnesia eine Abkochung oder ein Tee — auch das Rauen — von Brombeerbättern.



### Beweis.



D a m e: „Wie wollen Sie beweisen, daß das von mir gefundene Geldstück das Ihrige ist?“  
 — „Na, aber Fräulein — seh'n Sie sich doch mal das Loch in meiner Tasche an!“

### Auch etwas.



„Urlaub? Ne, mein Lieber, aber eine Freikarte fürs Kaiserpanorama“ will ich Ihnen geben, da können Sie sich ä „Reise durch die Schweiz“ ansehen.“

### Guter Rat.

### Viel verlangt.



Sergeant: „Immer die Brust heraus, Leute, immer heraus, bis euch die Ammen dort drüben beneiden!“

Gemeinheit und Kleinheit,  
 sie herrschen in der Welt,  
 sie haufen in den Städten,  
 sie fahren über Feld,  
 sie grüßen hold und schmeichelnd  
 und lullen sanft dich ein,  
 und werfen vor die Füße  
 Gedröck dir und Gestein.  
 Und kommst du so zum Straucheln,  
 dann stürmen sie drauf los  
 und stürzen dich zu Boden  
 mit hinterlistigem Stoh,  
 und jauchzen düffeltrunken:  
 „Wie schwankend und wie schwach!  
 Die Windigkeit des Prahlers  
 kommt herrlich an den Tag!“  
 Und regst du aus dem Staube  
 die Feuste zorngeballt,  
 dann höhnen sie: „Nun zeigt sich  
 die wirkliche Gestalt!“

Gemeinheit und Kleinheit,  
 laß ihnen Macht und Welt!  
 Benutze sie als Affen,  
 die man zur Kurzweil hält.

Johannes Wedde.



# Henkersgeschichten.

Von Johannes Kleinpaul.

Allgemein gilt der Beruf der Scharfrichter und Henker für unehrlich. Schon das ist — so bestimmt gesagt — ein Irrtum. Denn im altgermanischen Kriegsbeer hatten allein die geweihten Priester Macht, zu strafen: zu binden und zu schlagen. Später ging sie auf den König, von dem auf die Ritter über, bis wir 1588 im „Deutschen Schlemmer“ lesen:

he is je ein wiß eddelmann  
dem steit dat böddelampt nicht an.

Nun, da der Ritter zu gut, zu „gebildet“ dafür war, köpften und hängten angesehene Bürger. In Franken knüpften vier Schössen den Dieb auf und der jüngste Ehemann des Dries legte ihm zuvor den Strick um den Hals; zu Neutlingen in Schwaben hängte der unterste Ratsherr. Aber noch König Wenzel von Böhmen hatte einen Scharfrichter zum ständigen Begleiter und sogar zum Gevatter.

Doch das waren späte Ausnahmen. Nach allgemeinem Empfinden war damals das Amt des Henkers längst schon ein verrufenes Gewerbe, verrufen wie die Henkersfamilien selbst, in denen es sich deshalb häufig jahrhundertlang forterbte. Denn mit „Scharfrichters“ wollte niemand gern zu tun haben, jeder ehrliche Mann hielt sie sich möglichst weit vom Leibe. Im Jahre 1753 versuchte sich die Familie des Abdeckers Vant in der Weise unter die ehrlichen Leute zu mischen, daß der Mann zuletzt von den Männern, aber vor den Frauen, seine Frau als letzte der Frauen, doch vor den Mädchen zur Kommunion ging. Durch das damals anhaltinische Konsistorium wurden sie aber wieder an das Ende des ganzen Zuges verwiesen und ihnen nahegelegt, das Abendmahl doch lieber abgesondert in Ehrenpredigers Hause zu genießen. Ihre Kinder durften zwar mit den anderen in derselben Schulstube unterrichtet werden, mußten aber auf einer besonderen Bank sitzen und auch in der Kinderlehre unten an stehen. Ein Begräbnis dieser Leute war immer ein „öffentliches Vergernis“. Entweder weigerten sich die Nachbarn, dem Toten die Krühle zu machen oder ihn hinauszutragen, und keinesfalls durfte der „rote Heinz“ mit ihnen in der „Prozession“ hinter dem Sarge gehen. Im Jahre 1622, als in Dresden eine öffentliche Wadestube eingerichtet wurde, wollten auch „Henkers“ daran teilhaben — man ließ sie nicht ein; es wurde ihnen aber erlaubt, bei sich zu Hause zu baden, so viel sie wollten.

Dennoch war das Amt an manchen Orten recht begehrt, so daß sich die Bewerber geradezu unterboten. In Vechta wollte 1727 der Halbmeister Jürgen Lambert „das gelegentliche Hinrichten ganz unsonst machen“, und sein Vorgänger Anton Bülle versprach sogar, der hochfürstlichen Kammereikasse jährlich fünfzehn Taler aus seiner Tasche zu zahlen, wenn er es nur erhielt, ungerechnet der zwei Paar hundsledernen Handschuhe, die dort nach alter Gewohnheit der Henker alljährlich dem Rentmeister und dem Drossen reichte.

Ein Henker, „wie er im Buche steht“, sozusagen ein „Ideal“ Henker, war freilich ein Mann von höchst vielseitigen Pflichten. Zunächst wollte sein Hauptberuf — gelernt sein! So ist es begreiflich, daß im Jahre 1723 der Scharfrichter Polster in Vorna, als er drei Delinquenten hintereinander jeden mit einem Hiebe köpfte, darüber zum Dichter wurde und, während er seit fürchterliches Nischenschwert an der Schürze abwischte, die staunende Menge also anredete:

Kurz ich wünsche, daß ein jeder also lebe,  
damit er nicht an diesem kalten Eisen klebe.

Jederlei Art Verbrechen wurde ja auf besondere Weise gesühnt. Entauptungen waren die ehrenvollste und zugleich die mildeste Form der Todesstrafe. Diebe knüpfte man in der Regel auf. Hexen wurden verbrannt. „Weil sie durch böse Zauberkünste eine verheerende Seuche herbeigerufen“, wurden in Prag im Jahre 1161 86 jüdische

Herzte verbrannt, und in Berlin — nach den Aufzeichnungen des berühmten Arztes Dr. Heim — noch am 15. August 1786 ein Brandstifter. Räubern und Mördern wurden die Glieder bei lebendigem Leibe einzeln, von unten angefangen, zerstoßen und sie dann aufs Rad geschlochten oder unter einem Galgen gestellt; sogar Entauptete wurden hinterher noch aufs Rad geschlochten. Kindesmörderinnen band man (noch 1734 in Sachsen) mit einem bissigen Hund, einer Kage, einem Hahn und einer Schlange zusammen in einen Sack oder in ein Faß; dann über die Brüste hinter ins Wasser, wo es am tiefsten war. Noch lieber aber waren vielleicht jene mit Nägeln und Messern gespickten Fässer, in denen man die Verbrecher zu Tode wälzte, wovon Grimms Märchen erzählen. Dazu kamen gelegentliche Exekutionen mit dem Schaubesfen und dann das ganze, an Feinesen so reiche Arsenal der Folter. Das wollte schon beinahe studiert sein. Mitunter beschäftigten den gefürchteten Mann freilich auch lächerliche Dinge. So wurde am 16. Januar 1757 auf dem Markt zu Dresden ein Buch: „Kurzer, doch gründlicher Beweis, daß das Königreich Böhmen S. R. M. in Preußen zustehe“ öffentlich durch Henkershand verbrannt und 1699 in Suzl drei Eibschäume, die man „als göttliches Gegenzaubermittel“ vor einen Stall gepflanzt, damit die verbergtene Kühe wieder Milch gäben, durch den Büttel herausgerissen und verbrannt. 1553 wurde zu Frankfurt a. M. ein Schwein durch den „Stöder“ hingetrichtet, weil es ein Kind gefressen hatte.

Dies der Hauptberuf. Die Nebenberufe waren beinahe ebenso zahlreich und danach wurden ihre Inhaber an verschiedenen Orten recht verschieden benannt: Schelm, Büttel, Kronvogt, Stöder, Lemmerer (Schläger), Abdecker, Schinder, Halbmeister, Freimänner, Nachrichter, Freischössen, Züchtiger, Racker. In Dresden zum Beispiel führten sie nebenher mit zarter Hand die Aufsicht über das öffentliche Frauenhaus, sorgten für die Räumung und Sauberkeit aller Straßen, der Gefängnisse, Festungsgräben, Schleusen, wie auch der „Heimlichkeiten“ der Bürger, waren die Gewaltigen der Abdeckerei, hatten die Wolfsgruben und Wärgärten mit Nas zu versorgen und dem Landesherrn Jagdhunde aufzuziehen, abzurichten und zu heilen.

Ein Scharfrichter, der sein Fach aus dem ff verstand, heilte jedoch auch Menschen. Da die Medizimänner früherer Jahrhunderte es unter ihrer Würde hielten, äußere Leibesbeschäden zu kurieren, war die Kunst des Chirurgurgen ebenfalls in diese blutigen Hände gelegt. Noch in einem Kurpfuschereiverbot Friedrichs II. vom 4. März 1744 wurde den Scharfrichtern „vergönnt, die Beinbrüche, wenn sie darin wohl erfahren, zu heilen, jedoch bei willkürlicher Strafe verboten, innerlichen Auren sich zu mieren“. Der Rat zu Frankfurt hatte schon 1656 „allerhand betrüglichen und geldsüchtigen Wintelärzten, als da sind verorbene Apotheker, gewissen- und berufsberogessene Kircken- und Schuldiener, Aufklauber, Historier, Wurzeltäger, Nachrichter und Schwarzkünster“, jemand öffentlich oder heimlich Arznei zu geben unterlagt, bei zehn Gulden Strafe. Das Volk wurde damals von dem allgemeinen Glauben beherrscht: Wer Wunden schlägt, vermag sie auch zu heilen. Demgegenüber stand freilich ein anderes Gesetz der Sympathie: Was mit Toten in Berührung kommt, ist selbst dem Tode verfallen. Da die Nachrichter hiergegen gefest erschienen, konnte bei ihnen nicht alles richtig sein. Sie galten als Vertraute der Geister und Eingeweihte geheimer Magie, die jeder, als mit Insamie gebrandmarkt, hob. Freilich hatte das auch sein Gutes, nämlich als Verwahrungsmittel vor Verbrechen und Strafen, weil jeder, der in ihre Hand geriet, ob schuldig oder nicht, dadurch seine Ehre auf ewig verloren glaubte.



Derartiger Aberglaube war aber ebenfalls oft ein Anlaß dunkler Geschäfte. In einer Novelle Theodor Storms wird ein Fallsüchtiger auf den Richtplatz geschleppt und gezwungen, von dem Blute eines Schwäfers zu trinken; denn das sollte ihn kurieren. In Sachsen wurde noch 1755 eine derartige Erlaubnis nachgesucht und durch den damaligen Premierminister Grafen Brühl erteilt; der Unglückliche trank auch wirklich, aber dann stürzte er eiligst davon. Um dieselbe Zeit kaufte man in Kamenz von einem Henkersbuben einen Diebsdaumen, „um sich vor dem Wolfspeiß zu verwahren“; im Erzgebirge, in einem Dorfe bei Karlsbad, hat man sich noch vor wenigen Wochen um ein Gndchen von dem Draht, an dem sich ein Selbstmörder aufhängte, öffentlich gerauft.

Als eine beinahe erstaunliche Tatsache muß daher verzeichnet werden, daß kürzlich eine alte Schnupftabaksdose versteigert wurde, die aus Holz vom Schafort König Karls I. von England geschnitten war. Denn nicht nur der Henker, auch all sein Handwerkzeug und Gerät waren verkauft. Selbst dann, wenn es von ihm noch gar nicht im Gebrauch genommen und sozusagen „eingeweicht“ war. Deshalb übertrug 1561 der Rat zu Frankfurt der ganzen Gasse der Zimmerer den Bau eines neuen Galgens; jeder Meister mußte einen Nagel einschlagen. Ein andermal (1731) veranstaltete man gleich ein allgemeines Bürgerfest und gab den Erwachsenen ein Faß Wein zum Verkosten und der Jugend einen Hut und ein Paar Strümpfe zum Vertanzen.

Bei der Anlage eines neuen Hochgerichts wollte freilich allerlei bedacht sein. In der frühesten Zeit knüpfte man die Galgenbäl einfach an einen Baumast, der nach Norden, nach der traurigen und schauerlichen Mitternachtszeit hin gewachsen war; auch wenn ein armer Sünder mit Hauptet wurde, wendete der Richter zuvor dessen Angesicht der Nachseite zu und hernach, ähnlich wie heute noch die Schwächer, stieß er sein blutiges Messer in den nächsten Baum. Im späteren Mittelalter stellte man den Galgen als ein wichtiges Hoheitszeichen weithin sichtbar auf, am liebsten auf einer Anhöhe vor der Stadt. Daher haben die vielen Galgenberge und Rabensteine ihre Namen. Aus demselben Motiv wurden 1316 nach dem Gettlichischen Aufstande zu Frankfurt die Köpfe der vier Rädelsführer auf die vier Spitzen des Mainbrückenturmes gesetzt, wo einen derselben noch Goethe sah; dieser Schädel trotzte da oben allem Wind und Wetter 185 Jahre lang, bis 1801 der ganze Turm fiel. Schon zeitig wurde der Erfurter Galgen auf Bitten der Bürger so weit aus der Stadt auf den Stollberg gerückt, „als man mit einem Pfeil von dem großen Armbrust, der noch auf dem Rathaus hingeliegt, dem langen Stege aus schießen kann“. Und wie hoch sollte ein Galgen sein? Daß ein Reiter mit aufgerichteter Speer darunter durchreiten konnte. Da ließ man die Galgenbäl von der Sonne bescheimen drei Tage lang. Später wurden sie abgeschnitten und verscharrt. In Erfurt jedoch, wo Anno 1511 am Abend Petri und Pauli der betrügerische Bürgermeister Heinrich Kollner stranguliert worden war, spundete nach drei Tagen dessen Freundschaft (Verwandtschaft) des Gehängten Körper in ein durchsichtiges Faß, in dem sich eine Menge Krebsse fanden, und nachdem die Krebsse ihn aufgefressen hatten, ließen sie die „Freunde“ feilhalten, „darum die Reichsten das größte Gedränge gehabt, und haben sie keinem armen Manne gönnen wollen, weil die Krebsse von Menschenfleisch gar frisch und lieblich schmecken“.

Eine Hauptbedingung für alle Hinrichtungen war ungeschmälerte Öffentlichkeit: „auf freiem Platze, wo am meisten Volk ist“. Daher ist es kein Wunder, daß das Volk solche keineswegs seltenen Schaustellungen zu seinen gewöhnlichen Vergnügungen hinzurechnete und die Zeitungen darüber berichteten wie heute über Wettfänge und Rennen. Ein Dresdener Chronist, meines Wissens ein Bahor, um das Jahr 1790, schreibt zum Beispiel: „Die Hängenspiele (!) Exekution war die bestverrufenen Lippe

Zustian mit vier Komplicen 1713, wo 20 000 Menschen zu Fuß, 144 Kutschen und 300 zu Pferde zusehen.“

Was Wunder, wenn sich der Henker an solchen Tagen als die eigentliche Hauptperson fühlte. Stolz, mit hoch erhobenem Kopfe, zog er unter dem Geleit der ganzen Stadt mit dem „armen Menschen“, den man ihm überantwortet hatte, zur Richtstatt, während seine Gefellen das Zetergeschrei erhoben. Und manche „Justifikationen“ waren merkwürdiger Art. So mußten in vielen Städten zänkliche Weiber Schandflaschen oder Steine — wie Krausen um den Hals — tragen „unde de Fronen schoten er mit hornen vor und achter blasen“. Nach Hamburger Stadtrecht von 1497 mußten solche Damen ihre Steine sogar im bloßen Hemd von einem Stadtende zum anderen tragen, die eine hin, die andere zurück. Diejenige, die die „Pöstersteine“ trug, ging voraus, die andere hinter ihr her und letztere hatte dabei einen Stab mit einem Stachel in der Hand — der Stachel so lang wie ein Fingernagel — und durfte damit ihre Gegnerin nach Belieben „prickeln“. Am 16. Oktober 1724 verfügte König Friedrich Wilhelm I. von Preußen persönlich, der Hofrat Bangero, der Regierungsrat Kunsmann und der Amtmann Sbdow, die den Minister v. Massow fälschlich der Unterschlagung beschuldigt hatten, sollten sich zu Stettin auf öffentlichem Markte aufs Maul schlagen und sagen, daß sie als ein Schein gelogen; dem mitbeteiligten Schreiber aber soll der Büttel ein paar Maulschellen geben. Dieses Urteil wurde auch tatsächlich so vollzogen. Im Oldenburgischen wurden im 18. Jahrhundert alle „Lavelmacher“ (streikende Delchbauer) zwei Stunden an einem Pfahl gefesselt und, mochte es noch so kalt und windig sein, mit Wasser begossen; hinterher mußten sie auch noch ihre „Bademeister“ gehörig bezahlen. Wer Milch verwässerte, bekam einen Trichter in den Mund und dann wurde ihm so viel von seiner Milch in den Hals gegossen, „als nach dem Urteil des Arztes und des Vaders möglich ist“. Wer Butter verfälschte, wurde in die Sonne gestellt und ihm die Butter auf den Kopf gedrückt. War es zu kalt, so daß die Butter nicht schmolz, dann wurde ein Feuer vor ihm angemacht, und dann durften die Gassenjungen ihn belachen und die Hunde ihn belecken. Wer faule Eier verkaufte, kam an den Schandpfahl und der Wob durfte ihn mit den faulen Eiern werfen. In Frankfurt bekam 1571 ein Bäcker, der gemahlene Steine unter Mehl mischte, um die Brote gewichtiger zu machen, eines seiner Brote zu essen, „worauf er nicht mehr lange gelebt hat“. Am 20. Mai 1789 trug eine junge Dirne, die einem Bantgefangenen zur Flucht verhalf, in Dresden vor der Hauptzeugwache die „Fiebel“. Schlimmer erging es in einem ähnlichen Falle unter der Regierung Georgs IX. von England einer jungen Frau, deren Mann zum Militärdienst „gepreßt“ worden war. Sie wurde „mit dem Rinde an der Brust“ gehängt. Hingegen zahlte 1785 Seine kaiserliche Durchlaucht zu Sachsen der Mutter einer „wegen schändlichen, gewaltsamen Mordes defolletierten“ Soldatenfrau ein Schmerzensgeld in Gestalt einer förmlichen Pension von monatlich zwei Taler. Diese Delinquentin war auf ihrem letzten Gange in aschgrauen Damis gekleidet, hatte eine schwarze Damischürze vor und an der Brust ein Blumenbutet. Wohl um sie bei Kräften zu erhalten. Aus demselben Grunde wurde den armen Sündern vielfach kurz vor der Exekution eine Weinsuppe gereicht — die Henkersmahlszeit. Auch ebe ein Verbrecher im Zuchthause verschwand, wurde er am Pranger noch einmal dem Volke gezeigt; ja, den verächtlichen Einbrecher Wochas ließ sich 1780 sein sächsischer Landesvater sogar vorher für seine Galerie — malen!

So waren damals manche Spitzbuben geradezu die Helden des Tages. Aber die Henkergeschichte weiß noch von ganz anderen Heldentaten. Von dem 1647 verstorbenen Dresdener Scharfrichter Melchior Wahl von Dreßkigacker wird erzählt, er habe einem Enthaupteten rasch in Stück Rasen auf den Hals gelegt und ihm dann noch in der Hand über dreißig Akter geführt; zum Danke da-



für hätte ihn Johann Georg I. geadelt. Dieses Stückchen erinnert auffällig an das Ende des verachteten Seeräubers Klaus Störtebeker, der nach seiner Enthauptung auf dem Grasbrook in Hamburg noch an elf seiner Liledeefers vorbeirannte und ihnen dadurch das Leben rettete. Denn solches hatte er sich als letzten Wunsch ausgedehnt.

Gingegen war es für die Henter ein schwarzer Tag, wenn ihnen ihr Opfer noch im letzten Augenblick entschälpte. Das versuchte der katholische Pfarrer Peter Hvild zu Hörup auf Wsen, der 1536 „wegen des zunehmenden Lutheriums“ seine Gemeinde im Stiche ließ, aber ihre wertvollen Kirchenleinodien mitgehen ließ, noch in Hensburg auf der Galgenleiter mit Bitten und Beien. Aber eines seiner früheren Schäschen rief ihm höhrend zu: „Du spät, guter Herr, zu spät!“ Gingegen ist dem alten Reindel, der nicht weniger als zweihundertdreizehn Menschen vom Leben zum Tode beförderte — mit dem Schwert, mit dem Beil, mit der Guillotine —, doch ein-

mal ein Delinquent im letzten Augenblick entwischt. Dieser erspähte in der Mauer des Hofes, wo die Vollstreckung vorgenommen werden sollte, ein unbergittertes Fenster, riß sich an den Stufen des Schafotts los und sprang durch das Fenster. Er wurde zwar bald wieder aufgegriffen, hatte aber doch wenigstens sein Leben gerettet, weil das Gesetz in solchem Falle eine zweite Justifikation nicht zuläßt.

Früher kam es häufig vor, daß ein Delinquent dadurch vom Galgen loskam, daß ihn eine unbescholtene Jungfrau zur Ehe beehrte. So 1568 ein Watergeuse in Emden und noch 1834, als in Schönefeld bei Dresden zwei Raubmörder hingerichtet werden sollten, fragte eine Frauensperson beim Pfarrer wegen einer solchen Begünstigung an. Außerdem bestand ein uralter Rechtsbrauch, daß ein zum Tode Verurteilter seine Begnadigung erwirkte, wenn er (oder ein anderer) den Richtern ein Rätsel aufgab, das sie nicht zu lösen vermochten.

## Post-Tarif.

**Briefe.** Im Orts- und Nachbarortsverkehr bis 250 g 7½ Pfg. Nach dem übrigen Reichspostgebiet bis 20 g 15 Pfg., 250 g 25 Pfg. Nach Oesterreich-Ungarn und Luxemburg bis 20 g 15 Pfg., weitere 20 g 5 Pfg. Nach den besetzten Gebieten: Belgien bis 20 g 20 Pfg., jede weiteren 20 g 10 Pfg.; Russisch-Polen bis 20 g 15 Pfg., 250 g 25 Pfg. Nach dem neutralen Ausland bis 20 g 20 Pfg., jede weiteren 20 g 10 Pfg. Feldpost und Marine bis 50 g frei, 275 g 10 Pfg., 550 g-Päckchen 20 Pfg.

**Eilbotenbriefe** im Ort 25, im Landbezirk 60 Pfg. Briefe mit Zustellungsurkunde werden erhoben: 1. das gewöhnliche Briefporto; 2. 20 Pfg. Zustellungsgebühr; 3. das Porto für Rücksendung der Zustellungsurkunde.

**Postkarten.** Im Orts-, Nachbarortsverkehr und dem übrigen Reichspostgebiet 7½ Pfg. Nach Oesterreich-Ungarn und Luxemburg 7½ Pfg. Nach den besetzten Gebieten: Belgien 10 Pfg., Russisch-Polen 7½ Pfg. Nach dem neutralen Ausland 10 Pfg. Feldpost und Marine frei.

**Drucksachen.** Im Orts-, Nachbarortsverkehr, dem übrigen Reichspostgebiet, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg bis 50 g 3 Pfg., 100 g 5 Pfg., 250 g 10 Pfg., 500 g 20 Pfg., 1 kg 30 Pfg. Nach den besetzten Gebieten: Belgien für je 50 g 5 Pfg., Höchstgewicht 2 kg; Russisch-Polen bis 50 g 3 Pfg., 100 g 5 Pfg., 250 g 10 Pfg., 500 g 20 Pfg., 1 kg 30 Pfg. Nach dem neutralen Ausland für je 50 g 5 Pfg., Höchstgewicht 2 kg. Für Feldpost und Marine unzulässig; daher als Feldpostbrief verschiden.

**Geschäftspapiere.** Im Orts-, Nachbarortsverkehr und dem übrigen Reichspostgebiet bis 250 g 10 Pfg. Nach Oesterreich-Ungarn bis 2 kg für je 50 g 5 Pfg., mindestens 20 Pfg. Nach den besetzten Gebieten: Belgien für je 50 g 5 Pfg., Mindestsatz 20 Pfg., Höchstgewicht 2 kg; Russisch-Polen bis 250 g 10 Pfg., 500 g 20 Pfg., 1 kg 30 Pfg. Nach dem neutralen Ausland für je 50 g 5 Pfg., Mindestsatz 20 Pfg., Höchstgewicht 2 kg. Für Feldpost und Marine unzulässig; daher als Feldpostbrief verschiden.

**Warenproben.** Im Orts-, Nachbarortsverkehr und dem übrigen Reichspostgebiet bis 250 g 10 Pfg., 500 g 20 Pfg. Nach Oesterreich-Ungarn und Luxemburg bis 500 g für je 50 g 5 Pfg. Nach den besetzten Gebieten: Belgien für je 50 g 5 Pfg., Mindestsatz 10 Pfg., Höchstgewicht 350 g; Russisch-Polen bis 250 g 10 Pfg., 500 g 20 Pfg. Nach dem neutralen Ausland für je 50 g 5 Pfg., Mindestsatz 10 Pfg., Höchstgewicht 350 g.

Für Feldpost und Marine unzulässig; daher als Feldpostbrief verschiden.

**Briefe mit Wertangabe.** Im Orts-, Nachbarortsverkehr und dem übrigen Reichspostgebiet der 1. Zone bis 600 Mt. 35 Pfg., jede weiteren 300 Mt. 5 Pfg.; der übrigen Zonen bis 600 Mt. 60 Pfg., jede weiteren 300 Mt. 5 Pfg. Nach Oesterreich-Ungarn besgl. Nach den besetzten Gebieten Belgien und Russisch-Polen unzulässig. Nach dem neutralen Ausland: Gebühr wie bei Einschreibesendungen, dazu Versicherungsgebühr für je 240 Mt. nach Dänemark, Schweden, Niederlande, Luxemburg, Schweiz 8 Pfg., Norwegen 16 Pfg. Für Feldpost und Marine bis 50 g Gewicht und 150 Mt. Wert frei; von 50 bis 250 g und 150 Mt. Wert 20 Pfg., über 150 Mt. bis 300 Mt. 20 Pfg., über 300 Mt. bis 1500 Mt. 40 Pfg.

**Postanweisungen.** Im Orts-, Nachbarortsverkehr und dem übrigen Reichspostgebiet bis 5 Mt. 10 Pfg., 100 Mt. 20 Pfg., 200 Mt. 30 Pfg., 400 Mt. 40 Pfg., 600 Mt. 50 Pfg., 800 Mt. 60 Pfg.; an Soldaten in der Garnison, auf See und in den Häfen bis 15 Mt. 10 Pfg. Nach Oesterreich-Ungarn für je 40 Mt. 20 Pfg., Mindestsatz 20 Pfg. Nach Luxemburg bis 100 Mt. 20 Pfg., 200 Mt. 30 Pfg., 400 Mt. 40 Pfg., 600 Mt. 60 Pfg., 800 Mt. 80 Pfg. Nach den besetzten Gebieten: für je 40 Mt. 20 Pfg., Höchstbetrag 800 Mt. (Deutsche Währung, Auslandsformular); Russisch-Polen bis 5 Mt. 10 Pfg., 100 Mt. 20 Pfg., 200 Mt. 30 Pfg., 400 Mt. 40 Pfg., 600 Mt. 50 Pfg., 800 Mt. 60 Pfg. (Deutsche Währung, Auslandsformular.) Nach dem neutralen Ausland für je 40 Mt. 20 Pfg.; Dänemark für je 20 Mt. 10 Pfg., Mindestsatz 20 Pfg. Für Feldpost und Marine zulässig bis 100 Mt. 10 Pfg. (Selbstaues Formular.)

**Telegraphische Postanweisungen** werden erhoben: 1. die Postanweisungsgebühr; 2. die Telegrammgebühr; 3. Eilbestellgeld (Ort 25, Land 60 Pfg.).

**Pakete.** Im Orts-, Nachbarortsverkehr und dem übrigen Reichspostgebiet: a) bis 5 kg in der 1. Zone 30 Pfg., den übrigen Zonen 60 Pfg., b) über 5 kg in der 1. Zone 35 Pfg., der 2. bis 7. Zone 70 Pfg. und für jedes weitere kg über 5 kg in der 1. Zone 5 Pfg., 2. Zone 10 Pfg., 3. Zone 20 Pfg., 4. Zone 30 Pfg., 5. Zone 40 Pfg., 6. Zone 50 Pfg.; an Soldaten in der Garnison, auf See und in den Häfen bis 3 kg 20 Pfg. Nach Oesterreich-Ungarn und Luxemburg bis 5 kg 50 Pfg. Nach den besetzten Gebieten: Belgien bis 5 kg 1.20 Mt.; Polen unzulässig. Nach dem neu-



tralen Ausland bis 5 kg Dänemark, Niederlande, Schweiz 80 Pfg., Schweden 1.60 M., Norwegen 1.40 M. Franzosung. Für Feldpost und Marine bis 5 kg 25 Pfg., 6 kg 30 Pfg., 7 kg 35 Pfg., 8 kg 40 Pfg., 9 kg 45 Pfg., 10 kg 50 Pfg.

Eilbotenpakete im Ort 40, im Landbezirk 90 Pfg. Dringende Pakete. Außer dem Porto 1 M. Gebühr und Eilbestellgeld (Ort 40, Land 90 Pfg.).

Pakete mit Wertangabe. Außer dem Porto 5 Pfg. Versicherungsgebühr für je 300 M. (mindestens 10 Pfg.).

Postaufträge. Im Orts-, Nachbarortsverkehr und dem übrigen Reichspostgebiet 35 Pfg. Nach Oesterreich-Ungarn und Preussisch-Polen wie für Einschreibebriefe. Nach dem besetzten Gebiete Belgien Gebühr wie für Einschreibebriefe (beschränkt zulässig). Nach dem besetzten Gebiete Russisch-Polen unzulässig. Nach dem neutralen Ausland wie für Einschreibebriefe. Für Feldpost und Marine unzulässig.

Nachnahme. Im Orts-, Nachbarortsverkehr und dem übrigen Reichspostgebiet 10 Pfg., außer der Gebühr für die Sendung. Nach Oesterreich-Ungarn und Preussisch-Polen wie für Einschreibebriefe; bei Paketen 1 Pfg. für jede Mark (auf 5 Pfg. abgerundet), Mindestsatz 10 Pfg. nach Oesterreich-Ungarn und 20 Pfg. nach Preussisch-Polen. Nach dem besetzten Gebiete Belgien Gebühr wie für Einschreibebriefe; Pakete bis 800 M. zulässig. Nach dem besetzten Gebiete Russisch-Polen unzulässig. Nach dem neutralen Ausland bei Briefen Gebühr wie für Einschreibebriefe.

briefe; bei Paketen 1 Pfg. für jede Mark (auf 5 Pfg. abgerundet), Mindestsatz 20 Pfg. Für Feldpost und Marine unzulässig.

Telegramme. Im Orts- und Nachbarortsverkehr jedes Wort 5 Pfg., Mindestsatz 40 Pfg. Nach dem übrigen Reichspostgebiet jedes Wort 7 Pfg., Mindestsatz 60 Pfg. Nach Oesterreich-Ungarn jedes Wort 5 Pfg., Mindestsatz 50 Pfg. Nach dem besetzten Gebiete Belgien jedes Wort 10 Pfg. (beschränkt zulässig). Nach dem besetzten Gebiete Russisch-Polen jedes Wort 15 Pfg., Mindestsatz 1.50 M. (höchstens 15 Wörter zulässig). Nach dem neutralen Ausland jedes Wort nach Dänemark, Niederlande, Schweiz 10 Pfg., Schweden und Norwegen 15 Pfg. Für Feldpost und Marine jedes Wort 5 Pfg. (die Adresse kostet für sich 50 Pfg.). Höchstens 20 Textwörter zulässig.

Einschreibesendungen. Außer dem Porto wird eine Gebühr von 20 Pfg., bei Rücksendungen außerdem eine Gebühr von 20 Pfg. erhoben.

Spergutsendungen. Eineinhalbfache Gebühr.

Gebühren im Postfachverkehr: 1. bei Einzahlung mit Zahlkarte bis 25 M. 5 Pfg., über 25 M. 10 Pfg.; 2. für jede Auszahlung 5 Pfg. Grundgebühr und ein Zehntel vom Tausend des auszahlenden Betrages; 3. für jede Ueberweisung auf ein anderes Konto 3 Pfg. Die Briefe der Kontoinhaber an die Postfachämter kosten bei Benutzung der amtlichen Briefumschläge 7 1/2 Pfg.

Kriegsgefangensendungen sind sämtlich portofrei. Rohrpostbriefe 35 Pfg. Rohrpostarten 30 Pfg.

## Verzeichnis der Messen und Märkte in Baden.

— Kram- und Viehmarkt; \*\* = Vieh- und Pferdemarkt; \*\*\* = Kram-, Vieh- und Pferdemarkt; K = Krammarkt; P = Pferdemarkt; V = Viehmarkt; S = Ledermarkt; F = Fischmarkt; H = Honigmarkt; Sa = Saatkornmarkt; W = Wollmarkt; L = Laubmarkt; Schw = Schweinemarkt.

Achern April 2, 16W, Okt. 29\*. Schw jeden Dienstag, wenn Feiertag, oder wenn an diesem Tage Schw in Brühl abgehalten wird, tags darauf. Obst von der Kirchentour bis Ende Oktober an allen Werktagen. **Neisheim** Jan. 7Schw, Febr. 4Schw, März 4Schw, April 2Schw, Mai 8Sch, Juni 8Schw, Juli 1Schw, Aug. 5Schw, Septbr. 2Schw, Okt. 7Schw, Nov. 4Schw, Dez. 2Schw. **Baden** Hanfjahren: März 12, Nov. 12. **Bonnndorf** Febr. 7W, März 7W, April 4W, Mai 2\*, Juni 6W, Juli 18\*, Aug. 8W, Sept. 5W, Okt. 10W, Nov. 7\*, Dez. 5W. Frucht jeden Donnerstag, ev. tags vorher. Wenn Jahm abgedauten wird, findet der Fruchtin mit diesem statt. **Breisach** Jan. 4Schw, 23W, Febr. 1Schw, 27W, März 1Schw, 12R-Schw, 27W, April 5Schw, 24W, Mai 3Schw, 23W, Juni 7Schw, 26W, Juli 5Schw, 24W, Aug. 2Schw, 2R-Schw, 28W, Sept. 6Schw, 25W, Okt. 4Schw, 23W, 28R-Schw, Nov. 2Schw, 27W, Dez. 6Schw, 24W. **Bretten** Jan. 14\*, Febr. 11\*, 27, März 11\*\*, April 8\*\*, 24, Mai 13\*\*, Juni 10\*\*, Juli 8\*\*, Aug. 12\*\*, 14, Sept. 10\*\*, Okt. 14\*\*, Nov. 6, 11\*\*, Dez. 9\*\*. Schw jeden Dienstag und Samstag, ev. tags vorher. **Bruchsal** Jan. 16W, Febr. 20W, März 20\*Gesp.-Holzgeschirr-Bretter, April 17W, Mai 15W, 23 Holzgeschirr Bretter, Juni 19W, Juli 17W, Aug. 21W, 27 Holzgeschirr Bretter, Sept. 18W, Okt. 16W, Nov. 19R-Gesp.-Holzgeschirr Bretter, 20\*Gesp.-Holzgeschirr Bretter, Dez. 18W Schw jeden Mittwoch und Samstag, ev. tags vorher. **Hühl** Jan. 14W, März 4, 5\*, 11W, April 6W, Mai 13, 14\*, Juni 10W, Juli 8W, Aug. 5, 6\*, Sept. 2W, Okt. 14W, Nov. 11, 12\*, Dez. 9W, SchFrucht-Hanf-Gespinnst jeden Montag, ev. tags darauf. Obst von der Kirchentour an bis zum Spätjahr jeden Werktag. **Donauerschingen** Jan. 12Schw, 30WSchw, Febr. 9Schw, 27WSchw, März 9Schw, 20WJohlen, 27WSchw, April 2 Jarren, 10WSchw, 24\*Schw, Mai 11Schw, 29WSchw, Juni 8Schw, 24\*Schw, Juli 18Schw, 24WSchw, Aug. 10

Schw, 27Jarren, 28WSchw, Sept. 7Schw, 23\*Schw, Okt. 12Schw, 30\*\*JohlenSchw, Nov. 11\*Schw, 27Schw, Dez. 11, 30WSchw. Geflügel, Kaninchen jeden Montag vom ersten Montag im Januar bis zum letzten Montag im April und vom 14. Oktober bis letzten Montag im Dezember, ev. tags darauf. **Durlach** Jan. 23\*\*, Febr. 27\*\*, März 5, 27\*\*Jarren, April 24\*\*, Mai 22\*\*, Juni 26\*\*, Juli 24\*\*, Aug. 28\*\*, Sept. 17, 25\*\*, Okt. 23\*\*, 29, Nov. 27\*\*, Dez. 11 23\*\*. Schw jeden Dienstag und Samstag, ev. tags vorher S während der Frühjahrsmonate jeden Samstag, ev. tags vorher. **Gummingen** Jan. 3WSchw, 18Schw, Febr. 7WSchw, 15Schw, 26\*Schw, März 7WSchw, 15Schw, April 2WSchw, 19Schw, Mai 2WSchw, 14\*Schw, Juni 6W Schw, 21Schw, Juli 4WSchw, 19Schw, Aug. 1WSchw, 16Schw, Sept. 5WSchw, 20Schw, Okt. 9WSchw, 18Schw, 29\*Schw, Nov. 7WSchw, 15Sch, Dez. 10\*Schw, 20Schw. **Gnau** Jan. 14W, Febr. 4, 14, 21W, 28\*, März 26W, April 22W, Mai 2\*, 13 Jarren, Juni 11W, Juli 8\*, Aug. 5W, Sept. 2\*, 19Johlen, Okt. 14\*, 21W, Nov. 18\*, 27W. Schw Frucht jeden Montag in der Woche (wenn W in der Woche, fällt der Schw Montags aus) ev. Samstags vorher. Obst jeden Montag im Sept., Okt. und Nov. **Ettlingen** Jan. 21\*\*, Febr. 18\*\*, 26, März 18\*\*, April 15, 29\*\*, Mai 21\*\*, Juni 17\*\*, Juli 15, 29\*\*, Aug. 13, 19\*\*, Sept. 17, 30\*\*, Okt. 21\*\*, Nov. 12R-Hanf, 18\*\*, Dez. 16\*\*, 17R-Hanf, 30\*\*. Schw jeden Mittwoch, ev. tags vorher. **Freiburg** Jan. 10, 24\*\*, Febr. 14, 28\*\*, März 14, 27\*\*, April 11\*\*, 20Messe, 25\*\*Messe, Mai 8, 23\*\*, Juni 13, 27\*\*, Juli 11, 25\*\*, Aug. 8, 22\*\*, Sept. 12, 26\*\*, Okt. 10\*\*, 19Messe, 24\*\*Messe, Nov. 14, 28\*\*, Dez. 12\*\*. Schw jeden Samstag ev. tags vorher. Obst vom August ab bis Ende November jeden Mittwoch. **Heidelberg** Mai 19Messe, Okt. 20Messe. Obst täglich während der Obstzeit bis zum 1. Oktober. **Hüningen** Dez. 3\*Gespinnst. **Karlsruhe** Juni 2Messe, Nov. 3Messe. W jeden



Montag, Mittwoch und Donnerstag. **Aehl** Jan. 3 Schw, 17 Schw, Febr. 7 Schw, 21 Schw, März 7 Schw, 21 Schw, April 1, 2, 4 Schw, 18 Schw, Mai 2 Schw, 16 Schw, 20, 21 Schw, Juni 6 Schw, 20 Schw, Juli 4 Schw, 17 Schw, 18 Schw, Aug. 1 Schw, 14 Schw, 15 Schw, Sept. 5 Schw, 19 Schw, Okt. 18 Schw, 3 Schw, 17 Schw, Nov. 7 Schw 19 Schw, 21 Schw, Dez. 5 Schw, 19 Schw. **Konstanz** April 14 Messe Schuh Schw, Sept. 15 Messe Holzgeschirr Faßm Schuh Schw, Dez. 1 Messe Schuh Schw, 20 Schw. Obst im Herbst Dienstags und Freitags. **Vahr** März 19 Schw Frucht, Aug. 20 Schw Frucht, 27 Schw, Nov. 5 Schw Frucht, Dez. 17 Schw Frucht. Schw Frucht jeden Samstag, ev. Ausfall. Obst vom Spä- bis Frühjahr und zur Kirchenreise Samstags. Kraut während der Herbstmonate Samstags. **Vörrad** Jan. 3 Schw, 17 Schw, Febr. 7 Schw, 20, 21 Schw, März 7 Schw, 21 Schw, April 4 Schw, 16 Schw, Mai 2 Schw, 16 Schw, Juni 6 Schw, 20 Schw, Juli 4 Schw, 18 Schw, Aug. 1 Schw, 5 Schw, 22 Schw, Sept. 5 Schw, 25, 26 Schw, Okt. 3 Schw, 17 Schw, Nov. 7 Schw, 21 Schw, Dez. 5 Schw, 19 Schw. **Mannheim** Jan. 7 Schw, 10 Schw, 21 Schw, 24 Schw, Febr. 4 Schw, 14 Schw, 18 Schw, März 4 Schw, 14 Schw, 27 Schw, April 2 Schw, 11 Schw, 15 Schw, 25 Schw, Mai 5 Schw, 6 Schw, 10 Schw, 21 Schw, 23 Schw, Juni 3 Schw, 13 Schw, 17 Schw, 27 Schw, Juli 1 Schw, 11 Schw, 15 Schw, 25 Schw, Aug. 5 Schw, 8 Schw, 19 Schw, 22 Schw, Sept. 2 Schw, 12 Schw, 17 Schw, 26 Schw, Okt. 6 Schw, 7 Schw, 10 Schw, 21 Schw, Nov. 4 Schw, 14 Schw, 18 Schw, 28 Schw, Dez. 2 Schw, 11 Schw, 12 Schw, 16 Schw, 27 Schw. B jeden Montag, wenn Bedürfnis auch Freitags, Kälb Schw Schafziegen jeden Montag und Donnerstag. Schw auch Mittwochs, ev. tags darauf. Federvogel Montags. Ferkel Donnerstags, ev. Mittwochs vorher. Obst vom 1. Juni an bis Ende Oktober jeden Dienstag, Mittwoch und Freitag. Spargel im April, Mai und Juni. **Neersburg** Nov. 11, Dez. 5. **Metz** Jan. 7, 21 Schw, Febr. 4, 18 Schw, März 4 Schw, 7 Schw, 18 Schw, April 15 Schw, Mai 1, 6 Schw, 16 Schw, Juni 3, 17 Schw, Juli 1, 15 Schw, 25 Schw, Aug. 5, 19 Schw, Sept. 2, 16, 18 Schw, Okt. 7, 21 Schw, 24 Schw, Nov. 4, 18 Schw, Dez. 2 Schw, 12 Schw, 16 Schw. Frucht jeden Montag, ev. Samstags vorher. **Rosbach** Jan. 8, 22 Schw, Febr. 12, 26 Schw, März 12, 26 Schw, April 2, 9, 23 Schw, Mai 14, 28 Schw, Juni 11, 25 Schw, Juli 9, 23 Schw, Aug. 13, 27 Schw, Sept. 10 Schw, 12 Schw, 24 Schw, Okt. 8, 22 Schw, Nov. 4, 12, 26 Schw, Dez. 10, 24 Schw. Obst in Verb. mit den Wochenm im Oktober bei guter Obsternte. **Mühlheim** Jan. 21 Schw, Febr. 18 Schw, 22 Schw, März 18 Schw, April 15 Schw, Mai 21 Schw, Juni 17 Schw, Juli 15 Schw, Aug. 19 Schw, Sept. 17 Schw, Okt. 21 Schw, Nov. 7 Schw, Holzgeschirr Witt, 18 Schw, Dez. 16 Schw. Schw Frucht jeden Freitag ev. tags vorher oder am darauffolgenden Samstag. **Nedarsgemünd** Nov. 25 Schw. Obst im September und Oktober jeden Dienstag. **Neustadt** Jan. 21 Schw, März 11 Schw, Mai 13 Schw, Juli 29 Schw, Okt. 28 Schw. **Offenburg** Febr. 5 Schw, März 5 Schw, 12 Schw, April 2 Schw, Mai 6 Schw, 16 Schw, Holzgeschirr Schw Frucht, 7 Schw, 14 Schw, Farrenzohlen Spiel Schw Ferkel, Juni 4 Schw, Juli 2 Schw, Aug. 6 Schw, Sept. 3 Schw, 16 Schw, Holzgeschirr Schw Frucht, Okt. 1 Schw, Nov. 5 Schw, Farren, Dez. 3 Schw. Schw Holzgeschirr Frucht jeden Samstag, ev. tags vorher. Kraut im Oktober und November Dienstags und Samstags. **Vorzheim** Jan. 7 Schw, Febr. 4 Schw, März 4 Schw, 12 Schw, Döpfel Glas Holzwaren Schw, April 2 Schw, Mai 6 Schw, Juni 3 Schw, Juli 1 Schw, Aug. 5 Schw, Sept. 2 Schw, Okt. 7 Schw, Nov. 4 Schw, 26 Schw, Döpfel Glas Holzwaren Schw, Dez. 2 Schw. Geflügel in der ersten Hälfte des Monats März. Kaninchen Juni. Kanarienvogel in der zweiten Hälfte des Januar. Schw jeden Mittwoch und Samstag ev. tags vorher. In den Wochen, in welchen mit den Krammärkten Schweinemarkt stattfindet, fällt der wöchentliche Schweinemarkt aus. **Phillendorf** Jan. 15 Schw, Febr. 12 Schw, 25 Schw, April 16 Schw, Mai 6 Schw, Juni 11 Schw,

Schw, Nov. 19 Schw, Dez. 9 Schw. Frucht jeden Dienstag (in der Zeit von Mitte September bis Mitte November auch Obst/Gemüse), ev. tags darauf. **Kadolfzell** Jan. 2, 16 Schw, Febr. 6 Schw, 20 Schw, Klee Samen, 27 Schw, März 6 Schw, Klee Samen, 20 Schw, April 3, 17 Schw, Mai 1 Schw, 2 Schw, 15 Schw, Juni 5, 19 Schw, Juli 3, 17 Schw, Aug. 7 Schw, 21 Schw, Ziegen, 28 Schw, Sept. 4 Schw, Holzgeschirr, 16 Schw, 18 Schw, Holzgeschirr, 25 Schw, Okt. 2 Schw, 16 Schw, Klee Samen, 23 Schw, Klee Samen, Nov. 6 Schw, 20 Schw, Dez. 4, 18, 22 Schw. Frucht jeden Mittwoch, ev. tags vorher. Obst von Anfang September bis Mitte November Mittwochs. **Kastatt** Jan. 1 Schw, Febr. 14 Schw, März 14 Schw, April 29 Schw, Bretter Schw Frucht, 30 Schw, Bretter Schw Frucht, Mai 8 Schw, Juni 18 Schw, Juli 11 Schw, Aug. 8 Schw, Sept. 23 Schw, Bretter Schw Frucht, 24 Schw, Bretter Schw Frucht, Zohlen, Okt. 1 Schw, Nov. 25 Schw, Dez. 12 Schw. Schw Frucht jeden Donnerstag, ev. tags vorher. **Säckingen** Jan. 8 Schw, Febr. 5 Schw, März 5 Schw, 6 Schw, April 2 Schw, Mai 7 Schw, Juni 4 Schw, Juli 5 Schw, Aug. 6 Schw, Sept. 3 Schw, Okt. 1 Schw, 21 Schw, 5 Schw, Dez. 8 Schw. **Schmetzingen** März 2 Schw, Juni 26 Schw, Sept. 25 Schw, Nov. 11 Schw, Gespinnst. Schw jeden Mittwoch ev. tags vorher. Spargel im April, Mai und Juni täglich. Obst im Juni und Juli täglich, im September und Oktober jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag in Verbindung mit den Wochenm. **Stodach** Jan. 8, 15 Schw, Febr. 5, 19 Schw, März 5, 19 Schw, April 2, 16 Schw, 18 Schw, Mai 7 Schw, 21 Schw, Juni 4, 18 Schw, Juli 2, 4, 16 Schw, Aug. 6, 20 Schw, Sept. 3, 17 Schw, Okt. 1, 15 Schw, 17 Schw, Nov. 5, 19 Schw, 21 Schw, Dez. 3, 17 Schw. Frucht jeden Dienstag ev. tags vorher. Im September, Oktober und November zehn Obstm und von Mitte Oktober bis Mitte November vier Karloffelkrautklüßeln. **Stühlingen** Jan. 7 Schw, Febr. 11 Schw, März 11 Schw, April 29 Schw, Mai 13 Schw, Juni 9 Schw, Juli 15 Schw, Aug. 5 Schw, Sept. 2 Schw, Okt. 7 Schw, Nov. 4 Schw, Dez. 9 Schw. **Taubertshausen** Jan. 21 Schw, Febr. 11 Schw, 18 Schw, März 18 Schw, 19 Schw, April 15 Schw, 25 Schw, Mai 21 Schw, 24 Schw, Juni 17 Schw, Juli 8 Schw, 15 Schw, Aug. 19 Schw, 26 Schw, Sept. 16 Schw, 24 Schw, Okt. 21 Schw, Nov. 18 Schw, Dez. 16 Schw, 23 Schw. **Ueberlingen** Jan. 9 Schw, 30 Schw, Febr. 13 Schw, 27 Schw, März 13 Schw, 27 Schw, April 10 Schw, 24 Schw, Mai 8 Schw, 29 Schw, Juni 12 Schw, 26 Schw, Juli 10 Schw, 31 Schw, Aug. 14 Schw, 28 Schw, Sept. 11 Schw, 25 Schw, Okt. 9 Schw, 23 Schw, Nov. 13 Schw, 27 Schw, Dez. 11 Schw, 25 Schw. Frucht/Produkte jeden Mittwoch ev. tags vorher. Obst vom September bis Dezember. **Villingen** Schw Frucht: März 19, April 2, Mai 21, Juni 25, Sept. 24, Okt. 28, Dez. 24. Schw Frucht jeden Dienstag, ev. tags vorher. **Waldshut** Febr. 7 Schw, März 20 Schw, Mai 1 Schw, Juni 6 Schw, Juli 25 Schw, Aug. 19 Schw, Sept. 3 Schw, 25 Schw, Okt. 16 Schw, Nov. 11 Schw, Dez. 6 Schw, 23 Schw. **Waldürn** Jan. 3 Schw, Febr. 7 Schw, März 7 Schw, April 4 Schw, Mai 2 Schw, 28 Schw, Wallfahrtsmesse, Juni 6 Schw, Wallfahrtsmesse, Juli 4 Schw, Aug. 1 Schw, Sept. 5 Schw, Okt. 3 Schw, Nov. 7 Schw, Dez. 5 Schw. **Weinheim** März 19, April 27 Schw, Mai 7, 25 Schw, Ziegen, Aug. 12, Sept. 28 Schw, Nov. 5, Dez. 10 Schw. Schw jeden Samstag, wenn Feiertag, kein Markt. Obst von der Kirchenreise an bis Ende Oktober täglich, während der Kirchenreise auch an Sonn- und Feiertagen. **Wertheim** Jan. 2, 16, 30 Schw, Febr. 13, 27 Schw, März 13 Schw, 25 Schw, 27 Schw, April 10, 24 Schw, Mai 8, 22 Schw, Juni 5, 19 Schw, Juli 3, 17, 31 Schw, Aug. 14, 28 Schw, Sept. 11, 25 Schw, Okt. 1, 9, 23 Schw, Nov. 6, 20 Schw, 25 Schw, Dez. 4, 18, 31 Schw. **Wolfach** März 6, Mai 15, Aug. 7, Okt. 9, Dez. 19. Schw Frucht jeden Mittwoch ev. tags darauf.





## Trächtigkeits- und Brüte-Kalender.

Die mittlere Trächtigkeitsperiode beträgt bei Pferdestuten 48 1/2 Wochen oder 330 Tage (äußerste Grenze: 330 und 419 Tage); Eselstuten gewöhnlich etwas mehr als bei Pferdestuten; Kühen 40 1/2 Wochen oder 285 Tage (äußerste Grenze: 240 und 321 Tage); Schafen und Ziegen fast 22 Wochen oder 154 Tage (äußerste Grenze: 146 und 188 Tage); Säuen über 17 Wochen oder 120 Tage (äußerste Grenze: 109 und 133 Tage); Hündinnen 9 Wochen oder 63-65 Tage; Katzen 8 Wochen oder 56-60 Tage; Hühner brüten 19-24, in der Regel 21 Tage; Truthühner (Puten) 26-29 Tage; Gänse 28-33 Tage; Enten 28-32 Tage; Tauben 18-19 Tage.

Anfang		Ende der Tragzeit bei				Anfang		Ende der Tragzeit bei			
Datum	Pferden 340 Tage	Kühen 285 Tage	Schafen u. Ziegen 154 Tage	Schweinen 120 Tage	Datum	Pferden 340 Tage	Kühen 285 Tage	Schafen u. Ziegen 154 Tage	Schweinen 120 Tage		
1. Jan.	6. Dez.	12. Okt.	4. Juni	30. April	5. Juli	9. Juni	15. April	5. Dez.	1. Nov.		
6. "	11. "	17. "	8. "	5. Mai	10. "	14. "	20. "	10. "	6. "		
11. "	16. "	22. "	13. "	10. "	15. "	19. "	25. "	15. "	11. "		
16. "	21. "	27. "	18. "	15. "	20. "	24. "	30. "	20. "	16. "		
21. "	26. "	1. Nov.	23. "	20. "	25. "	29. "	5. Mai	25. "	21. "		
26. "	31. "	6. "	28. "	25. "	30. "	4. Juli	10. "	30. "	26. "		
31. "	5. Jan.	11. "	3. Juli	30. "	4. Aug.	9. "	15. "	4. Jan.	1. Dez.		
5. Febr.	10. "	16. "	8. "	4. Juni	9. "	14. "	20. "	9. "	6. "		
10. "	15. "	21. "	13. "	9. "	14. "	19. "	25. "	14. "	11. "		
15. "	20. "	26. "	18. "	14. "	19. "	24. "	30. "	19. "	16. "		
20. "	25. "	1. Dez.	23. "	19. "	24. "	29. "	4. Juni	24. "	21. "		
25. "	30. "	6. "	28. "	24. "	29. "	3. Aug.	9. "	29. "	26. "		
2. März	4. Febr.	11. "	2. Aug.	29. "	3. Sept.	8. "	14. "	3. Febr.	31. "		
7. "	9. "	16. "	7. "	4. Juli	8. "	13. "	19. "	8. "	5. Jan.		
12. "	14. "	21. "	12. "	9. "	13. "	18. "	24. "	13. "	10. "		
17. "	19. "	26. "	17. "	14. "	18. "	23. "	29. "	18. "	15. "		
22. "	24. "	31. "	22. "	19. "	23. "	28. "	4. Juli	23. "	20. "		
28. "	1. März	5. Jan.	27. "	24. "	28. "	2. Sept.	9. "	28. "	25. "		
1. April	6. "	10. "	1. Sept.	29. "	3. Okt.	7. "	14. "	5. März	30. "		
6. "	11. "	15. "	6. "	3. Aug.	8. "	12. "	19. "	10. "	4. Febr.		
11. "	16. "	20. "	11. "	8. "	13. "	17. "	24. "	15. "	9. "		
16. "	21. "	25. "	16. "	13. "	18. "	22. "	29. "	20. "	14. "		
21. "	26. "	30. "	21. "	18. "	23. "	27. "	3. Aug.	25. "	19. "		
26. "	31. "	4. Febr.	26. "	23. "	28. "	2. Okt.	8. "	30. "	24. "		
1. Mai	5. April	9. "	1. Okt.	28. "	2. Nov.	7. "	13. "	4. April	1. März		
6. "	10. "	14. "	6. "	2. Sept.	7. "	12. "	18. "	9. "	6. "		
11. "	15. "	19. "	11. "	7. "	12. "	17. "	23. "	14. "	11. "		
16. "	20. "	24. "	16. "	12. "	17. "	22. "	28. "	19. "	16. "		
21. "	25. "	1. März	21. "	17. "	22. "	27. "	2. Sept.	24. "	21. "		
26. "	30. "	6. "	26. "	22. "	27. "	1. Nov.	7. "	29. "	26. "		
31. "	5. Mai	11. "	31. "	27. "	2. Dez.	6. "	12. "	4. Mai	31. "		
5. Juni	10. "	16. "	5. Nov.	2. Okt.	7. "	11. "	17. "	9. "	5. April		
10. "	15. "	21. "	10. "	7. "	12. "	16. "	22. "	14. "	10. "		
15. "	20. "	26. "	15. "	12. "	17. "	21. "	27. "	19. "	15. "		
20. "	25. "	31. "	20. "	17. "	22. "	26. "	2. Okt.	24. "	20. "		
25. "	30. "	5. April	25. "	22. "	27. "	1. Dez.	7. "	29. "	25. "		
30. "	4. Juni	10. "	30. "	27. "	31. "	5. "	12. "	2. Juni	29. "		

### Brünstigkeit.

Tiergattung	Dauer der Brünstigkeit	Wiederkehr der Brünstigkeit	
		bei Nichtbefruchtung	nach dem Werfen
Pferde . . . . .	24-36 Stunden	nach 8-10 Tagen	nach 2 Wochen
Kühe . . . . .	24-36 "	" 21-28 "	" 4 "
Schafe . . . . .	24-36 "	" 14-21 "	" 26 "
Schweine . . . . .	24-36 "	" 21-28 "	" 5-6 "

Angemessene Saugzeit bei Aufzucht. Für Ferkel 7-8 Wochen, Ziegen 8 Wochen, Kübber 10-12 Wochen, Pferde-Fohlen 15-18 Wochen, Esel 16 Wochen, Lämmer 16-18 Wochen.



## Volkstimme \* Mannheim

Erscheint wöchentlich 7 mal. Samstags zwei Ausgaben.

**Bezugspreis:** In der Expedition und bei den Filialen abgeholt pro Monat 85 Pfg.; ins Haus gebracht pro Monat 1 Mk. Bei allen Postanstalten im deutschen Reichspostgebiet vierteljährlich 3 Mk. Einzelnummer 5 Pfg.

**Inserate:** Die einspaltige Kolonelle oder deren Raum 30 Pfg., für auswärtig 40 Pfg., für Wohnungsanzeigen pro Zeile 15 Pfg. Geheimmittel, Annoncen finden keine Aufnahme. Schluß der Inseraten-Aufnahme morgens 8 Uhr.

**Adresse:** Mannheimer Aktiendruckerei A.-G. (Verlag der Volkstimme) R 3, 14. Telephon 2343. Redaktion: Telephon 854. Sprechstunde nur von 12 bis 1 Uhr.

**Verbreitungsbezirk:** 11., 12., 14. und teilweise 13. Reichstagswahlkreis.

## Volkfreund \* Karlsruhe

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und gesetzlichen Feiertage.

**Bezugspreis:** Ins Haus, durch Träger zugestellt, monatlich 1 Mk., vierteljährlich 3 Mk. In der Expedition und bei den Ablagen abgeholt monatlich 90 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt 2.70 Mk.; durch den Briefträger ins Haus gebracht 3.12 Mk. vierteljährlich.

**Inserate:** Die einspaltige kleine Zeile oder deren Raum 20 Pfg., Lokal-Inserate billiger. Schluß der Annahme von Inseraten vormittags 1/29 Uhr. Größere Inserate müssen tags zuvor spätestens 3 Uhr nachmittags aufgegeben sein. Geschäftsstunden der Expedition von vormittags 7 bis abends 1/27 Uhr.

**Adresse:** Verlag: Luisenstraße 24. Telephon Nr. 128. Postzeitungsliste Nr. 8144. Postfach-Konto Nr. 2650. Redaktion: Luisenstraße 24. Telephon Nr. 481. Sprechstunde von 1/212 bis 1/21 Uhr mittags. Redaktionsschluß 1/210 Uhr vormittags.

**Verbreitungsbezirk:** 7. bis 10. und teilweise 13. Reichstagswahlkreis.

## Volkswacht \* Freiburg

Erscheint täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage.

**Bezugspreis:** Ins Haus, durch Träger zugestellt, monatlich 1 Mk.; vierteljährlich 3 Mk. In der Expedition und in den Ablagen abgeholt monatlich 90 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt 2.85 Mk.; durch den Briefträger ins Haus gebracht 3.27 Mk. vierteljährlich.

**Inserate:** Die einspaltige Zeile oder deren Raum für auswärtige Inserate 25 Pfg., Lokal-Inserate billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. Schluß der Inseraten-Aufnahme für die nächste Nummer vormittags halb 9 Uhr. Größere Inserate müssen tags zuvor, spätestens um 3 Uhr nachmittags, zur Aufnahme in die nächste Nummer der „Volkswacht“ aufgegeben sein.

**Adresse:** Verlag und Redaktion: Ecke Prediger- und Lindenstraße. Telephon Nr. 381. Sprechstunden der Redaktion nur von 12—1 Uhr.

**Verbreitungsbezirk:** 1. bis 6. Reichstagswahlkreis.

## Freie Presse \* Pforzheim

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und gesetzlichen Feiertage.

**Bezugspreis:** Frei ins Haus geliefert monatlich 75 Pfg., in der Expedition abgeholt 65 Pfg.; durch die Post ins Haus geliefert 84 Pfg., am Posthalter abgeholt 70 Pfg.

**Inserate:** Die sechsgepaltene Reklamezeile oder deren Raum 12 Pfg., für auswärtig 20 Pfg., Reklamezeile 45 Pfg., bei Wiederholungen Rabatt. — Inserate müssen spätestens am Abend vor dem jeweiligen Erscheinen aufgegeben werden.

**Adresse:** Verlag und Redaktion: Ecke Klostermühlgasse und Zehnthofstraße. Telephon 178.

**Verbreitungsbezirk:** 9. Reichstagswahlkreis.

In jeder Wohnung des arbeitenden Volkes sollte eines von diesen Blättern gelesen werden.



BLB Karlsruhe



57 65085 4 031



